UC-NRLF
$B 146 969

Zur

deutschen Literaturgeschichte.

Kleine Schriften

von

J. W. Schaefer.

Bremen.

Verlag von A. D. Geisler.

1864.

J. W. Schaefer,

zur deutschen Literaturgeschichte.

BURDACH.

PT107
S35

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Die Epochen der deutschen Literatur. Eine Vorlesung. 1846	1— 49.
Die Anfänge des deutschen Drama's. 1839	51— 62.
Gottsched im Wendepuncte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. 1861	63— 83.
Hinrich Janßen der Bauernpoet, ein Zeitgenosse Hagedorn's	85— 96.
J. J. Moser's Gefangenschaft in Hohentwiel. 1853.	97—109.
Klopstock's Verhältniß zu der Literaturentwicklung des 18. Jahrhunderts. Eine Vorlesung. 1846	111—141.
Herder in seiner Jugend und im Aufgange des Ruhms. 1861	143—175.
Goethe, ein Lebens- und Charakterbild. 1853	177—203.
Goethe's Geistesentwickelung während der Frankfurter Jugendepoche. 1861	205—217.
Goethe und Reinhold Lenz. 1861	219—239.
Goethe und Plessing. 1861	241—257.
Ueber Goethe's römische Elegieen und venetianische Epigramme. 1851	259—272.
Schiller und Margarete Schwan. 1838	273—282.
Zur Erinnerung an Ludwig Uhland. 1862	283—296.

M244815

Vorwort.

Wenn man, wie der Verfaſſer, auf eine über mehrere Decennien ausgedehnte ſchriftſtelleriſche Laufbahn zurückblickt und das eine oder andere Werk in neuen Auflagen verjüngt vor ſich ſieht, ſo regt ſich unwillkürlich eine Theilnahme für die kleineren Schriften, welche theils als vereinzelte Vorleſungen zur Unterhaltung weniger Zuhörer gedient haben, theils als in ſich abgeſchloſſene Abhandlungen und Schilderungen, in Zeitſchriften hin und wieder zerſtreut, nur einem engeren Kreiſe von Leſern bekannt geworden ſind.

Mehrfach aufgefordert, ſie in einer Sammlung zuſammenzuſtellen, habe ich mich zunächſt auf eine Herausgabe derjenigen beſchränkt, welche

eine allgemein wiſſenſchaftliche Bedeutung zu haben ſchienen und weniger von dem Moment abhängig waren, der ſie hervorgerufen hatte; mehrere waren bisher ungedruckt. Das Jahr der Abfaſſung iſt überall beigefügt, um dem einſichtsvollen Leſer zum Fingerzeig über Einzelnes zu dienen und in manchen Fällen den Verfaſſer zu rechtfertigen.

Das vorliegende Bändchen bringt eine Reihe literarhiſtoriſcher Abhandlungen, ſowohl allgemeinere Charakteriſtiken als Erörterungen einzelner kritiſcher Fragen der Literaturgeſchichte, welche als Früchte ſpecieller Studien vorzugsweiſe eine Erneuerung verdienen dürften. Möchte ich mich darin nicht getäuſcht haben und die anſpruchsloſe Sammlung eine freundliche Aufnahme finden!

Bremen, den 15. Mai 1864.

J. W. Schaefer.

Die

Epochen der deutſchen Literatur.

Eine Vorleſung.

1846.

Es iſt kaum ein Menſchenalter vergangen, ſeit die Geſchichte der deutſchen Literatur in den Kreis der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften eingetreten iſt. Zuvor mußte die deutſche Nation in Zeiten tiefer Erniedrigung anfangen, aus der Betrachtung vergangener Größe Troſt zu ſchöpfen, zuvor mußte die Verehrung des Ausländiſchen der Achtung vor der eigenen Nationalität Platz machen, damit wir des ſelbſterworbenen Beſitzthums inne und froh würden; eine glänzende Periode unſerer Literatur mußte ſich zum Abſchluß neigen, um es uns zum Bedürfniß zu machen, in die Vergangenheit zurückzugehen und die Entwicklung der nationalen Literatur bis zu ihren erſten Anfängen zu verfolgen. Was man früher Literaturgeſchichte nannte, war entweder eine kahle Notizenſammlung, eine Aufzählung und Regiſtrirung literariſcher Erzeugniſſe, ſo daß in dies Gewirr kein Strahl des Geiſtes fiel: oder man führte, um den tieferen hiſtoriſchen Zuſammenhang unbekümmert, nur die glanzvollſten Erſcheinungen vor und unterwarf ſie einer äſthetiſchen Kritik, über deren Endergebniß nur allzu oft die Launen und Liebhabereien der Richtenden entſchieden. Allein einen echteren Genuß, als das Anſtaunen des Fertigen, eine gründlichere Einſicht, als die geſchickteſte Zergliederung einzelner meiſterhafter Leiſtungen, gewährt es uns zu beobachten, wie in dem geiſtigen

Organismus der Keim treibt, der Stamm sich bildet und festigt, und an diesen Zweig an Zweig, Blatt an Blatt sich legt, bis endlich das Ganze als eine in sich vollendete Schöpfung dasteht. Eben dadurch wird die Literaturgeschichte etwas Besseres, als eine angewandte Aesthetik: sie wird eine Culturgeschichte, sie geht den in der Literatur offenbar werdenden Fäden des geistigen Lebens bis zu den entlegensten Puncten nach, um alle Gänge dieses Labyrinthes wie Grundzüge eines Risses zu überschauen. Welche Wissenschaft wäre würdiger, aus der Enge der Gelehrtenwelt in den Kreis aller Gebildeten zu treten! welche mehr berufen, die wissenschaftliche Forschung mit dem Leben der Nation zu verschmelzen!

Indeß ist die Zahl derer nicht klein, welche, wie hoch sie den Werth unserer neueren Literatur anschlagen, wie sehr sie das historische Verständniß derselben als ein Object allgemeiner Humanitätsbildung anerkennen, dennoch die Geschichte der älteren Literatur lediglich der gelehrten Forschung zuweisen und den Weg auf dieses Gebiet hinüber für bedenklicher und minder lohnend halten, als wo es sich um gleich entlegene Perioden politischer Geschichte handelt. Wäre die ältere Periode unserer Literatur nur eine Zeit roher Versuche, von denen der ästhetisch verfeinerte Sinn unserer Zeit sich abwendet, so möchte allerdings die Frage aufzuwerfen sein, ob für den, welcher um eine allgemeine geistige Bildung sich bemüht, der Weg durch diese Vorhalle lohnend sei. Allein wir sind auch in dieser Hinsicht glücklicher, als manche andere Nation, die sich eines goldenen Zeitalters ihrer Literatur rühmt und

uns Deutschen in dem Heerzug der Geister nur eine Stelle unter den letzten Nachzüglern gönnen möchte. Wenn wir diejenige Literaturperiode, welche, von reichem Geistes- und Gemüthsleben erfüllt, dies Feuer, in einem Brennpunct vereint, in poetischen Schöpfungen ausströmen läßt und zugleich für den vorhandenen Stoff die angemessenste Form zu finden weiß — wenn wir diese eine classische nennen dürfen, so hatten wir Deutschen schon vor länger als einem halben Jahrtausend, schon im Mittelalter eine classische Poesie: auch dort erkennen wir den heimischen Boden wieder, auch von dort rauscht uns der Flügelschlag ebenderselben Poesie, die sich im letzten Jahrhundert mit neuerwachter Gesangeslust emporhob.

Es ist ein Zeugniß von der höhern Culturstufe unserer Zeit, daß wir den Werth der Dichtungen irgend einer Zeitperiode nicht nach dem sie begleitenden Grade wissenschaftlicher Aufklärung bemessen. Eine solche Ansicht mochte das in einseitiger Verstandescultur beschränkte vorige Jahrhundert ziemlich allgemein hegen, wo z. B. Herder's Liebe zu alten Volksliedern von der Berliner Philosophenschule belächelt und bespöttelt ward. Unsere Zeit hat es längst erkannt, daß ein lieblicher Duft der Poesie die Wiege der Völker umschwebt, daß die Poesie die Freundin der Jugend, nicht bloß der Individuen, sondern auch der Nationen ist, daß in den ungekünstelten Naturlauten, in der Sagenwelt der Urzeit der Völker eine Fülle reiner Dichtung wohnt, welche noch gealterte Nationen zu erquicken und ihre Poesie zu verjüngen vermag. Das bekannte Wort, welches auch noch in Zeiten, wo

es ganz bedeutungslos geworden war, häufig wiederholt ward, daß nämlich der Dichter *geboren* werde, hat keinen andern Sinn, als daß die Poesie nicht eine durch Kasten- und Schulweisheit überlieferte Kunst — daß sie vielmehr die uralte, ewige Sprache der *Menschheit* sei, überall sich regend, wo das Bewußtsein des Menschlichen in der Brust erwacht, und daher, wie unvollkommen auch manchmal die Formen noch sein mögen, stets der Ausdruck des Reinmenschlichen, die Blüthe des geistigen Daseins, unvergänglich, wie der göttliche Funke, der in unsre Seele gelegt ist, und stets sein redendes Zeugniß. In ihre Tiefen führt nicht das Sinnen und Berechnen des Denkers; — nur das Herz, welches die geheimnißvollen Kräfte, die das Gemüth des Menschen, das Leben der Menschheit bewegen, in sich nachempfindet, der Genius, dem die innere Welt ein Spiegelbild der Menschheit wird. Daher bringt sie auch ihr Verständniß wieder der ganzen Menschheit entgegen. Die echte Poesie wendet sich nicht an Coterien und Schulen, sondern an Alle, welche für die Freuden und Leiden des menschlichen Geschlechts Mitgefühl haben. Die Wissenschaft dagegen ist der mühsame Bau von Jahrhunderten und Jahrtausenden; zu ihren Schätzen dringt der Forscher auf verschlungenen, oft dunkeln Wegen; aber auch sie sind heilige Schätze, gleich denen der Poesie; auch von ihnen aus strömt fort und fort eine belebende Kraft dem Geistesleben der Nation zu. Das eben ist das Eigenthümliche der jüngsten Culturstufe, daß sich die Poesie inniger mit der Wissenschaft vermählt hat. Sie haben sich endlich als ebenbürtige

Schweſtern anſehen lernen; es hegen und nähren beide, als die geweihten Prieſterinnen, die heilige, himmliſche Flamme auf dem Altar der Menſchheit.

Weil unſere Poeſie und Philoſophie am Schluß des vorigen Jahrhunderts mit ihrem Glanze die Schmach unſerer politiſchen Ohnmacht verhüllte, ſo möchten Manche geneigt ſein, ſtatt dieſe namhaften Factoren unſerer Geiſtesbildung in einer engen Beziehung zu unſern politiſchen Zuſtänden zu denken, ihnen außerhalb des übrigen Nationallebens eine Stelle anzuweiſen. Es lehrt jedoch die Erwägung aller auf die Geſtaltung einer neuen Literaturepoche einwirkenden Momente, daß ſie nur durch eine das geſammte Volksleben ergreifende politiſche Bewegung herbeigeführt wurden. Nur dürfen wir dabei unſer Augenmerk nicht bloß auf die Vorgänge innerhalb der Grenzen unſers deutſchen Vaterlandes richten. Deutſchland verdient in vielfachem Sinne das Herz Europa's zu heißen. War es dies in glanzvollen Zeiten dadurch, daß von ihm Leben und Wärme in die Glieder des europäiſchen Staatenkörpers ausſtrömte, ſo iſt es dies in trüben Tagen noch dadurch geblieben, daß es jeden Pulsſchlag friſchen Lebens, wo daſſelbe ſich auch regen mochte, mitempfand und nie ſich ausſchloß von dem Ringen der Geſammtheit, auch wenn es, von außen und innen gehemmt, ſtatt thätigen Mitwirkens auf eine ideale Betheiligung verwieſen war. Weil wir das Leben der Völker in unſerm Innern mitzuempfinden und im Reich der Ideen nachzuleben verſtanden, blieb uns auch nach dem Verluſt unſerer Nationaleinheit und politiſchen Bedeutſamkeit die Fülle wiſſenſchaftlichen Lebens und Strebens,

Samen ſtreuend für ein zukünftiges Deutſchland, welches die Stellung wieder einnehmen wird, die ihm ſeine natürliche Lage und ſeine Geſchichte anweiſen.

Wenn wir uns dieſe Wechſelwirkung zwiſchen Geſchichte und Literatur recht anſchaulich machen wollen, ſo haben wir die drei großen Völkerbewegungen des Abendlandes, welche unſre Geſchichte geſtaltet haben, zugleich als die Hauptepochen unſerer geiſtigen Cultur, unſerer Literatur anzuſehen, die Völkerwanderung, die Kreuzzüge, die Reformation. Auch die erſtere war nicht bloß ein Hin- und Herwogen vorwärts gedrängter Völkermaſſen, ſie war zugleich eine geiſtige Umwälzung: die altgermaniſche Cultur, die wir uns hüten müſſen, weil ſie heidniſch war, allzu gering anzuſchlagen, ward aus ihren Fugen geriſſen und von der geiſtigen Gewalt des Chriſtenthums überwunden; die Keime nationaler Poeſie, welche der Göttermythus und die ihm ſich anſchließende Heldenſage barg, wurden verſtreut und von einer neuen Schicht, welche die fremdartige Bildung des Südens darüber breitete, erdrückt oder doch für lange Zeit überdeckt.

Die Kreuzzüge ſind eben ſo ſehr eine Folge der poetiſchen Erregung des Zeitalters, als ſie dieſe wiederum gefördert, belebt und mit neuem Inhalt erfüllt haben; ſie waren der zur That gewordene innere Drang eines in den Tiefen des Gemüths mächtig aufgeregten Zeitalters, das den Damm der Gewöhnlichkeit nach allen Seiten überfluthend durchbricht. Nur in dieſer univerſalhiſtoriſchen Bedeutung dürfen ſie aufgefaßt werden, und nur die Poeſie, welche ihnen voran und zur Seite ging, lehrt ſie uns verſtehen.

In gleichem Maße würde es eine engherzige Auffassung der Reformation sein, sähen wir sie lediglich als eine Verbesserung kirchlicher Dogmen und Liturgieen an, und nicht vielmehr als den Beginn eines großen Läuterungsprozesses der europäischen Menschheit. Das, wofür in ihrer Jugendzeit die edelsten Geister kämpften, waren eben dieselben Ideen, für welche spätere Generationen stets von neuem die Waffen erhoben haben: die Rechte des Geistes gegenüber der Willkür und Autorität. Was die neuere Literatur Schönstes und Herrlichstes hat, ist aus diesem Kampfe hervorgegangen und wird ferner aus ihm hervorgehen. Das Reformationswerk ist noch nicht vollendet; noch immer beschwören wir den Geist eines Luther und Hutten.

Man könnte auf den ersten Blick zu der Annahme versucht werden, die Umgestaltung, welche durch diese epochemachenden Begebenheiten hervorgerufen worden, nur in dem stofflichen Gehalt der Literatur zu suchen. Wie tief sie aber in die gesammte Geistescultur der Nation eingegriffen haben, wird man erst recht inne, wenn man auch die Ausbildung der Sprache und überhaupt der Formen, unter denen die Literatur erscheint, einer nähern Betrachtung unterwirft. Die Sprache, die nur das äußere Organ des Geistes zu sein scheint, gestaltet sich nach Bildungsgesetzen, die das Wirken und Schaffen des Geistes in ihrem innersten Organismus beurkunden. Jede neue Epoche der Literatur bringt daher auch eine neue Sprachbildung mit. Lange mag eine nüchterne und erschlaffte Zeit sich mit den alten abgegriffenen Münzen des

Sprachſchatzes begnügen; aber die von neuer Ideenfülle durchglühte Zeit ſchmelzt das Metall um und prägt es von neuem.

Aus der aſiatiſchen Heimat, vom Fuß der Gebirge Hochaſiens, brachten die Germanen in die neuen Wohnſitze eine Sprache mit, deren Züge noch jetzt die gemeinſame Mutter verrathen: keine rohe Sprache, ſondern, was jetzt wohl außer allem Zweifel geſtellt iſt, eine geſchmeidige und wohlorganiſirte. Haben wir auch nur ſchwache Spuren von der älteſten Organiſation der deutſchen Sprache, ſo dürfen wir doch dem Schluß, den der größte Forſcher auf dem Gebiete germaniſcher Sprachbildung, Jacob Grimm, aus dem ſpätern Verlauf der Geſtaltungen unſerer Mutterſprache zieht, nicht mißtrauen, daß nämlich die Sprache, wie ſie die deutſchen Völker im erſten Jahrhundert geredet haben, ſelbſt die gothiſche, die älteſte Mundart, die uns in Schriftdenkmälern vorliegt, an reineren Formen übertroffen haben werde.

Kurz und ſchlagend — dafür haben wir hinreichende Zeugniſſe — war der Ausdruck in den älteſten Volksgeſängen, dieſem entſprechend die Bindung der Worte durch die Alliteration, den Gleichklang der Anfangsbuchſtaben der ſtarkbetonten Wörter; ſie geſtattet kein Ausmalen, kein Verweilen, weil ſie eine Reihe hervorgehobener Wörter verlangt; ſie eilt in raſchem Schritt, oft ſprungweiſe, durch kühne Wendungen und Uebergänge der Hauptſache zu. Zu der chriſtlich-romaniſchen Bildung eignete ſie ſich nicht in gleichem Maße. Dieſe ſtrebte dahin, den Geiſt von der ſinnlichen Welt abzuziehen und für die Em-

pfindung, die Contemplation eines übersinnlichen Jenseits zu gewinnen. Daher verlor die Sprache, je mehr die Welt der subjectiven Empfindung erschlossen ward, ihre sinnliche Schärfe und Bestimmtheit; ihre Formen wurden weicher, die Alliteration ward unbrauchbar, überdies war sie den christlichen Dichtern verhaßt, weil sie in den heidnischen Liedern herrschte, welche sie zu verdrängen bemüht waren. Es war mithin eine innere Nothwendigkeit, wodurch die christlichen Dichter auf den in lateinischen Kirchengesängen bereits üblichen Endreim hingedrängt wurden, mochte auch der Uebergang nur allmählich geschehen. Erst als die Dichtung mit Endreimen sich ausgebildet hatte, war an die Stelle der gedrängten Darstellung die gemüthlich verweilende, ausmalende Schilderung getreten, welche der subjectiven Gemüthswelt religiöser Beschaulichkeit entsprach.

Am auffallendsten erscheint die Sprachumwälzung, welche im zwölften Jahrhundert aus dem Althochdeutschen in das Mittelhochdeutsche hinüberführte, eine Sprachbildung, wie sie nur aus dem Boden einer von den sanftesten Empfindungen und heitersten Phantasieen erfüllten Gemüthswelt emporwachsen konnte. Der Reim gelangte hier zur ausgedehntesten Herrschaft, weil die Musik des Herzens nach entsprechenden Tönen verlangte.

Daß endlich die Reformation unsere Sprache nicht bloß geregelt, sondern mit einem neuen Geiste durchhaucht hat, das hat wohl am schönsten Jakob Grimm ausgesprochen, wenn er von dieser neuhochdeutschen Sprachbildung sagt: „Man darf das Neu-

hochdeutſche in der That als den proteſtantiſchen Dialekt bezeichnen, deſſen Freiheit athmende Natur längſt ſchon, ihnen unbewußt, Dichter und Schriftſteller des katholiſchen Glaubens überwältigte."

Einem ähnlichen Wechſel ſind auch die Formen der Darſtellung unterworfen, in denen das Ideenleben eines Zeitalters zu einem entſprechenden Ausdruck ſeiner Totalität gelangt. Die bekannte Eintheilung der Poeſie in epiſche, lyriſche, dramatiſche Gattung, als deren Hauptformen (denn die didaktiſche bildet zu jeder derſelben einen Anhang, den Uebergang zur Proſa vermittelnd), hat eben ſo ſehr einen hiſtoriſchen als philoſophiſchen Grund, und es fragt ſich, ob nicht die Aeſthetik die Gattungsunterſchiede eben ſo ſehr von den Erſcheinungen im Gebiete der Literatur abſtrahirt, als aus der Nothwendigkeit des Princips deducirt habe.

Die epiſche Gattung iſt der Anfang aller Poeſie; ſie iſt des Volkes älteſte Sprache und hat daher den einfachſten Ausdruck, der von dem Gegenſatz einer Proſa, die durch poetiſche Darſtellung zu überflügeln wäre, noch nicht weiß. Das echte Epos findet ſich nicht bei allen Völkern, nicht bei denen, welche die Ueberlieferungen der Urzeit in Folge einer aus der Fremde hereingebrachten übermächtigen Cultur verloren haben; denn die Keime des nationalen Epos liegen in dem dunkeln Schooße uralter Sage, welche von Geſchlecht zu Geſchlecht fortwächſt. Iſt dieſe Sagenwelt nicht mehr im Volksbewußtſein lebendig, ſo ſind alle ſpäteren epiſchen Dichtungen nur Reproductionen des Vorhandenen, welche den Verluſt an epiſchem

Reiz durch anderweitigen poetischen Glanz zu ersetzen suchen.

Wenn der Mensch sich von den sinnlichen Erscheinungen in die innere Gemüthswelt zurückzuziehen anfängt, wenn die Subjectivität sich den Objecten gegenüber geltend macht und sie in ihren Bereich zieht: so entsteht die lyrische Poesie, das Kind einer jüngeren Zeit, einer späteren Culturstufe. Das Epos kann sich jedoch eine Zeit lang noch im Bunde mit der Lyrik erhalten, indem der Dichter die Begebenheiten durch subjective Auffassung näher an sich heranzieht und seine Persönlichkeit in die Erzählung einmischt. Dadurch ist der Unterschied bezeichnet, welcher zwischen dem eigentlichen Nationalepos, wie wir es z. B. in dem Liede von den Nibelungen kennen lernen, und dem romantischen Epos eines Wolfram von Eschenbach oder Gottfried von Straßburg obwaltet. Darin indeß ist dieses jüngere romantische Epos von den modernen epischen Versuchen verschieden, daß der Dichter mit seinem Stoffe Eins ist und von keinem Gegensatze weiß; der Glaube an das Ueberlieferte tritt vermittelnd ein und verschmilzt Episches und Lyrisches zu schöner Harmonie. Mit dem Zweifel erstirbt das wahre Epos; selbst die Kunst eines Ariost und Tasso vermag nicht ihn zu überwinden, und Klopstock bleibt trotz der enthusiastischen Hingebung an seinen Gegenstand nichts übrig, als aus dem epischen Stoff in die Region der Hymnen und Elegieen zu flüchten.

Muß somit die neuere Poesie im Epos den Wettkampf mit der alten Zeit aufgeben, so hat auch sie dagegen eine unverächtliche Frucht ihrer reiferen

geiſtigen Durchbildung aufzuweiſen, das Drama. Das Drama, als der Gipfel aller poetiſchen Kunſt, iſt das Ziel, zu welchem die poetiſche Literatur der cultivirteſten Nationen hinſtrebt; es iſt der Stamm, an den ſich unſre geſammte moderne Poeſie wie Zweige und Blätter anlehnt. Romanzen und Balladen ſind uns vom Epos übrig geblieben, weil ſie dramatiſch ſind. Dramatiſch iſt ſelbſt unſere Lyrik, wie die des Mittelalters epiſch iſt. Erſt das Zeitalter der Reformation konnte das wahre Drama hervorrufen; der Gedanke ringt ſich zur Freiheit empor, er fühlt ſich im Kampf und ſtrebt nach Verſöhnung. Wie der Geiſt des Proteſtantismus Freiheit iſt, ſo iſt auch Freiheit die Seele des Drama's.

Unterwerfen wir nach dieſen allgemeinen Andeutungen die Hauptepochen unſerer Literatur einer nähern Betrachtung.

Wenn wir unter „Literatur“ im ſtrengen Verſtande des Wortes nur die uns überbliebenen Schriftdenkmäler begreifen, ſo würde die gothiſche Bibelüberſetzung des Biſchofs Ulfila der Anfangspunct der deutſchen Literatur ſein. Alsdann würden wir zugeſtehen, erſt mit dem Eindringen des Chriſtenthums und der griechiſch-römiſchen Bildung ſei eine Literatur unter uns möglich geworden, ſie ſei von vorn herein ein fremdes Gewächs. Wenn wir aber den Begriff derſelben in einem weiteren und höheren Sinne auffaſſen, als die Geſammtheit der in der Sprache niedergelegten Geiſteserzeugniſſe, ſo eröffnet ſich uns eine Vorhalle, die uns um ſo ehrwürdiger und ahnungs-

voller umgiebt, je ſpärlicher das Licht iſt, das ihre Räume mehr durchſchimmert, als erhellt. Wie in der griechiſchen Urzeit epiſche Geſänge von Mund zu Mund gingen, lange bevor die Homeriſchen Gedichte durch die Schrift feſte Geſtalt gewannen, ſo gab es auch im alten Germanien Jahrhunderte hindurch eine *ungeſchriebene*, gerade deshalb um ſo lebendigere Poeſie.

Die Cultur der Germanen war in der vorchriſtlichen Zeit keineswegs ſo roh, wie Manche ſich eingebildet haben, die einer Parallele mit den ſogenannten „Wilden“ ſich nicht abgeneigt zeigten. Die Zeit liegt glücklicherweiſe hinter uns, wo man die Frage aufwerfen konnte *), ob ſie zu Cäſars Zeit wohl noch Menſchenfreſſer geweſen ſeien. Nicht bloß die Heldenkraft unſerer Vorfahren iſt zu rühmen, mit der ſie den Kelten und Finnen, die vor ihnen den germaniſchen Boden inne hatten, die neuen Wohnſitze abgewannen und ſie zum Widerſtand gegen die kriegsgeübten Heere der Römer fähig machte: vor Allem ſind ſie groß durch die edle Sitte, das ſinnvolle Recht, die Tiefe des Gemüths. Dies erkennen wir auch in den edlen Vorſtellungen von höheren Weſen, in den religiöſen Ahnungen, welche ſelbſt die Hülle des heidniſchen Cultus in ſich ſchließt, in jenem zarten Naturgefühl, das im Gerieſel der Quellen, im Brauſen des Sturms, im Rauſchen der Wälder ein Höheres und Göttliches empfand und in heiligen Hainen, an heiligen Seen die Nähe der Gottheit fühlte. Nur

*) J. Chr. Adelung's älteſte Geſchichte der Deutſchen. Leipzig, 1806. S. 302.

ein ſo tiefes Gemüth vermochte neben der Heldenkraft, die es auch ſeinen Göttern lieh, zugleich die ſtille Größe der weiblichen Seele anzuerkennen, wovon uns die älteſten Sagen eben ſo rührende als anmuthige Züge vorführen.

Dieſe Grundſätze des Rechts und der Sitte in geheiligten Formeln, die Thaten der Götter und Helden in überlieferten Geſängen dem Gedächtniſſe einzuprägen, darin beſtand die Bildung eines jeden Freien. War dies nicht eine Literatur, ſo war es doch Poeſie zu nennen: eine Fülle epiſchen Lebens durchſtrömte die gedrängten balladenartigen Lieder, welche die älteſten Weiſen deutſcher Poeſie waren. Obgleich die Deutſchen auch in der heidniſchen Zeit mit Buchſtabenſchrift nicht ganz unbekannt waren, ſondern Runen (von rûna, Geheimniß) hatten, von denen in den älteſten Alphabeten noch einige Spuren geblieben ſind, ſo ſind ſie doch ſchwerlich zur Aufzeichnung von Liedern gebraucht worden; vielmehr pflanzten dieſe ſich durch Tradition fort. Wie groß die Gedächtnißkraft im Jugendalter der Völker iſt, davon giebt uns die Geſchichte der Poeſie viele ſtaunenerregende Beiſpiele; man braucht nur daran zu erinnern, welch eine Maſſe epiſcher Geſänge noch jetzt, z. B. in Finnland und Serbien, im Munde des Volkes ohne Hülfe der Schrift fortlebt. Indeß darf man ſich dieſe Tradition nicht bloß in paſſivem Verhältniß zur Sage denken: die Sage ſelbſt wächſt durch Tradition. So lange das Volksleben jung und friſch, ſo lange es wahrhaft epiſch iſt, ſetzt die Sage fort und fort neuen Stoff an, verſchmilzt Altes und Neues und geſtaltet es nach

der Weltanschauung einer andern Zeit um. Woher der erste Keim, das entzieht sich allem menschlichen Scharfsinn: und wenn ein namhafter Sagenforscher geneigt ist, den Hauptheldeu unsers Volksepos, Siegfried, aus der asiatischen Urheimat der Germanen mit herüberziehen zu lassen, so räumt er damit nur ein, daß die Sage weiter und weiter in die Urzeit hinaufweist, und daß überhaupt niemand den Punct zu finden vermag, wo die erste Schneeflocke sich löste, welche, zur Lawine angewachsen, ins Thal niederstürzt. Ein hypothesenreiches Geschäft ist es, die Zusammenfügung der Elemente der Sage nachzuweisen und die Gebiete des uralten Mythus und der historischen Erinnerung zu sondern. Wo der Eine nur Götter und mythische Helden sieht, findet der Andere nichts als historische Personen. Von den Anhängern der historischen Auslegung wird der Punct am häufigsten übersehen, daß die Sage, welche neben der Geschichte sich bildet und sie überall als ihr Schatten begleitet, nicht bloß durch Entstellung und phantasievolles Ausschmücken der Thatsachen entsteht, sondern eben so sehr durch Uebertragung älterer Sage auf Personen einer späteren Zeit.

Die älteste mythisch-religiöse Gestalt der Sage bleibt daher ihr Kern, trotz aller historischen Zuthaten; diese gestalten sich nach jener um, nicht aber umgekehrt, und am wenigsten kann man einräumen, daß es eine Zeit gegeben habe, wo die ältesten deutschen Sagen in Vergessenheit gerathen seien und aus den geschichtlichen Ereignissen eine neue Sage sich gebildet habe, die weiter und weiter von dem Thatsächlichen

abgewichen ſei. Im Gegentheil, wir können uns die Sage nicht alt genug denken. Sie iſt da, ſobald das Volk aus der bewußtlos dahinbrütenden Dumpfheit und Stumpfheit des Sinnes erwacht. Völker, wie die Lappen, haben keine Sage; gleichgültig ſpinnen ſich ihre Tage fort, einer iſt wie der andere, ein Jahrhundert wie das andere. Eine ſolche Exiſtenz haben die Germanen niemals gekannt, am wenigſten ſeitdem ſie ſich ihre Wohnſitze in Europa erobert hatten. Sollten nicht Erinnerungen aus jenen älteſten Wanderfahrten und Kämpfen in der Sage fortgelebt haben? Sollten wir nicht in den Rieſen- und Drachenkämpfen, von denen die vorhandenen Heldenſagen voll ſind, Spuren der älteſten Culturzuſtände des Volkes erkennen, das den Boden erſt mühſam der feindlich widerſtrebenden Natur und den Unthieren der Wildniß abgewinnen mußte?

Die Völkerbewegungen, die wir unter dem Namen der großen Völkerwanderung zuſammenfaſſen, waren für die Sage ganz beſonders productiv und gaben ihr neuen Trieb des Wachsthums, ſo daß ſie auch für die Sagenbildung Epoche machten. Es eröffnete ſich eine größere Bühne der Weltgeſchicke und der Heldenthaten, raſch erhoben ſich mächtige Reiche und ſtürzten wiederum unter großen Erſchütterungen zuſammen. Jahrhunderte hindurch ward geſungen von Attila, von Dietrich und Alboin, den gewaltigen Herrſchern, ja der poetiſche Schimmer dieſer Lieder hat noch ſeinen Widerſchein in den Erzählungen der Geſchichtsbücher. Wir dürfen annehmen, daß die nationale Heldenſage zu der Zeit, als Karl der Große epiſche Lieder ſammeln ließ,

ihrem Stoffe nach abgeschlossen war. Sammlungen sind überall in der Literatur ein Rechnungsabschluß mit der Vergangenheit; sie stehen an den Endpuncten der Literaturperioden. Die schriftliche Aufzeichnung ist ein Beweis, daß der lebendige Bildungstrieb der Sage aufgehört hatte, und man nun bemüht war das Vorhandene zu erhalten. Wenn dazu die Schrift allerdings beigetragen hat, so sind doch auch die Nachtheile, die sie der Sage brachte, nicht unerheblich. An die Stelle des lebendigen Gesanges trat mehr und mehr das Vorlesen sowie das stumme Lesen; die Erweiterung und Umgestaltung der Sage war nicht mehr die fast unbewußte That der Phantasie des begeisterten Sängers, sondern in einsamer Zelle ward sie ausgesonnen, sicherlich nicht zur Verbesserung der Sage. Geistliche, die sich etwa noch mit den Heldensagen beschäftigten, waren vornehmlich bemüht, die Anklänge an das Heidenthum zu tilgen. Aus übergroßem christlichen Eifer oder beschränkter sittlicher Weltansicht zerstörten sie manche schöne Züge oder erweiterten die Sage durch unpassende Einschiebsel, so daß Widersprüche und Nachlässigkeiten sich einschlichen, welche auch die besten Bearbeitungen der deutschen Heldensage in der späteren Zeit, z. B. das Lied von den Nibelungen, entstellen.

Zu derselben Zeit nämlich, als der Strom der Wanderungen sich von Norden und Osten nach Süden und Westen wälzte, zog ihm die neue Lehre des Christenthums entgegen, welche ausersehen war, im Bunde mit germanischer Sitte die europäische Menschheit zu einer neuen geistig-sittlichen Cultur-

entwicklung hinzuführen. Daß das Heidenthum nur allmählich und langsam dem Christenthum wich, kann nur die Beschränktheit auf Rechnung eines rohen, wilden Sinnes, der diesem nicht zugänglich gewesen sei, schreiben wollen. Der Grund liegt darin, daß die alte Sitte, das alte Recht und die Volksfreiheit mit der Religion der Väter emporgewachsen waren; der alte Glaube war ein geheiligtes Erbtheil, weil mit ihm die Erinnerung an die Thaten der Vorfahren, der Heldengesang, der in Aller Munde lebte, aufs innigste verknüpft waren. Diese Anhänglichkeit an das, was den Altvordern für heilig gegolten hatte, äußert sich oft auf rührende Weise; nur wo der Knechtsinn herrschte, wie z. B. in Litthauen, mochte das Versprechen eines neuen Rockes hinreichen, das Volk schaarenweise in die Kirche zu treiben. Glaubensboten und Geistliche behandelten daher in Germanien das Heidnische möglichst schonend und suchten das Profane durch christliche Einkleidung und Deutung mehr zu verhüllen, als zu vernichten: wovon die Geschichte der Literatur nicht minder zahlreiche Beispiele vorführt, als die Geschichte der Kirche.

Zugleich griff man seit dem Beginn der Verbreitung des Christenthums zu dem edelsten Bekehrungsmittel, durch die geistige Macht einer christlichen Literatur auf Ueberzeugung und Bildung des Volkes einzuwirken. Hiemit tritt die deutsche Literatur in ihr zweites Stadium, die geistliche und kirchliche Literatur, die wir indeß nur in parallelem Fortlauf neben der Volkspoesie zu fassen haben. Von Ulfila bis zu den geistlichen Dichtern des zwölften Jahrhunderts

breitet sie sich über den weiten Raum von Jahrhunderten aus. Bibelübersetzungen, Auslegungen, Gebete sind Productionen dieser Literaturgattung. Nur einmal, in Folge der erneuten Liebe zum epischen Volksgesange, welche Karl der Große hervorrief, berührte sie sich inniger mit dem Volksepos. Diesem entlehnte die geistliche Dichtung die Kunst epischer Erzählung und ließ sich in einen Wettkampf ein, dem wir namentlich das altsächsische Evangelienbuch, den sogenannten Heliand (gegen 840), sowie die Bearbeitung evangelischer Geschichte von Otfried (gegen 870) verdanken. In dem Bruchstück einer Dichtung vom Weltende und selbst im Heliand erkennen wir, daß die Annäherung sich über die Form hinaus auch auf Anschauung und Inhalt erstreckte. Nach der karolingischen Zeit gehen beide Literaturrichtungen wieder aus einander. Eine weite Kluft trennte die Schreibenden vom Volke. Die lateinische Sprache war mit geringer Ausnahme die Sprache der Literatur: sie paßte zu ihrer klösterlichen Abgeschiedenheit und Abgestorbenheit.

Wenngleich die Geschichte der Literatur an den beiden Jahrhunderten der sächsischen und fränkischen Kaiser rasch vorübergeht, so waren sie doch für Deutschlands Cultur keine verlorne Zeit. Als nach der verworrenen kaiserlosen Zeit, welche bis auf Heinrich I. Deutschland den Verheerungen der Normannen und Magyaren preisgab, die innere Ordnung des Reiches hergestellt und das abendländische Kaiserthum wieder als erste Macht der Christenheit zur Machtentfaltung und Anerkennung gelangt war, trat auch das geistige Leben der Nation in eine neue Entwickelungsperiode. Die

Verbindung mit Italien, dem Hauptsitz gelehrter Bildung, mit Burgund und dadurch mit dem südlichen Frankreich, wo Ritterthum und ritterliche Poesie ihre erste Heimat gefunden haben, machte mehr und mehr ihren Einfluß nicht allein bei der Geistlichkeit, sondern auch bei den bevorrechteten weltlichen Ständen geltend. Die Umgestaltung vollendet sich mit einer überraschenden Schnelligkeit: es erscheint ein neues Zeitalter, erfüllt von einer andern Ideenwelt, welche noch langsam und mühsam nach dem rechten Worte sucht und eine neue Sprache sich erst schaffen muß. Einen solchen Umschwung macht nicht die Literatur durch sich selbst; sie zeigt sich hier in ihrer Abhängigkeit von dem geschichtlichen Proceß, der auf andern Gebieten des Nationallebens entschieden wird. Nur von diesem Standpuncte aus läßt sich begreifen, wie nach einer dürftigen Literaturperiode unsere Poesie im Zeitalter der hohenstaufischen Kaiser ihre Flügel so herrlich entfalten und sich so rasch zu einer Höhe aufschwingen konnte, auf der sie noch die Bewunderung der fernsten Nachwelt erregt.

Als das Centrum dieser neuen Lebensregungen haben wir die Kreuzzüge anzusehen: nicht, als hätten wir alles Hohe, was die Zeit hervorbringt, Alles, was sie im Tiefsten erregt, lediglich auf ihre Rechnung zu setzen: allein es steht im engsten Zusammenhange mit ihnen, so daß man eben so berechtigt ist, die Kreuzzüge als den Abschluß schon eingeleiteter Bestrebungen und Bewegungen zu bezeichnen. Das Große in der Geschichte, die Begeisterung der Völker bedarf einer langen und stillen Vorbereitung, so kurz auch die schönsten Momente im

Völkerleben ſein mögen; denn nur allzu raſch geräth es wieder in das träge Gleis der Alltäglichkeit. Laſſen wir uns jedoch durch das Zauberlicht, womit die Phantaſie jene Zeiten ſchmückt, nicht verleiten, eine Wiederherſtellung ihrer Verhältniſſe zu wünſchen oder zu verſuchen: es hieße die Entwickelungsgeſchichte der Menſchheit verkennen, wollte man glauben, aus dem Grabe der Vergangenheit die Leichen verſchwundener Zeiten wiedererwecken zu können. Erſt die ſelbſtſtändige, urſprüngliche Begeiſterung eines Zeitalters für das, was es als das Höchſte, als das Göttliche erkannt hat, die Hingebung an ein Streben für ein Edleres und Höheres, als das eigennützige Wirken des Tages, dies erſt iſt der belebende Odem, der über den Gräbern der Zeit weht. Weil die Kreuzzüge nicht das Heergebot eines Eroberers waren, weil ſie einer Idee galten, die mehr als ein Traum war — denn nichts verdient ſo zu heißen, wofür große Männer lebten und ſtarben —: dadurch verbreitete ſich ihre geiſtige Einwirkung bis in die unterſten Schichten des Volkes. Tauſende von Heerſchaaren traten aus dem Einerlei der engumgrenzten Heimat; der Orient eröffnete eine ungekannte Welt der Wunder, und das Neue wirkte auf die ſchon durch die Ahnung erregte Phantaſie mit aller Stärke des erſten friſchen Eindruckes. Was in Sagen und Geſchichten aus ferner Vergangenheit nachklang, ſah man hier zu wahrhafter Erſcheinung werden. Die Grenze zwiſchen dem Natürlichen und Wunderbaren war aufgehoben, der Himmel ſchien auf die Erde niederzuſteigen, ſeine Heerſchaar in die Reihen der Kämpfer zu treten

und den frommen Beter zu umſchweben, der mit beneidenswerther Inbrunſt am heiligen Grabe niederſank. Wer nicht mitgezogen war, hing doch an den Erzählungen der Heimgekehrten und richtete mit ſeinen Gebeten ſeine Sehnſucht nach der heiligen Stätte und jener Welt der Thaten, welche ſie glänzend umgab.

Standen gleich die Deutſchen an ritterlich-romantiſcher Erregbarkeit ihren weſtlichen Nachbarn nach, ſo hatten ſie dagegen das erhabene Bewußtſein, dem erſten Reiche der Chriſtenheit anzugehören, die weltgebietende Nation zu ſein.

Und nicht bloß nach außen war das Reich mächtig und geehrt: auch im Innern beſtand eine wohlgegliederte Einheit. Städte blühten auf, in denen ein thatkräftiger, gewerbfleißiger Bürgerſtand emporſtrebte; die Ariſtokratie des Ritterſtandes und der Geiſtlichkeit war zugleich eine Ariſtokratie des Geiſtes, ſie widerſtrebten nicht den Ideen der Zeit, ſondern waren ihre Vertreter und Förderer. Auch die Geiſtlichen haben an der neuen Literaturepoche großen Antheil; ſie bereiten ſie vor und leiten ſie ein. Noch bis um die Mitte der Regierungszeit Friedrich I. haben die uns überlieferten Gedichte Geiſtliche zu Verfaſſern. Da gleichzeitig die Volkspoeſie mit dem neuerwachten Volksleben neuen Aufſchwung nahm und die „fahrenden Sänger“ die alten Sagen wieder lebendig werden ließen, ſo trat wiederum die wohlthätige Berührung zwiſchen Volkspoeſie und geiſtlicher Dichtung ein. Die Geiſtlichen lernten von der Erzählungskunſt der fahrenden Volksſänger; ſtatt bibliſcher Erzählungen und erbaulicher Betrachtungen brachten ſie einen Vorrath

von Legenden und belehrenden Erzählungen, größtentheils nach lateinischen Unterhaltungsbüchern, an denen Italien damals Ueberfluß hatte.

Bald nach 1170 erfolgte eine gänzliche Umgestaltung in Folge des Eindringens der französischen Rittergedichte, an denen einige deutsche Fürsten und Ritter anfingen Gefallen zu finden. Anfangs waren es auch hier die Geistlichen, welche sich als Uebersetzer und Bearbeiter den Fürsten gefällig erwiesen. Als Heinrich der Löwe 1173 von seiner Kreuzfahrt heimgekehrt war, bearbeitete der Pfaff Konrad ihm zu Liebe das Rolandslied nach einem französischen Originale, die Erzählung von dem Zuge Karls gegen die Ungläubigen und dem Heldentode Rolands im Paß von Ronceval. Als aber Heinrich von Veldeke 1190 seine Aeneide vollendet und dadurch den Anstoß zur deutschen ritterlichen Poesie gegeben hatte, sahen die Geistlichen sich von den Laien überflügelt und wagten auf diesem Gebiete nicht länger den Wettkampf. Heinrich von Veldeke ist somit der Verkündiger einer neuen Literaturperiode: „er impfte", sagt Gottfried von Straßburg, „das erste Reis in deutscher Zungen:" dermaßen, daß alles Frühere über ihm vergessen ward. Seine Aeneide hatte mithin für ihre Zeit dieselbe Bedeutung für die Literatur, wie vor hundert Jahren das Erscheinen der ersten Gesänge von Klopstocks Messiade; sie war gleichfalls die Morgenröthe eines neuen Tages. Ist auch der poetische Werth seines Gedichtes im Vergleich zu den Leistungen seiner größeren Nachfolger, Hartmanns von Aue, Gottfrieds von Straßburg, Wolframs von Eschenbach, nicht hoch anzuschlagen-

ſo hat es doch ſchon alle Grundzüge, die man ſpäter als das Weſen der ritterlichen Dichtung feſthielt, Ritterſitte und ritterliche „Minne," welche hier Held Aeneas mit allem Anſtand eines wohlerzogenen Ritters der Lavinia darbringt. Veldeke beginnt ſomit die Reihe der eigentlichen „höfiſchen" Dichter, welche von jetzt an die höchſte Stelle unter den Dichtern in Anſpruch nehmen. Doch blieben auch dem Volke ſeine Dichter, wenn auch jene vornehm auf ſie herabſahen; ja gerade dieſe Volksſänger haben ein Verdienſt voraus, das Feſthalten an deutſcher Heldenſage, während die höfiſchen Dichter den aus Frankreich herübergekommenen Ritterſagen huldigten. Die höfiſche Poeſie zieht übrigens inſoweit die Volkspoeſie nach ſich, daß die Beſſeren unter den Volksſängern ſich die gebildetere Dichterſprache der Dichter der Höfe zu eigen machten; aus den Händen ſolcher Sänger erhielten wir z. B. das Nibelungenlied, das an Reinheit der Sprache keinem der Rittergedichte nachſteht. Auf dieſem Wege bildete ſich um 1200 eine Allen gemeinſame Dichterſprache — das Mittelhochdeutſche — aus den ſüddeutſchen Mundarten Schwabens, Bayerns und Oeſtreichs, derjenigen Landſchaften, in welchen Ritterſitte und Rittergeſang auf lange eine Stätte fanden. Daß in der Ritterdichtung das lyriſche Element überwiegend war, erklärt ſich aus dem Gefühls- und Phantaſieleben jener Zeiten, welches eine reine Objectivität des Epos nicht mehr geſtattete und in dem Minnegeſange die Lyrik als beſondern Zweig der Dichtung neben die erzählende Poeſie ſtellte. Wenn auch die ältere Volkspoeſie ſchon Liebeslieder hatte, ſo geſtaltete

ſich doch etwas ganz Anderes daraus, als die Poeſie der Höfe die Liebesromantik, den ritterlichen Frauendienſt zum Mittelpunct der lyriſchen Empfindung machte; die höfiſche Lyrik tritt uns plötzlich wie ein blühender Frühling entgegen, den Feengärten gleich, welche, nach der Erzählung romantiſcher Sage, auf einen Wink entſtehen. Dieſe Lieder ſind die zarten Blüthen eines geheimnißvollen Gefühlslebens: es ſinnt nicht nach über die Löſung ſeiner Räthſel, es ſucht außer ſich nach einem Widerhall, einem Abbild. In dem weiblichen Auge ſieht das Gemüth des Dichters Alles widergeſpiegelt, was er Höchſtes kennt und nennt; die mit den Reizen des Frühlings geſchmückte Natur giebt dem Herzen Antwort; ihre Blumen, ihre Vögelchöre deuten die Träume der Sehnſucht. Dies liebevolle Verſenken, dies myſtiſche Schwelgen in der heitern Frühlingswelt iſt vornehmlich dem Minnegeſang der beſten Zeit eigen. Nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts iſt ſeine rege Lebensfülle bereits verſchwunden; mit Ulrich von Liechtenſtein, dem anmuthigſten der ſpätern Minneſänger, der in den erſten Jahren der Regierung Rudolfs von Habsburg ſtarb (1275 oder 1276), iſt auch ſeine Blüthe dahin. „Welt! du trauerſt allzu ſehr!“ ſo ruft Ulrich mit letztem Klagelaut aus: „Lieblichkeit war deine Krone, da man rang nach Weibes Lohne: die haſt du geworfen ab!“

Die Geſchichte iſt die große Elegie der Menſchheit. Auf allen ihren Blättern lehrt ſie uns die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit irdiſcher Erſcheinungen. Allein wie der wunderthätige Speer, von dem die

griechiſche Sage erzählt, heilt ſie auch die Wunde, die ſie ſchlägt; ſie giebt uns zugleich die tröſtende Lehre, daß, ob auch blüthenvolle und fruchtreiche Culturperioden welken und dahinſchwinden, doch der göttliche Geiſt, welcher die Menſchheit beſeelt, immer wieder zu neuen Bildungsformen fortarbeitet. Wie langſam auch und in wie unſcheinbarer Stille ſeine Pflanzung ſich zur Reife vollende: es geht doch kein Keim verloren, der nur überhaupt Lebenskraft in ſich getragen. Durch Windungen, die dem irdiſchen Auge oft wie Irrgänge oder gar Rückſchritte erſcheinen, geht der Weg aufwärts zum Ziel. Obwohl alle Perioden der Geſchichte eigentlich Uebergangsperioden ſind, weil es in ihr keinen Stillſtand giebt, ſo kommt dieſe Benennung doch vorzugsweiſe den Zeitabſchnitten zu, in denen eine Cultur, welche einen beſtimmten Charakter harmoniſch ausgebildet und daher ein geſchloſſenes Ganzes dargeſtellt hatte, ſich auflöſt, und wo in Folge der hinzutretenden neuen Bildungselemente neue Richtungen und Zwecke ſich geltend machen: bis endlich auf die Gährung wieder die Klarheit folgt und jene Harmonie hergeſtellt wird, welche dem Handeln Kraft verleiht und die großen Epochen der Völkergeſchichte ſchafft. Eine ſolche Uebergangsperiode ſind die beiden letzten Jahrhunderte des Mittelalters, eine Zeit der Zerrüttung der bisherigen Verhältniſſe, welche von dem Glanz der verhergegangenen Periode nur einen ſchwachen Schimmer bewahrte: eine Zeit, die auf den erſten Blick als ein Chaos verworrener und vergeblicher Beſtrebungen erſcheint. In der Regel haben die, welche dieſe Zeit darſtellten, ihr Antlitz nach der

Vergangenheit gewendet und schildern sie mit der melancholischen Stimmung, welche der Anblick von Ruinen in uns erweckt. Der Geschichtschreibung jedoch geziemt es mehr, in die Zeiten vorwärts zu schauen und, von dem Reiz des Untergehenden unbestochen, die Keime einer neuen Bildungsepoche aufzusuchen und deren verborgenes Wachsen und Gedeihen zu verfolgen.

Richten wir vom Ausgang des Zeitalters der Kreuzzüge den Blick *vorwärts* auf die werdende Zeit, so zeigt sich uns der folgende Zeitabschnitt in einem minder unerfreulichen Lichte; sogar mitten in der Verwirrung der öffentlichen Zustände begrüßen wir an manchem herrlichen Vorzeichen den Flügelschlag der Freiheit einer *neuen* Zeit. Ein ruhmgekröntes Ritterthum, eine Geist und Gemüth der Völker mächtig erregende Hierarchie gehen unter in Verderbniß und Rohheit; aber dafür erheben sich die von ihnen bisher niedergehaltenen und bevormundeten Stände um so freier, und das strebsame *Bürgerthum* bildet von jetzt an des Volkes edelsten Kern. Auch in der Wissenschaft bricht sich ein freieres Streben Bahn; und endlich, als sie die alten Fesseln sprengt und dem tüchtigen Bürgersinn die Hand reicht, entsteht mit der *Reformation* eine Bewegung des Nationalgeistes, welche an Kraft der Begeisterung der Epoche der Kreuzzüge vergleichbar ist. Dürfen wir noch fragen, auf welcher Seite der höhere Zweck, das reichere geistige Leben war? Nur die Oberflächlichkeit hat der Reformation den Vorwurf machen können, daß sie uns um unsere romantische Poesie gebracht habe.

Zuvörderſt ließe ſich erwidern, daß die Romantik zwar herrlich und ſchön iſt als Reſultat einer enthuſiaſtiſch aufgeregten Zeit, daß ſie aber verderblich wird, wenn ſie dauernd die Geſammtbildung des Volkes beherrſchen will. War die religiös-ſittliche und wiſſenſchaftliche Wiedergeburt nur mit dem Untergange der romantiſchen Poeſie zu erkaufen, ſo hat Deutſchland das beſſere Theil erwählt. Man kann übrigens mit noch mehr Wahrheit behaupten, daß der Verfall der ritterlichen Poeſie den reformatoriſchen Beſtrebungen voranging und dieſe zuletzt nur die Schlingpflanzen der Romantik, abergläubiſche Legenden und ſittenloſe Romane, vernichteten. Die Ueberreſte des Meiſtergeſangs hatten längſt alle nationale Bedeutung verloren, ſo daß kaum zu begreifen iſt, wie man dieſe Literaturperiode die der Meiſterſänger hat nennen können. Es iſt die Zeit der Volkspoeſie, wie ſie das goldene Zeitalter des deutſchen Bürgerthums iſt. Unmittelbar aus dem Volksleben entſprang eine friſche Quelle echter Poeſie. Volkslieder, belehrende Erzählungen, Fabeln und Schwänke ſind der getreue Spiegel beides der regen Thatkraft und der tiefen Gemüthlichkeit, welche die Mauern der deutſchen Städte in ſich ſchloſſen. Der Reiz der Volkspoeſie liegt in der Naturwahrheit, an der es der Romantik ſo oft gebricht. Alles ſteht in Beziehung zum Leben: Volkslieder begleiten uns durch die Wechſelfälle des menſchlichen Daſeins; Erzählungen der mannigfaltigſten Art führen uns in alle Verhältniſſe der damaligen bürgerlichen Exiſtenz ein und zeugen von dem treuen Feſthalten an Recht und biederer Sitte, von

einem klaren sittlichen Bewußtsein, das sich durch eine ausgebreitete Lebenserfahrung gebildet hatte. In den Schwänken und satirischen Volksdichtungen dämmert das Licht der heranziehenden helleren Zeit; sie decken die Verirrungen und Widersprüche des sittlichen Lebens mit derber Offenheit auf, und grade die gealterte Kirche mit ihrem scheinheiligen Ceremoniendienst, ihrem sündigen Pfaffenwesen wird von ihnen am wenigsten geschont. Theilweise sind sie daher Vorboten der sittlich-religiösen Umwälzung, welche die Reformation ins Leben rief, und sie begleiten daher auch deren Kämpfe.

Die deutsche Prosa endlich, welche jenes Zeitalter erst recht geschaffen hat, ist nicht minder eine Volksliteratur. Die Scholastik verschanzte sich hinter lateinischen Formeln; ans Volk aber wandten sich die begeisterten Volksredner, welche die Religion wieder als Sache des inwendigen Menschen auffaßten und durch deutsche Predigt, deutsche Erbauungsschriften dem todten Formendienst, dem Verderbniß des kirchlichen Lebens entgegenarbeiteten.

Als nun endlich auch das wissenschaftliche Streben durch das neu belebte Studium des Alterthums mit jugendlichem Eifer beseelt ward, als die Fackel geistiger Freiheit aus den dumpfen Räumen einer abgestorbenen Gelehrsamkeit das Dunkel verscheuchte und ihr altes Rüstzeug in seiner ganzen Armseligkeit erscheinen ließ: da gewannen die Männer des Fortschrittes einen weiten und weiteren Kreis im Volke, einen festeren Haltpunct. Das sechzehnte Jahrhundert brach unter heitern Aussichten an. „O Jahrhundert!“

rief Ulrich von Hutten entzückt aus: „die Geister erwachen! es ist eine Lust zu leben!“ Dies neue Geistesleben hat die Reformation aus sich geboren; sie ist nicht die Erfindung einzelner lebhafter Köpfe, die eine neue Kirche an die Stelle der alten zu pflanzen unternommen hätten — eine höchst beschränkte Ansicht! Die Reformatoren sind nur die Träger des Geistes ihres Jahrhunderts; noch unbewußt der unermeßlichen Folgen ihrer ersten Schritte, werden sie von dem aus diesem Geiste stammenden Drang des Innern auf die Bahn hingeführt und von einem Schritt zum andern gleichsam vorgeschoben. Ihr Ruhm ist, den Kampf männlich durchgekämpft und, von Eigennutz und Selbstsucht fern, als getreue Arbeiter dem großen Werk, zu dem sie berufen waren, ihr Leben, ihre Kräfte rastlos gewidmet zu haben. Luther's Verdienst ist nicht, neue Entdeckungen im Reich der Wissenschaft gemacht oder Ansichten begründet zu haben, die kein Denker vor ihm aufzustellen vermocht hätte; aber — er ward der Mann des Volkes! Er hat das Licht, das aus der Zelle des Gelehrten sich nur schüchtern hervorgewagt hatte, offen durch die Welt getragen, hat seine Strahlen auch in die niedere Hütte dringen lassen und das gesammte Volk erleuchtet und erwärmt. Die Schranken mußten fallen, die noch den Gelehrten vom Volke trennten, der letzte Ueberrest scholastischer Geheimnißkrämerei, die ausschließliche Herrschaft lateinischer Gelehrtensprache mußte entfernt werden. Die Muttersprache ward die Vermittlerin zwischen der Gelehrsamkeit und der Volksbildung, und zwar jene völkerbewegende Gewalt der Rede, die,

aus der innerſten Seele hervordringend, alle Herzen mit ſich fortreißt, der Ausdruck desjenigen, was Tauſende dunkel fühlen und wollen, ohne des bezeichnenden Wortes inne geworden zu ſein. Dieſe Gewalt der Rede beſaß Luther, wie ſelbſt ſeine Widerſacher nicht zu beſtreiten wagen. Sein Charakter, deſſen Kraft aus der Wahrheit ſtammte und durch die Liebe erwärmt ward, beſeelt ſeine Rede; auch in ſeine Bibelüberſetzung iſt er übergegangen, ja der ganzen Sprache hat er ein neues Leben eingehaucht. Nach dieſem charaktervollen Streben iſt Luther, ſind die Reformatoren überhaupt zu beurtheilen. Sie waren beſcheiden genug, eine Unfehlbarkeit für ſich nicht in Anſpruch zu nehmen und weit davon entfernt, ihren Buchſtaben der Nachwelt aufdringen zu wollen. Das Recht der freien Forſchung iſt das Prinzip des Proteſtantismus, das, wenn auch eine Zeitlang die geiſtige Freiheit abhanden gekommen zu ſein ſcheint, immer von neuem das ſchlummernde Leben wieder erweckt hat und auch künftig wecken wird.

Ungeachtet der erſten vielverſprechenden Anfänge hat uns die Reformation in ihrem erſten Stadium doch keine claſſiſche Literatur gebracht; ſie hat ſie uns erſetzt im verfloſſenen Jahrhundert, deſſen Literatur lediglich eine Frucht des Proteſtantismus iſt. Im ſechzehnten Jahrhundert brachten uns um eine vielſeitige, geiſtbelebte Literatur vornehmlich die Streitigkeiten der Theologen, in denen ſich die geiſtige Kraft aufrieb. Die Ruhe, die am Ende des Jahrhunderts eintrat, war nicht die bewußte Sammlung der neugewonnenen geiſtigen Kraft, ſondern eine geiſtige Ohn-

macht, welche ſich durch ſtarres Anklammern an die Looſungsworte der Partei zu verbergen ſuchte. Mit dem Sectengeiſte wich der lebendige Hauch aus der proteſtantiſchen Literatur, während über den katholiſchen Theil Deutſchlands der Jeſuitismus ſeine dunkle Decke breitete. Für die Rückſchritte iſt nicht die Reformation als ſolche verantwortlich zu machen, ſondern die ihr nicht ohne einzelne Erfolge entgegenarbeitende Reaction, deren Zweck die Sklaverei des Geiſtes, die Unterwerfung unter den todten Buchſtaben war. Von der regen geiſtigen Bewegung blieben, auch bei den Proteſtanten, bald nur Formen übrig, aus denen der Geiſt ihrer Begründer gewichen war: ihre Errungenſchaft ward ein von den Gelehrten bewachter todter Schatz, an deſſen Beſitz die Nation auf lange Zeit kaum betheiligt zu ſein ſchien. Glück genug, daß die deutſche Bibel und das Geſangbuch, die beiden Stützen ſittlich-religiöſer Volksbildung, dem proteſtantiſchen Theil der Nation nicht wieder entzogen werden konnten!

Das Ergebniß des Reformationszeitalters macht es aufs neue offenbar, daß es unmöglich iſt, ein Reich der Ideen dauerhaft zu gründen neben politiſcher Zerfallenheit und Schwäche. Woher ſollte noch Erhebung des Nationalgeiſtes kommen, ſeitdem die Fürſten über kleinliche Intereſſen haderten, ſeit die blühenden Handelsſtädte im Norden und Süden dahinſanken und, vom Reiche ſchutz- und hülflos gelaſſen, den mit friſcher Kraft emporſtrebenden Seeſtaaten des Weſtens den Welthandel überlaſſen mußten? Wo blieb die geprieſene Kraft und Hoheit der deutſchen Nation, als ein verwüſtender Krieg, angeſchürt und

längſt herbeigewünſcht von Solchen, die für Deutſchlands Wohl keine Liebe im Herzen trugen, ſondern nur für Rom und ihres Ordens Herrſchaft — als der dreißigjährige Krieg den letzten Reſt deutſchen Wohlſtandes zertrat? als Schaaren von Fremden das Land ausbeuteten und des Volkes letzte Heiligthümer, ſeine Sitte und ſeine Sprache, verunreinigten? Nur an Kirchenliedern mochte jene Drangſalszeit ergiebig ſein, an Kreuz- und Troſtliedern, an Grabgeſängen, in denen die lebensmüde Stimmung die Erde nur als die Heimat des Jammers ſchildert und ſchon das Daſein dem Menſchen als Sünde anrechnet.

Zu allen dieſen allgemeinen Urſachen des Sinkens der Volksbildung treten noch mehrere beſondere hinzu, die ſich auch in andern Ländern Europas mehr oder minder geltend machen. Die immer ſchärfer hervortretende Abſonderung der Stände machte ein energiſches Zuſammenwirken unmöglich; ſelbſt die Gelehrten lebten nicht mehr in und mit dem Volke, vielmehr blickten ſie gern nach oben und ſtellten ſich dem Volke, als der ungebildeten, bevormundeten Maſſe, gegenüber. Die Büreaukratie, ſeit den Zeiten Philipps von Spanien Regierungsmaxime, entzog dem Volke alle und jede Theilnahme an ſeinen eigenen Angelegenheiten; kein anderes Intereſſe an dem, was vorging, blieb ihm, als die Sorge um die Nothdurft des Lebens. Kein Wunder, daß in ſolch einer Exiſtenz des Volkes kein Funke von Poeſie blieb, daß ſolch ein Volksleben auch kein Stoff mehr für den Dichter war. In den gelehrten Kreiſen und Hofcirkeln, wo man von der Dichtkunſt redete, ging es, wo möglich, noch unpoetiſcher zu; die ſteife

Sitte maß jeden Schritt, und ſelbſt die Pulsſchläge des Herzens gewöhnten ſich an ein geregeltes Tempo. Auf Hochzeiten, Begräbniſſe ꝛc. mochte man Lieder verfaſſen; was dagegen das eigene Herz bewegte, ward durch die von der Etikette aufgedrungene Uniform des geſammten Lebens eingeſchnürt und verhüllt; nur ausnahmsweiſe wagt ein Dichter in eigener Perſon tiefe und erregtere Gefühle auszuſprechen. Die Kriegszeit iſt noch die einzige Periode, wo dichteriſche Talente, wenn auch vielfach beengt und mißleitet, zum Vorſchein kommen; die hundert Jahre nach dem weſtphäliſchen Frieden aber ſind die jammervollſte Periode unſerer Poeſie.

Als die Poeſie aus dem Leben verſchwunden war, blieb die der Bücher übrig; nicht das Bedürfniß des Herzens erzeugt ſie; ſie wird Sache der gelehrten Studien, der aus Büchern erlernten Regeln und der techniſchen Fertigkeit. Auf dieſem Wege war die Gelehrtenpoeſie bereits ſeit längerer Zeit, wiewohl, ſo lange eine lebendige Volkspoeſie noch daneben beſtand, nur als lateiniſche Dichtung. Erſt als jene ausſtarb und nach dem Tode des trefflichen Fiſchart († 1589) mehrere Decennien hindurch, außer Kirchenliedern, kaum ein nennenswerthes Gedicht in deutſcher Sprache verfaßt war, that man den Schritt von der lateiniſchen zur deutſchen Gelehrtenpoeſie, ſo daß man dieſe neue Poeſie als auf dem Stamm der neulateiniſchen Dichtung gewachſen anzuſehen hat. Dieſe lateiniſche Dichtung war jedoch in Wahrheit nur eine, wenn auch mitunter mit großer Geſchicklichkeit gehandhabte Phraſenpoeſie; ſie ſteckte mit ihrem rhetoriſchen Pomp die geſammte Literatur des weſtlichen Europa's

an. Italiener, Franzoſen, Holländer waren darin den Deutſchen bereits vorangegangen. Die Deutſchen wählten ſich hier ihre Muſter und ſtellten unſere Literatur unter die Herrſchaft des Auslandes. Das entwürdigende Anſchließen an die mit ſervilen Lobeserhebungen geprieſenen Dichter der Fremde hält gleichen Schritt mit dem Verfall unſerer politiſchen Selbſtſtändigkeit, mit der Einführung fremder Sitte und Mode, welche, von den Höfen und dem entnationaliſirten Adel ausgehend, bald alle Stände ſich unterwürfig machte und das Nationalgefühl vollends erſtickte. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß man ein Jahrhundert hindurch in der Poeſie nur eine Redeübung ſah, welche ſicher zum Ziele führe, wenn man nur die Regeln ſich einpräge und nach den gefeierten Muſtern ſich ſchule. Da demnach zu ſolcher poetiſchen Meiſterſchaft ſo wenig erfordert ward, ſo war man mit gegenſeitiger Lobpreiſung nicht ſparſam und beſtärkte ſich dadurch in der Selbſtzufriedenheit und dem behaglichen Bewußtſein, daß kaum die Zukunft Herrlicheres werde hervorbringen können. Bis auf Gottſched's Zeit bilden die Lobeserhebungen des Anhangs, der Dichterſchule, eine ſichere Mauer, an der der Pfeil des Tadels, wenn er ja gewagt wird, wirkungslos abprallt. Ein ſolches Cliquenweſen iſt ſtets der Literatur verderblich geweſen; es ſchützt auch die verkehrteſten Richtungen, iſt tolerant auch gegen das Mittelmäßige und Schlechte, wenn es nur auf der beliebten Bahn einhergeht. Toleranz aber gegen das Schlechte gehört zu den ſchlimmſten Feinden des Guten, in der Kunſt ſo gut wie in der Sittlichkeit.

Indeß was uns ſtreng macht gegen das Jahrhundert, macht uns mild gegen den Einzelnen, der ein Kind ſeines Jahrhunderts bleibt, wie reich auch die Gaben ſeines Geiſtes ſein mögen. Die Luft der Zeit, in der wir leben, iſt der Athem des Geiſtes; er haucht ſie aus, aber er zieht ſie auch ein; niemand kann geiſtig geſund ſein in einer krankhaften Zeit. Wenn wir auch zu dem Geſtändniß genöthigt ſind, daß bei den deutſchen Dichtern des ſiebzehnten Jahrhunderts keine Poeſie im edelſten Sinne des Worts zu finden iſt, ſo anerkennen wir doch ihr Verdienſt um Sprache und Versbau, das um ſo größer iſt, je ſchwerer es war, ſich dem in die Proſa und die Converſation eindringenden Sprachverderbniß entgegenzuſtellen. Dies Verdienſt iſt es einzig, wodurch Martin Opitz, ſo wenig er ein Dichter im wahren Sinne des Wortes iſt, in der Geſchichte unſerer Literatur Epoche macht. Wir werden auch die Lyrik Einzelner, namentlich eines Paul Flemming und eines Paul Gerhard, in Ehren halten und das tiefpoetiſche Innere des Andreas Gryphius zu würdigen wiſſen, wenn er gleich, um Vollendetes zu ſchaffen, zu wenig Herrſchaft über die poetiſchen Mittel beſaß; er iſt uns ein Zeugniß, daß der Trieb der geſammten neueren Literatur zum Drama auch von den deutſchen Dichtern mitempfunden ward. Allein es blieb bei einzelnen Anſätzen und Verſuchen, weil das Drama ohne einen Hintergrund im Nationalleben, ohne ein im Bewußtſein des Dichters lebendiges Gefühl nationaler Kraft und Einheit bei keiner Nation jemals Gedeihen gefunden hat.

Was in den nächsten funfzig Jahren nach Gryphius in deutscher Poesie versucht ward, ist oft durch ausgezogene Proben lächerlich gemacht worden. Doch darf man dieser Geschmacksverirrungen nicht bloß zu diesem Zweck gedenken, so wenig wir sie sonst in Schutz zu nehmen gesonnen sein können. Auch sie gingen aus einem dunkeln, doch richtigen Gefühl hervor, daß die Poesie der Opitzischen Schule ohne Phantasie, daß ihre Sprache trocken und unmusikalisch sei. Nun strebte man darüber hinaus: aber bei gelähmter, schwungloser Phantasie konnte man es nur bis zu allegorischen Einkleidungen bringen, und zum Musikalischen war die Sprache vollends verdorben. So blieb nur der rhetorische Pomp übrig, um Effect zu machen: mit diesem malte Hoffmannswaldau die „erlauchten Flammen" und setzte in seinen Heldenbriefen der sittlichen Versunkenheit der Höfe und des Adels ein Denkmal, von dem die keusche Muse der deutschen Poesie sich erröthend wegwendet, — lieferte Lohenstein, den rhetorischen Bombast auf die Höhe schraubend, in den Gemälden der Gräuel- und Blutscenen des römischen und türkischen Hofes effectvolle Reizmittel für die abgestumpften Nerven der herzlosen Zeit, in der er dichtete.

Von der französischen Literatur des Zeitalters Ludwigs XIV. ging die heilsame Reaction gegen dies aufgedunsene Pathos aus. Gegen 1700 begann sie in Deutschland dieselbe Wirkung zu äußern, welche sie auf die Literaturen fast des ganzen Europa's ausübte. Der Gegensatz war auch in Frankreich ein ähnlicher; auch dort kämpfte die neuentstehende Literatur gegen den unnatürlichen Schwulst der älteren Schule. An

den französisch gebildeten Höfen zu Berlin und Dresden fand dieser neue Geschmack am frühesten Eingang. Indeß vergingen Jahrzehnte, ehe die deutsche Poesie auf diesem Wege wirkliche Erfolge errang, ja bis auf Hagedorn blieb sie nur eine wässerige Prosa in Reimen. Es war die Zeit der Dictatur Gottsched's, das von ihm gepriesene goldene Zeitalter unserer Poesie. Endlich erschien die langzögernde Morgenröthe des neuen Tages: das Jahr 1740 ist mit unvergänglichen Zügen auf die Tafel unsrer Literaturgeschichte eingegraben.

Nach zwei entgegengesetzten Grenzpuncten des deutschen Landes wird unser Blick hingezogen, Hamburg und der Schweiz. — In Hamburg war ein reges geistiges Leben, die Frucht des Weltverkehrs und des freien Bürgersinnes, der verschiedene Richtungen neben einander aufkommen ließ. Eine servile Hofpoesie konnte hier keine Stätte finden; vielmehr ward Hamburg die Vermittlerin zwischen der vielseitig anregenden englischen Poesie. Brockes führte die Naturmalerei der Engländer bei uns ein; Hagedorn ward der Dichter des Frohsinns in Liedern und heitern Erzählungen, der Vater der Fabeln- und Liederpoesie, welche den Anfang machte, das Volk wieder zur Theilnahme an der Literatur heranzuziehen.

Die Schweiz hatte sich lange Zeit von dem Mitwirken an deutscher Literatur ausgeschlossen. Von der republikanischen Freiheit hatten die aristokratische Willkürherrschaft, so wie kirchliche Engherzigkeit und Obscurantismus nur noch den Namen übrig gelassen. Doch es umweht die Höhen der Alpen eine Fülle der

Poeſie, daß ſie nicht aufhören kann an die Herzen derer zu klopfen, die zu ihnen hinaufſchauen, und ſie aus trägen Schlummer zu wecken. Aus dieſer hehren Umgebung haben die Naturgemälde von Drollinger und Haller, eingekleidet in das Gewand religiös-ſittlicher Betrachtung, das Leben und die Wärme empfangen, wodurch die Lehrdichtung der wahren Poeſie genähert ward. Wie in Baſel und Bern, regte ſich auch in Zürich ein höheres geiſtiges Streben: Bodmer und Breitinger traten zu einem erfolgreichen literariſchen Wirken zuſammen, welches, anfangs in beſcheidener Stille, ſeit 1740 ſeinen Einfluß über ganz Deutſchland erſtreckte. Sie hatten vornherein vor Gottſched das voraus, daß ſie nicht frühzeitig mit ſich abſchloſſen, ſondern Allem, was neues Leben verſprach, ihre Theilnahme widmeten und ihren Blick ſtets auf die Zukunft der Literatur gerichtet hatten. Das junge, noch ſchüchterne Talent ward von ihnen ermuntert und ermuthigt: Klopſtock und Wieland fanden hier offene Arme, ehe die Nation ſie ihnen öffnete. Weil ſie ihre Hand am Pulſe der Zeit hatten, ſo endete die berühmte Fehde, die ſich zwiſchen ihnen und Gottſched entſpann, mit deſſen völliger Niederlage. Doch iſt nicht bloß die geiſtige Beſchränktheit Gottſched's ſchuld, daß er ſeine Stellung zur Literatur nicht behaupten konnte: es iſt eben ſo ſehr ſeine moraliſche Schwäche, die ihn um ſein kunſtrichterliches Anſehn brachte und der Nachwelt ſelbſt die Anerkennung ſeines wirklichen Verdienſtes erſchwert. Dadurch, daß er die ſtudirende Jugend, die ſonſt in lateiniſcher Phraſeologie und ſcholaſtiſchem Formelweſen

verkam, für deutſche Dichtkunſt gewann, hat auch er Antheil an der neuen Literaturepoche; denn nur jugendliche Kraft und Friſche vermögen eine gealterte Literatur zu verjüngen. Freilich entſprach ein ſolcher Erfolg ſeinen Hoffnungen nicht.

Auch für Preußen brach ein neuer Tag an mit der Thronbeſteigung Friedrichs des Großen; ſein Geiſt wehte wie Frühlingsodem über ſein in geiſtloſem Zwange erſtarrtes Land. Halle, Halberſtadt, Berlin wurden Mittelpuncte literariſcher Kreiſe; die Wirkſamkeit eines Gleim und Ramler dürfen wir nicht nach ihren Poeſien, über die das Urtheil der Nachwelt nicht mehr ſchwankend ſein kann, berechnen. — Ich nannte die Stufen, auf denen Klopſtock und Leſſing, die beiden Regeneratoren unſerer Literatur, emporſtiegen.

Dieſer Umſchwung der Poeſie ward indeß nicht von innen heraus, bloß durch ſie ſelbſt, hervorgebracht. Die Umgeſtaltung deutſcher Wiſſenſchaft wirkte mächtig auf ſie zurück. — Während des ſiebenzehnten Jahrhunderts war die Wiſſenſchaft nicht minder geſunken, als die Poeſie. Das geiſtige Leben war erſtarrt in den Feſſeln einer Scholaſtik, welche der des Mittelalters dem Weſen nach verwandt war; in dies Gedächtnißwerk, in welchem man ſich phlegmatiſch fortbewegte, leuchtete nur ſelten das Licht des freien, ſelbſtſtändigen Gedankens hinein. In ihren fertigen Syſtemen, welche die lateiniſche Sprache mit einer Schutzwehr gegen die Zudringlichkeit der nicht zünftigen Maſſe umgab, befanden ſich die Gelehrten wie in einer unbezwinglichen Burg.

Frankreich und England fingen zuerſt an, der Mutterſprache ihr Recht zu wiſſenſchaftlichen Darſtellungen zurückzugeben und die Gebildeten außerhalb der Gelehrtenzunft an den Problemen der Wiſſenſchaft mitzubetheiligen. In Frankreich ſah ſich die Wiſſenſchaft in die Nähe des glanzvollen Hofes verſetzt und konnte ſich ſolcher Ehre nur durch elegantere Formen würdig machen. In England athmete nach der Vertreibung der Stuarts auch die Wiſſenſchaft die Luft der Freiheit. Johann Locke machte die Rechte der Vernunft gegen die hergebrachte Scholaſtik, die ſich für Philoſophie ausgab, geltend, und Newton forſchte nach den ewigen Geſetzen der Natur.

Auch in Deutſchland fanden ſich gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts Männer, welche den Kampf gegen Schulgelehrſamkeit und Geiſtesträgheit unternahmen: Männer von verſchiedenen Richtungen, die zuletzt doch zu Einem Ziele zuſammenwirkten. Zunächſt muß in dieſem Kampfe für Befreiung des Geiſtes der Pietismus genannt werden. Die Theologie, welche damals auf Kanzeln und Kathedern herrſchte und für rechtgläubig galt, war nicht geeignet, die Herzen mit chriſtlicher Liebe und Frömmigkeit zu erwärmen; es war eine Dogmatik ohne herzerhebende Ueberzeugung des lebendigen Glaubens. Spener war es, der die Gebrechen der Kirche zuerſt aufdeckte und das vergeſſene Wort wieder ausſprach, daß die Religion Sache des Herzens ſei und ſich in Thaten chriſtlicher Liebe zu bewähren habe. Seine ſchüchterne Sprache lieh Dem Worte, was Tauſende in ſich fühlten. Durch die Anregungen, welche er und

ſeine nächſten Anhänger gaben, ward die Orthodoxie durchbrochen; eine tiefe Innerlichkeit trat an die Stelle des geiſttödtenden Mechanismus. Auch als der Pietismus aufhörte, den Weg des Fortſchrittes zu gehen, ſetzte ſich die Bewegung dennoch fort. Die Männer der Aufklärung hatte er gleich anfangs auf ſeine Seite gezogen. Chriſtian Thomaſius führte, mit den Pietiſten verbündet, den Kampf gegen veraltete Formen. Aufgemuntert durch das Beiſpiel franzöſiſcher Schriftſteller, empfahl er die Mutterſprache für wiſſenſchaftliche Vorträge und hielt ſelbſt Vorleſungen in deutſcher Sprache. Seine Verweiſung aus Leipzig gab die erſte Anregung zur Stiftung der Univerſität zu Halle, welche, wie junge Univerſitäten pflegen, ihre erſte Stärke durch Beſchützung der neuen wiſſenſchaftlichen Richtungen gewann. Hier fuhr er fort, mit einer Freimüthigkeit, deren ſich ſeit Wittenbergs Glanzperiode die Univerſitäten entwöhnt hatten, Mißbräuche in Theorie und Praxis zu bekämpfen und die deutſche Wiſſenſchaft aus der gelehrten Clauſur in das Leben des Volkes hinüberzuführen. Gleich ihm wirkte ſein großer Zeitgenoſſe Leibnitz für die Befreiung der Wiſſenſchaft aus ſcholaſtiſchen Formen, wenn auch die Früchte ſeines Wirkens dem Volke nur mittelbar zu Gute kamen. Was er bereits geäußert hatte, daß die deutſche Sprache ſich mehr als irgend eine andere der neueren Sprachen für den Vortrag der Philoſophie eigne, bewies Chriſtian von Wolff durch die That, indem er die philoſophiſchen Wiſſenſchaften nach ihrem Geſammtumfange in deutſchen Schriften darſtellte. Hiermit that unſere Proſa den bedeutendſten

Schritt zu ihrer Selbstständigkeit. Wolff's Schriften waren eine Encyclopädie des damaligen philosophischen Wissens; die leichtfaßliche Darstellung forderte Klarheit des Denkens und setzte auch außerhalb der gelehrten Kreise eine Masse von Kenntnissen in Umlauf. Der Anregung des philosophischen Denkens verdanken wir zunächst die Kritik auf dem Gebiete der schönen Literatur, das erste Forschen nach den Grundsätzen des Schönen in Poesie und Kunst; selbst die poetische Literatur ist zum Theil ein Nachhall jener Philosophie, welche damals in unser gesammtes geistiges Leben eben so tief eingriff, wie an der Grenze des Jahrhunderts die kritische Philosophie Kant's. Seit Leibnitz und Wolff hat unsere Poesie sich den wissenschaftlichen Richtungen dermaßen angeschlossen, daß die auf ihrem Gebiete hervortretenden Bewegungen und Gegensätze größtentheils in ihnen ihre Erklärung finden.

Die Gegensätze zwischen Spener und Wolff wiederholen sich auf einer höhern Stufe in Klopstock und Lessing. Der Zeit, in welcher wir leben, mag uns wohl mahnen, den Blick ein Jahrhundert zurückzuwenden und an die Wiege unserer seitdem zu herrlicher Schönheitfülle erblühten Poesie, deren Besitz uns jetzt stolz sein läßt, zu treten: im Jahre 1746 trafen die Jünglinge Klopstock und Lessing auf der Universität Leipzig zusammen und waren in bescheidener Verborgenheit, jener mit den ersten Hexametern der Messiasdichtung, dieser mit seinen ersten dramatischen Versuchen, beschäftigt. Klopstock ward der Schöpfer einer beseelteren Dichtersprache, der lyrische

Genius (denn auch die Meſſiade iſt ein Erzeugniß lyriſcher Begeiſterung), welcher der deutſchen Poeſie die Welt des Gefühls zurückgab. Leſſing bahnte dem freien Gedanken neue Wege und ſchuf durch dieſen das deutſche Drama. Wieland ſammelte die errungenen Schätze der europäiſchen Literatur als ihr gewandter, der Zeitläufe kundiger Verwalter, ſetzte ſie in raſchen Umlauf und machte ſie dadurch allgemeiner nutzbar, daß er ſie in kleinere Münzen umprägte. Aus den Anregungen, die dieſe Männer gegeben hatten (auch Wieland's Shakſpeare ſei unvergeſſen), ging eine neue Lyrik, ein neues Drama nnd die Literaturkritik Herder's hervor, die prophetiſche Stimme für eine drangvolle Jugend. Die Poeſie verſuchte ins Leben zu treten, es zu beherrſchen; die Ideen ſtrebten ſich zu geſtalten in der Welt der Erſcheinungen. Aeußerlich iſt es ſo ſtill in der langen Friedenszeit, welche dem ſiebenjährigen Kriege folgte: aber auf den verborgenen Gebieten des Geiſtes verkündigte ſich das Herannahen der Zeit der Völkerſtürme, welche die alten Formen erſchüttern und zum großen Theil zertrümmern ſollten. Lange ſchon war an den alten Stützen gerüttelt, lange ſchon hatte die Literatur mit dem Beſtehenden gebrochen; man hatte angefangen, die Einfalt der Natur den verweichlichten und verſchrobenen Sitten, die Rechte des Menſchen den Standesvorrechten und der Machtwillkür, die Berechtigung der Individualität der Beſchränkung der Verhältniſſe entgegenzuhalten. Der Trieb nach Umgeſtaltung zuckte durch ganz Europa, der Ruf nach Reformen ward die Looſung, und die Fürſten ſtimmten vom Throne herab

ein. Da öffnete ſich weiter und weiter die Kluft zwiſchen den Forderungen der Idee und den Zuſtänden der Gegenwart. Die fieberhafte und excentriſche „Starkgeiſterei“ und die ſehnſuchtkranke Sentimentalität ſind Pflanzen deſſelben Bodens. Der Shakſpeariſche Hamlet, der es erkennt, daß die Welt aus den Fugen ſei, und ſich doch unfähig fühlt, ſie wieder einzurichten, iſt zugleich der Typus und das Idol der thatendurſtigen und doch träumeriſch zurückſinkenden Jugend. Neben den Götz, der die auseinanderfallenden alten Verhältniſſe auf eigene Hand wieder einrichten und die Schäden des Gemeinweſens mit kräftiger Fauſt heilen möchte, tritt in der Seele des nämlichen Dichters der Werther mit dem zerriſſenen Herzen, welcher aus der Welt ſcheidet, weil zwiſchen ihm und der Wirklichkeit keine Harmonie herzuſtellen iſt. Manches Dichterleben jener Zeit iſt ſolch ein ſchwerer Kampf mit der Welt und dem eigenen phantaſtiſchen Drange, manches dichteriſche Talent iſt darin untergegangen: Lenz, der Jugendfreund Göthe's, endete im Wahnſinn; von allen Gaben der Poeſie blieb ihm nichts als der Stolz in Armuth und Elend. Bürger ging denſelben Weg, wenn auch nicht zum Wahnſinn, doch zum bittern Elend. Trotzdem war es für die Literatur kein vergeblicher Kampf. Ihre größten Genien gewannen aus der Gährung jener Jahre Kraft und Fülle des Geiſtes auch für ihre ſpäteren Lebensepochen. Herder's Jugendfeuer ward zur mildleuchtenden Flamme auf dem Altare der Menſchheit. Bei Goethe entwickelte ſich aus dem Drange des Realen die ideale Klarheit und die plaſtiſche Ruhe,

die Frucht der Durchbildung seiner geistigen Individualität. Schiller, der letzte Epigone der „Sturm- und Drangperiode," trat mit ungeschwächter geistiger Elasticität in die Epoche der philosophischen und politischen Umwälzung; die philosophische Idee führte ihn auf die Höhe seiner Poesie und wies ihm die Zielpuncte seines Sehnens und Strebens, welches begeisterungsvoll in die Zukunft der Menschheit griff.

Leicht täuschen wir uns über die Geistescultur des achtzehnten Jahrhunderts, weil wir sie nach den einzelnen großen Genien beurtheilen, die aus ihm hervorgegangen sind; wir halten uns wohl gar zu dem Schlusse berechtigt, daß unsere Bildung Rückschritte gemacht habe, weil uns Namen fehlen, wie diejenigen, durch welche das vergangene Jahrhundert glänzt. Allein auf welcher Culturstufe die große Masse des lesenden und genießenden Publicums stand, davon zeugen nicht Lessing, nicht Goethe oder Schiller: die Werke eines Gellert, Wieland, Kotzebue sind weit genauere Barometer, selbst für den damals gebildetsten Theil der Nation. Es steht vielmehr unsere gesammte Volksbildung, auch die ästhetische, hoch über der des vorigen Jahrhunderts. Lessing, Goethe und Schiller gingen zwar aus diesem hervor, aber das Beste, was sie geschaffen haben, gehört unserm Jahrhundert an: erst dieses hat sich zu ihnen herangebildet, erst für dieses sind sie Nationaldichter geworden.

Die Zeit der romantischen Schule war nur ein Seitenweg, keine neue Literaturepoche. Man wollte neben dem Leben eine Welt der Poesie künstlich erschaffen, und es schien gar lockend, mit dem Feuer zu

ſpielen, ohne ſelbſt in Gluth zu gerathen. Die letzten Decennien haben dieſes Blendwerk, wie ſo manches andere, zerſtört. Wir haben erkannt, daß auch in Poeſie und Kunſt die Wahrheit höchſte Geſetzgeberin und Richterin iſt und ohne ſie ſo wenig Schönheit wie Sittlichkeit beſtehen kann; das nie erſchöpfte Buch der Geſchichte und des Lebens iſt auch der Poeſie wieder geöffnet. Noch ſtehen wir erſt auf den Stufen, die uns zu dem Tempel einer neuen Poeſie emportragen werden. Wann wir ihn betreten werden, wer vermag es zu ſagen? Aber kommen wird die Zeit gewiß, wo die Strömungen geiſtigen Lebens, die uns jetzt umrauſchen, ſich wieder zu einem klaren, ſtolz einherwogenden Strome der Poeſie vereinigen werden. Scheint uns manchmal der Bildungsgang der Nation zu langſam vorwärts zu ſchreiten, ſo mögen wir auch uns jenes erhabene Wort Leſſings zurufen: „Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorſehung! Nur laß mich dieſer Unmerklichkeit wegen an Dir nicht verzweifeln! Laß mich an Dir nicht verzweifeln, wenn ſelbſt Deine Schritte mir ſcheinen ſollten zurückzugehen! Du haſt auf Deinem Wege ſo viel mitzunehmen! ſo viel Seitenſchritte zu thun!“ —

Die

Anfänge des deutſchen Drama's.

1859.

Eine dramatiſche Poeſie hatte ſich in den Jahrhunderten, welche die Reformation vorbereiteten, noch nicht ausbilden können; das ganze Mittelalter hatte, ſtreng genommen, kein Drama. Was darauf Bezug hat, gehört mehr in die Geſchichte des gottesdienſtlichen Cultus und der Sitte, als in die der Poeſie. Immerhin ſind es die Anfänge ſceniſcher Darſtellungen, an denen ſich am Schluß des Mittelalters das Volk lebhaft betheiligte. Würde man weiter zurück gehen und auch die erſten Spuren von Schauſpielkunſt dahin rechnen, ſo könnte man deren ſchon in den erſten Jahrhunderten nachweiſen, indem das Volk einen Poſſenreißer, der es durch Pantomimen und Verkleidungen beluſtigte, nie entbehren konnte. Wir wiſſen z. B., daß zur Zeit Karls des Großen den fahrenden Luſtigmachern bei Leibesſtrafe verboten war, ein Prieſter- oder Mönchskleid anzulegen, daß im zehnten Jahrhundert Mönche in Flandern die Sage vom Wolf und Fuchs pantomimiſch darſtellten. Im Parcival iſt die Rede von der bunten Tracht der Luſtigmacher.

Dies alles hat jedoch mit dem eigentlichen Drama wenig oder gar nichts zu ſchaffen und beweiſt nur, daß im Menſchen der Trieb liegt, das Leben nachzuahmen und am Bilde ſich zu erfreuen. Näher ſteht dem Drama die mit der Zeit der Kreuzzüge allgemeiner werdende Sitte, beim Gottesdienſte an hohen Feſten dem Volke die in der Bibel erzählte Handlung durch dramatiſchen Vortrag zu größerer Anſchaulichkeit zu bringen.

In der kirchlichen Liturgie liegt etwas Dramatiſches. Am ſtärkſten tritt dies in der Paſſionsgeſchichte hervor, wo die evangeliſche Geſchichte mehrere Perſonen redend einführt. Bei Vertheilung des Textes an mehrere Prieſter entſtand eine dramatiſche Abwechſelung, indem einer den zwiſchen den einzelnen Reden ſtehenden erzählenden Text las. Solch ein feierlicher Vortrag von dem Leiden und der Auferſtehung des Herrn fand am Charfreitag und in der Oſternacht in der Kirche ſtatt. Bildliche Darſtellung der Kreuzigung, Grablegung und Auferſtehung ward häufig zu Hülfe genommen. Dieſe Darſtellungen nannte man in Italien Myſterien, vielleicht mit einer Nebenbeziehung auf das Wort Miniſterien oder gottesdienſtliche Handlungen; das deutſche Volk nannte ſie kurzweg Spiele.

Bald fanden die Geiſtlichen an ihren Aufführungen ſolches Wohlgefallen, daß ſie den Text für den dramatiſchen Vortrag freier zu bearbeiten anfingen. Sie traten nach und nach aus dem neuteſtamentlichen Gebiete heraus und geſtalteten auch Erzählungen des alten Teſtaments und Legenden dramatiſch um. Lange

Zeit hielt man ſich an die lateiniſche Sprache. Doch dem Volke zu Liebe ließ man allmählich ſich ſo weit herab, deutſche Zwiſchenſpiele einzuſchalten. Um 1300 wurden die Stücke ganz deutſch.

Weil überall die ſceniſchen Darſtellungen der heiligen Geſchichte ſich von ihrem kirchlichen Zwecke mehr und mehr entfernten, ſo eiferten Päpſte und Kirchenverſammlungen wiederholt dagegen; aber das Volk ließ ſie ſich nicht wieder nehmen; ſie wurden nur noch immer ausgelaſſener. Die Laien betheiligten ſich mehr und mehr bei den öffentlichen Aufführungen und liebten es beſonders, in Teufelsverkleidung einen großen Chor zu bilden. Die Kirche ward für ein ſo maſſenhaftes Schaugepränge zu klein; man ſpielte daher auf dem Kirchhofe oder den öffentlichen Plätzen der Stadt. Schon im vierzehnten Jahrhundert nahmen dieſe Spiele oft mehrere Tage hinter einander hin, und 2—300 Perſonen waren dabei beſchäftigt. Die Aufführung geſchah auf einem großen Gerüſt, das drei Abtheilungen übereinander hatte, Hölle, Himmel und mitten zwiſchen dieſen die Erde. Auf Leitern ſtiegen die mitſpielenden Perſonen, je nachdem es die Handlung erforderte, von der einen Bühne zur andern.

So viel Zeugniſſe auch von Zeitgenoſſen über die Aufführung ſolcher geiſtlichen Stücke aufbewahrt ſind, ſo daß man annehmen muß, es ſeien dergleichen, zumal der Oſtern- und Paſſionsſpiele, ſogar auf den Dörfern ſehr gewöhnlich geſpielt worden, ſo haben ſich doch bisher nur ſehr wenige vollſtändige Texte derſelben auffinden laſſen. Auch mochte es des Aufſchreibens nicht ſehr bedürfen. Nur die ausgeführteren

Partieen wurden vollständig aufgeschrieben; sonst bezeichnete man nur den Gang des Stücks und die Anfänge der durch Tradition feststehenden Reden. Eines der ältesten ist das Mysterium von den klugen und thörichten Jungfrauen, in welchem die säumigen Jungfrauen trotz den Fürbitten der Maria und der Heiligen zu ewiger Höllenpein verdammt werden. Die Aufführung dieses Stücks zu Eisenach im Jahre 1322 erhielt eine besondere Bedeutung dadurch, daß der Markgraf Friedrich der Freudige davon so tief erschüttert ward, daß er in Schwermuth sank, zu der sich Schlaganfälle gesellten; er stand vom Siechbette nicht wieder auf. In den späteren Spielen mischt sich mehr und mehr das Komische bei, das vornehmlich durch die Teufelsrollen vertreten wird. In dem uns erhaltenen Osterspiele aus dem 15. Jahrhundert ist der Uebergang zur Volkskomödie schon vollendet. Pilatus und Kaiphas erscheinen mit großem Gefolge; Soldaten und Juden kommen in Handgemenge; in der Hölle sind eine Menge Teufel mit Seelen der Verdammten, welche Christus nach seiner Auferstehung daraus befreit. Dieser Ausgelassenheit der Mysterien machte der religiöse Ernst der Reformationszeit ein Ende. Eine Abart derselben hat sich hin und wieder in katholischen Ländern des südlichen Deutschlands durch Tradition erhalten.

Eine noch weit größere Anlage zur Volkskomödie hatten die Fastnachtsspiele, welche seit 1400 in den größeren Städten beliebt wurden. Sie gingen aus der Carnevalslust hervor, welche in der Verletzung des Herkömmlichen, der Umkehr der gewöhn-

lichen Verhältniſſe beſtand und daher einen Humor des Lebens in ſich trug, welcher der Keim zur eigentlichen Komödie ſein konnte. Nürnberg war der Hauptſitz des deutſchen Carnevals und daher auch des Faſtnachtsſpiels. Mit geringen Ausnahmen haben die auf uns gekommenen Faſtnachtsſpiele Nürnberger Verfaſſer. Es ſind dramatiſirte, d. h. in Dialog gekleidete Schwänke. An Verwickelung und Intrigue iſt nicht zu denken. Die bekannteſten Nürnberger Schwankdichter um die Mitte des 15. Jahrhunderts, Hans Roſenblut und Hans Folz, ſind zugleich die fruchtbarſten Verfaſſer von Faſtnachtsſpielen. Unter dieſen ſind die von Folz ſo geiſtlos und roh, daß ſie kaum eine Ahnung von dramatiſcher Behandlung verrathen. Dies iſt jedoch ſchon der Fall bei Hans Sachs, deſſen Faſtnachtsſpiele, z. B. vom Narrenſchneiden, vom Teufel, der ein altes Weib zur Ehe nahm, vom Weib im Brunnen, von demſelben Humor eingegeben ſind, der ſeine Schwänke belebt. In ſeinen ſogenannten Tragödien und Komödien — er ſchied dieſe Benennungen nur, je nachdem der Ausgang mehr oder minder traurig war — geht er über die ihm gezogenen Grenzen hinaus und verſucht ſich an den bedeutenderen Stoffen der Mythe und Geſchichte, für die ihm der rechte Sinn und der richtige Maßſtab mangelte. Seine Nachfolger reichten jedoch nicht über ihn hinaus, und ſelbſt der gelehrte Jacob Ayrer, kaiſerlicher Notar und Gerichtsprocurator in Nürnberg, der gegen 1600 dichtete, lehnt ſich nur an ihn an und ſteht ihm an Feinheit des Witzes bedeutend nach.

Außer dieſen beiden dem Mittelalter entſtammten Gattungen der dramatiſchen Poeſie entſtand kurz vor der Reformation noch eine dritte, welche man die Schulkomödie nennen kann. Als mit der Wiederbelebung des Studiums der alten Sprachen die Luſtſpiele der römiſchen Dichter Plautus und Terentius in Aufnahme kamen, ahmten die gelehrten Latiniſten, unter ihnen Reuchlin und Konrad Celtes, die elegante Sprache, gleich wie die Proſa eines Cicero und die Verſe der römiſchen Elegiker, mit großem Eifer nach und fanden unter den Gelehrten viele Nachfolger. Studenten und Schüler brachten ſolche Stücke zur Aufführung, ſelbſt die Fürſten ſahen häufig den Vorſtellungen zu. Es konnte nicht lange ausbleiben, daß man die lateiniſchen Komödien ins Deutſche überſetzte, damit die der alten Sprache unkundigen Bürger an den öffentlichen Aufführungen Theil nehmen könnten. Aus der Vergleichung ſolcher Ueberſetzungen mit dem lateiniſchen Original ſieht man am beſten, wie weit noch die Ausbildung der deutſchen Dichterſprache hinter der eleganten lateiniſchen Form, die man auf gelehrtem Wege gelernt hatte, zurückſtand.

Die Stücke waren meiſtens von Predigern und Lehrern an den Schulen abgefaßt. Vorzugsweiſe wurden bibliſche Erzählungen zu den dramatiſchen Bearbeitungen gewählt, ſo daß die Schulkomödien an die Stelle der Myſterien traten. Auch in ihnen zeigt ſich ein ähnlicher Uebergang von dem einfachen Zuſchnitt der älteren Stücke zu immer größerem Schaugepränge. Der Saul des Matthias Holzwart z. B. ward um 1600 zu Gabel in Böhmen von 100

redenden und 200 ſtummen Perſonen aufgeführt. Mehrere dieſer Stücke zogen auch die Bewegungen der Reformationszeit in den Kreis dramatiſcher Darſtellung. Martin Rinckhart, der bekannte Verfaſſer des Kirchenliedes „Nun danket Alle Gott," welcher im Beginn des folgenden Jahrhunderts dichtete, verfaßte zu Luther's Verherrlichung das Drama der eislebiſche chriſtliche Ritter und einen Thomas Müntzer, der mit einem Ballet von Prieſtern, Luther an der Spitze, ſchließt. Ueberhaupt erkennt man das Band, das die Gelehrtenpoeſie mit dem Volksmäßigen verbindet, noch darin, daß das komiſche Element ſelbſt in den religiöſen Stücken nicht ausgeſchloſſen wird; komiſche Scenen im Ton der Faſtnachtsſpiele ſind häufig ſelbſt den bibliſchen Darſtellungen angehängt. Ebenſo wenig fand bei den Aufführungen eine Abſonderung der Stände ſtatt. Aus Gelehrten und gewerbtreibenden Bürgern bildeten ſich Vereine für die öffentliche Aufführung, und ſelbſt Theologen hielten es für vereinbar mit ihrer Würde. Damals fiel es der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit noch nicht ein, gegen das Schauſpiel zu eifern; an hohen Kirchenfeſten ſchien vielmehr die Aufführung eines Stücks von bibliſchem Inhalt die Andacht des Volkes nur zu erhöhen. Gegen 1600 wurde auch das deutſche Drama, gleich wie früher das lateiniſche, zur Verſchönerung der Hoffeſte gebraucht. Nicolaus Roth führte, um nur ein Beiſpiel zu erwähnen, das Stück von dem Grafen von Gleichen 1591 zur Hochzeit des Herzogs Friedrich Wilhelm von Sachſen auf.

In demſelben Maße, als die Schauluſt und die allgemeine Theilnahme ſtieg, verlangte man auch außer dem größeren Pomp einen anziehenderen Inhalt. Daher iſt es erklärlich, daß die ſogenannten „Engliſchen Komödianten“, welche ſeit 1590 die meiſten Theile Deutſchlands durchzogen, überall mit dem größten Beifall aufgenommen wurden. Es kann wohl nicht mehr bezweifelt werden, daß ſie anfangs ihre Stücke in engliſcher Sprache aufführten. Durch eine kurze Expoſition der Handlung und durch die gewandte Darſtellung ſelbſt mußte dem Verſtändniß für die der Sprache unkundigen Zuſchauer nachgeholfen werden. Ein Theil ihrer Stücke erſchien ſeit 1620 in deutſchen, größtentheils ſchlechten Ueberſetzungen. In manchen dieſer Stücke wird man an die hohe Ausbildung erinnert, welche die engliſche Bühne zur Zeit der Königin Eliſabeth erreicht hatte; einige ihrer Sujets findet man bei Shakſpeare wieder. Die Rückwirkung auf die deutſche Bühne blieb nicht aus, zumal da die deutſchen Fürſten die engliſchen Komödianten ſehr begünſtigten. Erſt jetzt lernte man einſehen, worauf es bei der dramatiſchen Darſtellung vornehmlich ankomme. Aus dem einförmigen, ſchleppenden Gang der deutſchen Schulkomödien wird man in eine lebenvollere Welt verſetzt. Raſch wechſelt die Handlung, Ernſt und Scherz löſen ſich ab; der Narr oder Pickelhering, ſpäter „Hanswurſt“ genannt, ein Wort, das ſchon Luther kennt, erhält eine Hauptrolle und wird ſtehende Perſon in der Komödie. In den ſeit 1600 erſchienenen Stücken bemerkt man die Veränderung des Geſchmacks. Selbſt der Nürnberger Ayrer

verläßt die Manier des Hans Sachs und verfaßt Stücke in „engliſcher Manier.“ Zwei ſeiner Komödien ſind nach denſelben engliſchen Stücken bearbeitet, welche Shakſpeare in ſeinem „Sturm“ und „Viel Lärmen um nichts“ benutzte. Herzog Heinrich Julius von Braunſchweig, wegen ſeiner Gelehrſamkeit gefeiert und mehr noch wegen ſeines hochſtrebenden Geiſtes einer der achtungswertheſten Fürſten ſeiner Zeit, gründete eine Art Hoftheater und ſchrieb mehrere Luſtſpiele, bei denen engliſche Bühnenſtücke zum Muſter dienten. Georg Mauricius, ein durch theologiſche Gelehrſamkeit berühmter Profeſſor zu Wittenberg, ſpäter zu Nürnberg, fühlte ſich noch in ſeinem Alter zur Abfaſſung von Komödien ähnlicher Art angeregt, unter denen ſich auch die Behandlung eines romantiſchen Stoffs, die Komödie vom Grafen Walther und Griſeldis, findet. Dieſe drei Namen ſind zugleich ein Beweis, daß Fürſten, Gelehrte und Volksdichter noch auf einem und demſelben Wege zuſammengingen, und dieſer Weg war der einzige, auf welchem wir unter günſtigeren äußeren Verhältniſſen zu einem nationalen Drama hätten gelangen mögen. Denn wie viel auch producirt worden war, es waren doch nur die erſten Schritte; die höheren Anforderungen, die man an die dramatiſche Dichtung zu ſtellen hat, waren noch unbefriedigt geblieben. Dazu waren Sprache und Verskunſt in allen dieſen Verſuchen in einem verwahrloſten Zuſtande. Der Sinn für Wohlklang und Versmeſſung war völlig verloren gegangen. Zwar hatte ſchon im Jahre 1535 Paul Rebhun, Rector in Zwickau in Sachſen, in ſeinen

Dramen Suſanna und Hochzeit zu Kana eine regelmäßige Sylbenmeſſung nach Längen und Kürzen mit Unterſcheidung jambiſcher und trochäiſcher Verſe verſucht und zu den Chören Odenſtrophen in mannigfachen Rhythmen angewandt; allein ſein Beiſpiel war ohne Nachfolge geblieben, und erſt ein Jahrhundert nach ihm ward, was er gewollt, von Andern glücklich durchgeführt.

Gottſched

im

Wendepuncte der deutſchen Literatur

des

achtzehnten Jahrhunderts.

1861.

Nach Leipzig kam im Jahre 1724 ein junger Gelehrter, den die Furcht vor dem Soldatendienste aus seinem Heimatlande Preußen vertrieb, Johann Christoph Gottsched (geb. zu Juditenkirch bei Königsberg, 1700), ein seitdem vielgenannter Name. Groß und stattlich von Gestalt, hatte er fürchten müssen, daß unter einem Friedrich Wilhelm I. seine theologische Candidatur kein hinreichender Schutz gegen den herrschenden Militärzwang sein würde. Er brachte gute Empfehlungen mit, besonders von seinem Lehrer, dem Professor der Dichtkunst zu Königsberg, Johann Valentin Pietsch. Sie führten ihn in das Haus des Professors Burkhard Mencke, der bald die vielseitige Gelehrsamkeit des jungen Mannes, der auch bereits als Dichter sich versucht hatte, schätzen lernte. Selbst der Dichtkunst nicht abhold und ein Feind der Pedanterie, wie sie damals auf deutschen Universitäten bei den meisten Fachgelehrten gewöhnlich war, interessirte sich Mencke für einen Jüngling, der die Liebe zur Dichtkunst mit dem Studium der Philosophie verband und sich nicht mit der engeren Fachwissenschaft, die ihm Amt und Brod versprach, genügen ließ; mit anerkannter Umsicht und Vielseitigkeit leitete

er die Herausgabe einer gelehrten Zeitſchrift und erwarb ſich ein beſonderes Verdienſt um die in Leipzig ſtudirende Jugend, indem er in einer deutſchübenden Geſellſchaft den Vorſitz übernommen hatte. Gottſched wurde Lehrer in Mencke's Familie und trat damit dem Kreis der gelehrten Thätigkeit ſeines Beſchützers nahe. Nicht bloß die Gelehrten, auch das größere bildungsbedürftige Publicum ſuchte er ſogleich zu ſich heranzuziehen und ſich eine Wirkſamkeit außerhalb des zünftig abgeſchloſſenen Gelehrtenſtandes zu ſichern: er begann die Herausgabe einer populären Wochenſchrift, die vernünftigen Tadlerinnen, fortgeſetzt unter dem Titel der Biedermann: es war der Anfang einer faſt bis in die letzten Jahre ſeines Lebens ausgedehnten Reihe von Zeitſchriften, welche außer allgemeinen Bildungsgegenſtänden insbeſondere die ältere und neuere ſchöne Literatur in populärer Darſtellung beſprachen.

Im Jahre 1725 erwarb ſich Gottſched das Recht, Vorleſungen an der Univerſität zu halten. Auch hier waren es zunächſt Vorträge über „die ſchönen Wiſſenſchaften", und die Behandlung des anziehenden Thema's erregte ein ſo allgemeines Intereſſe, daß ſein Hörſaal gefüllt war. Nach wenig Jahren gab er zwei mit großem Beifall aufgenommene Lehrbücher heraus, einen Grundriß zu einer vernunftgemäßen Redekunſt (1728) und eine kritiſche Dichtkunſt (1730). Die deutſche Geſellſchaft, wie ſie nunmehr genannt wurde, erwählte ihn zu ihrem Senior; er war thatſächlich ihr Vorſtand und hatte die ganze Leitung des Vereins, den er nach einem umfaſſenden Plane

umgeſtaltete, in ſeiner Hand. Die Mitglieder übten ſich in poetiſchen und proſaiſchen Arbeiten, und er ſorgte dafür, daß ihr Ruhm und ihr Einfluß auf die Literatur ſich weit über das Weichbild Leipzigs hinaus verbreitete, indem er in mehreren Sammlungen ihre poetiſchen und redneriſchen Producte ans Licht ſtellte und dabei nicht verſäumte, ihre geſammte Thätigkeit und die dabei leitenden Grundſätze darzuſtellen. Auswärtige Gelehrte und Dichter von Namen und Einfluß wurden in die Geſellſchaft aufgenommen, und an vielen Orten des nördlichen Deutſchlands bildeten ſich ähnliche Vereine zu gleichen Zwecken, alle in vielfacher Correſpondenz und Verbindung mit dem Mutterſitz der deutſchen ſchönen Literatur und in Briefen und öffentlichen Schriften für ihr Streben belobt und geprieſen.

Gottſched war eine Autorität geworden. An der Univerſität wurde er zum außerordentlichen Profeſſor der Philoſophie und Dichtkunſt ernannt, und da er nach wenig Jahren auch ein Lehrbuch der philoſophiſchen Wiſſenſchaften herausgab, worin er die damals zu ungemeinem Anſehen gelangten Wolfiſchen Lehren in ſehr faßlicher Darſtellung vortrug, hatte er der zünftigen Gelehrſamkeit ein noch völligeres Genüge geleiſtet; er erlangte im Jahre 1734 den Lehrſtuhl eines ordentlichen Profeſſors der Logik und Metaphyſik, dem die übrigen akademiſchen Würden und Aemter in weiterer Folge der Reihe nach zufielen; auswärtige gelehrte Geſellſchaften nahmen ihn unter ihre Mitglieder auf.

Im folgenden Jahre verheirathete er ſich mit

Luiſe Adelgunde Victorie Kulmus, der geiſtvollen Tochter eines Danziger Arztes, mit der er vor einigen Jahren auf einer Reiſe in die Heimat bekannt geworden war; ſie hatte bereits öffentlich Proben ihres poetiſchen Talents gegeben und war in franzöſiſchen und engliſchen Dichtern beleſen. In der Verbindung mit Gottſched erweiterte ſie nach ſeiner Anweiſung und Anleitung ihre gelehrten Kenntniſſe, lernte die lateiniſche Sprache, auch ein wenig Griechiſch, und hörte hinter einer ſpaniſchen Wand den wiſſenſchaftlichen Vorträgen ihres Mannes zu. Sie ward die Gehülfin ſeiner literariſchen Arbeiten, ſchrieb an ſeinen Zeitſchriften, überſetzte unermüdlich aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen in Verſen wie in Proſa und bewies in ihren eigenen Productionen, daß ſie in Witz und Gewandtheit des Stils nicht blos Schülerin, ſondern Meiſterin ihres Mannes ſein konnte.

In den dreißiger Jahren des Jahrhunderts ſtand Gottſched auf ſeiner Höhe. Er war ſich bewußt — und vergaß nicht in beſcheidenen Wendungen darauf hinzuweiſen — in die Leere unſerer ſchönen Literatur Leben gerufen, die ſchwülſtigen Ausſchweifungen der Dichter der zweiten ſchleſiſchen Schule, eines Hoffmannswaldau und Lohenſtein, gebändigt, auf dem deutſchen Parnaſſe Regel und Ordnung hergeſtellt zu haben, gleich wie hundert Jahre zuvor der „Vater“ einer regelrechten deutſchen Dichtkunſt, Martin Opitz, den er in einer Lobrede eben deshalb feierte, nicht ohne bezeichnende Seitenblicke auf das neu aufgehende goldene Zeitalter der Literatur und ihren Schöpfer.

In den kleineren Gattungen der Dichtkunst ging es schon ordentlich und maßvoll zu; Canitz, Neukirch, Pietsch hatten schon Satiren, Elegieen und Oden gedichtet, nach Gottsched's Urtheil eines goldenen Zeitalters nicht unwürdig. Allein das deutsche Drama befand sich in arger Verwilderung. An den Höfen kosteten italienische Operngesellschaften ungeheure Summen; auch die deutsche Oper in den größten Reichsstädten verdrängte den Sinn für das ernste Schauspiel; vor den gewöhnlichen Bühnen belustigten sich die mittleren und unteren Stände an gemeinen Possen und eben so rohen sogenannten „Haupt- und Staatsactionen", und der Hanswurst oder Harlekin war überall der willkommenste Acteur, das Haupt der ganzen Schauspielerbande, der dem Director — Principal pflegte man ihn damals zu nennen — nach Belieben trotzen konnte. Wie weit waren andere Länder, wie weit namentlich Frankreich uns voraus, auf dessen Bühnen dramatische Dichtungen aufgeführt wurden, die ganz Europa bewunderte und nach dem Urtheil der Kenner den seit Jahrtausenden gepriesenen Meisterwerken der Griechen in nichts nachstanden!

Gottsched sah ein, daß auch hier angegriffen werden mußte, und eben dazu schien Leipzig der rechte Ort zu sein. Wenige deutsche Städte hatten zur Zeit eine so gute Bühne, ein so gutes Publicum, und ließ sich nicht hoffen, durch eine Reform des Theaters auch diejenigen heranzuziehen, die bis jetzt die Gemeinheit der Vorstellungen daraus vertrieb? Schon gegen das Jahr 1728 hatte Gottsched daran gedacht, regelmäßige Stücke auf die Bühne zu bringen; er rieth Hofmann,

dem damaligen Principal des Leipziger Theaters, einige Stücke von Gryphius, dem bedeutendſten unter den dramatiſchen Dichtern des ſiebenzehnten Jahrhunderts, aufzuführen. Hofmann entgegnete: es wäre unmöglich, weil ſie in Verſen wären; „Verſe," ſagte er, „laſſen ſich heutzutage nicht mehr aufs Theater bringen, und überhaupt ſind dieſe Stücke zu ernſthaft, ohne luſtige Perſon, der Chöre, die ſie haben, nicht zu gedenken." Als ſich Hofmann's Geſellſchaft bald darauf zerſtreute, ſetzte ſich Neuber in Leipzig feſt; ſeine energiſche Frau, die nachmals die Leitung ſeiner Geſellſchaft allein übernahm, erlangte neben ihm große Geltung in Theaterangelegenheiten. Dieſer ward für Gottſched's Theaterreform gewonnen. Der Anfang wurde mit der Ueberſetzung eines franzöſiſchen Trauerſpiels, dem Regulus des Pradon, gemacht. Einflußreiche Perſonen vom Dresdener Hofe wurden ins Intereſſe gezogen; man erhielt zur erſten Vorſtellung Coſtüme aus der Dresdener Hofgarderobe geliehen, nicht die kleinſte Empfehlung des Unternehmens. Daß es an Lobſprüchen nicht fehlte, dafür ſorgten Gottſched und die Seinen. Nachdem (1728) dieſer Anfang gemacht war, bemühte er ſich, auch ein Repertoir für das regelmäßige Drama zu ſchaffen. Meiſtens mußten Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen aushelfen; es ging noch langſam damit. Endlich ſcheute er auch ſelbſt den Wetteifer mit den Franzoſen nicht mehr und gab in dem ſterbenden Cato, der im Jahre 1731 zuerſt aufgeführt wurde, ein deutſches Trauerſpiel, nicht bloß in den Augen des ſelbſtbewußten Verfaſſers der Beginn einer neuen dramatiſchen Literatur; von

der allgemeinen Anerkennung zeugten zehn Auflagen. Gegen die Poſſenſpiele und Harlekinaden rückte er mit Ueberſetzungen franzöſiſcher Komödien ins Feld, denen er mit nicht geringerem Erfolg die Luſtſpiele des Dänen Holberg zugeſellte. Victorie Gottſched dichtete die erſten deutſchen Originalluſtſpiele nach dem franzöſiſchen Vorbilde. Mit den äſthetiſchen Gründen, mit denen Gottſched den groben Harlekin befehdete, traf des Principals Wunſch, dem Harlekin-Uebermuth ſich zu entziehen, glücklich zuſammen, um dem ungezogenen Liebling der Maſſe den Todesſtoß zu geben. Im October 1737 wurde in einem eigens dazu verfaßten Vorſpiel auf der Bühne feierlich über ihn Gericht gehalten und nach ausgeſprochenem Urtheil eine Puppe in buntſcheckigem Anzuge verbrannt. Damit verſchwand ſein Name von der Leipziger und nach und nach auch von andern Bühnen. Mochte er auch noch unter mancherlei Masken als luſtige Perſon wiedererſcheinen, bald als drolliger Bedienter, bald als gefoppter Alter u. dgl., er war, ſeit das bunte Jäckchen ihm ausgezogen wurde, auf Nebenrollen verdrängt.

Um dieſe Zeit hatte Gottſched noch ein anderes, für ihn nicht minder erfreuliches Ereigniß zu verkündigen, worin er den Triumph ſeiner Kritik feierte: die Oper verlor ihre Anziehungskraft und ſchien die Bühne völlig räumen zu wollen. Er war eine Folge lächerlicher Uebertreibungen, welche zur Erſchöpfung führten, nicht, wie Gottſched ſich ſchmeichelte, der Erfolg ſeiner unabläſſigen Bekämpfung. Als er nunmehr 1740 die Herausgabe der deutſchen Schau-

bühne nach den Regeln und Exempeln der Alten in Angriff nahm — eine Sammlung von neuen deutſchen Originalſtücken, welche ſein ſterbender Cato eröffnete, ſowie Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen — glaubte er bereits ſo weit zu ſein, „daß wir den Franzoſen nicht lange mehr den Vorzug werden zugeſtehen dürfen“. Auch für die dramatiſche Literatur ſah er das goldene Zeitalter anbrechen und die Geſtalt annehmen, die er ihm vorgezeichnet hatte. Eitle Selbſttäuſchung! In demſelben Augenblick ſchlug die Literatur einen andern Weg ein, als er ihn wollte, und begann ihre neue Periode damit, ihm ſelbſt, der ſich ihr gebieteriſch entgegen ſtellte, einen tragiſchen Sturz zu bereiten, welcher mit den angemaßten auch ſeine wahren Verdienſte mit in den Staub gezogen hat, ein warnendes Beiſpiel in der Geſchichte unſerer Literatur.

Gottſched war ein beſchränkter Kopf, der, wie es bei Seinesgleichen der Fall zu ſein pflegt, eben weil ſie nirgends in die Tiefen des Denkens eintauchen, das Gebiet ſeines Wiſſens mit einer gewiſſen Klarheit überſah und was er vortrug, Jedem faßlich zu machen wußte. Als er der ſchönen Literatur ſeine Thätigkeit zuwandte, fand er ein brachés Feld. Um als Dichter neben einem Canitz und Neukirch zu gelten, brauchte man nur verſtändige Gedanken mit einigem rhetoriſchen und ſonſtigen gelehrten Aufputz in Reime zu bringen, und als Kritiker und Theoretiker hatte man keine ſchwere Aufgabe, die nüchternen Anweiſungen zur Dicht- und Redekunſt, die ſeit Opitz zahlreich verfaßt und mit immer neuem unbrauchbaren Beiwerk

ausgeſtattet worden waren, zu übertreffen. Dieſen Wuſt verdrängten Gottſched's Lehrbücher nach Verdienſt und waren, ſo ſeicht ſie in unſern Augen erſcheinen, in damaliger Zeit ein großer Fortſchritt. Sein Cato nahm ſich gegen den wüſten Unſinn der Lohenſteinſchen Trauerſpiele ſo verſtändig aus, daß man bei den fließenden Verſen und den tugendhaften Betrachtungen vergaß, daß es ein überaus langweiliges Stück ſei, und was franzöſiſchen und engliſchen Stücken abgeborgt war, wies ihm noch Keiner nach.

Gottſched ward durch den Erfolg ſeiner erſten Reformverſuche und die Anerkennung, die er ſich weit und breit erwarb, über ſein geiſtiges Vermögen in fortwährender Täuſchung gehalten; er hatte das Unglück, weit über ſein Verdienſt zu Ruhm und Geltung gelangt zu ſein; er hielt ſich für einen großen Dichter und unfehlbaren Kritiker, und dieſe Eitelkeit legte ihm die Falle vor die Füße. Sie verleitete ihn, den Dictator der deutſchen Literatur, den Leiter und Beſchützer der dichteriſchen Talente und Beſtrebungen zu ſpielen. Zu einer ſolchen Stellung mangelte ihm die erforderliche geiſtige Superiorität, und die natürliche Folge dieſer Schwäche, die er ſich kaum ſelbſt geſtehen mochte, war die Anwendung der kleinlichen Mittel, wodurch ſich ein Anhang erwerben läßt. Und hierin gerade beſteht die Unſittlichkeit des ganzen Gottſchediſchen Treibens, deſſen kläglicher Ausgang eben deshalb bei der Nachwelt ſo wenig Mitleid für den Getroffenen erweckt, weil er die ſittliche Achtung vor ſeiner Perſönlichkeit und ſeinem Charakter verſcherzt hat. So eingebildet er auf ſein Talent und ſeine Verdienſte

war, verband ſich damit doch nicht das männliche Bewußtſein, das Gefühl berechtigter Würde, weil nur wahre geiſtige Größe es zu verleihen vermag. Wo es ihm angebracht zu ſein ſchien, verſchmähte er niemals, durch höfliches Entgegenkommen, ſchmeichelhaftes Anerkennen und Anpreiſen ſich den Dankestribut des Lobes, Einfluß und womöglich Herrſchaft zu verſchaffen. Die aller Orten entſtandenen deutſchen Geſellſchaften erhielt er durch Correſpondenz und öffentliches Aufmuntern am Faden der Clique. Mit der einflußreichen Geiſtlichkeit ſetzte er ſich trotz ſeiner Wolffiſchen Philoſophie, deren Urheber den Verfolgungen der Orthodoxen nicht entging, als gelegentlicher Anwalt der rechtgläubigen Theologie in ein gutes Einvernehmen. Hochgeſtellten und adeligen Herren ward bei allen möglichen Anläſſen mit unterwürfigſter Miene geſchmeichelt, obſchon, zu ſeinem nicht geringen Verdruſſe, es ihm niemals vollkommen gelang, am ſächſiſchen Hofe feſten Fuß zu faſſen. Ein Häuflein von willig Untergebenen bildete er ſich in ſeiner nächſten Umgebung und hielt ſie in dienſtbarer Abhängigkeit; zum Lohne dafür beſchäftigte er ſie bei ſeinen literariſchen Arbeiten und führte ſie durch ſein Lob in die Welt ein. Ihr Verdienſt wurde bemeſſen nach der Ergebenheit, womit ſie ſeinen Anſichten und ſeinen Plänen ſich unterordneten und ſich auf der von ihm angewieſenen Bahn thätig zeigten; er wollte nicht, daß ſie eigenwillig andere Wege wandeln lernten. In ſolcher Abhängigkeit ſtand auch ſeine Frau, die zu viel Geiſt beſaß, um nicht Manches, was er eifrig betrieb, zu belächeln, und ſich je länger je mehr von ſeiner hof-

meiſterlichen Zucht ſo gedrückt fühlte, daß ihr eheliches Verhältniß ſich in den letzten Jahren trübte und ſie ſich von ihm abwandte. In gleichem Dienſtverhältniß ſtand die ſchöngeiſtige Jugend der Univerſität, die zahlreichen Ueberſetzer, denen er Verleger verſchaffte, die Mitarbeiter am neuen deutſchen Bühnenrepertoire, die Herausgeber der Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, welche ſein getreueſter Schildknappe, Johann Joachim Schwabe, redigirte. Freilich ward es die erſte literariſche Uebungsſchule eines Gellert, Rabener, Elias Schlegel, aber mehr noch eine Clique der ſchlechteſten Mittelmäßigkeit. Wer ſich aber nicht der Schule unterwarf, wer eine Bahn einſchlug, welche außerhalb der vorgezeichneten Linie lag, ward ignorirt, verkleinert und bekämpft — mehr mit verſteckten, als offenen Waffen. Gerade das Letztere, das ohnmächtige Anſtemmen gegen die werdende Literatur, gegen theoretiſche Erörterungen, die über ſeinen Standpunct hinausgingen, gegen Dichter, welche, wie Klopſtock, die Herzen der Nation gewannen, hat Gottſched's Anſehen am meiſten geſchadet und raſch die Achtung vor ſeinen Verdienſten ins Gegentheil verwandelt.

Die Zeit, wo man Gottſched überflügelte, mußte bald eintreten. Seine Wirkſamkeit war eine kurze Uebergangsperiode aus der Dumpfheit zum Erwachen. Mit Erfolg hatte er die verwilderten Formen der Poeſie und Proſa bekämpft, hatte Regel und Ordnung in Sprache und Versbau gebracht, das Fachwerk der Literatur vor Augen geſtellt und unabläſſig ermuntert, die noch leeren Räume mit claſſiſchen Werken auszufüllen, hinweiſend auf unverächtliche Muſter aus

Griechenland, Rom und dem modernen Frankreich. Wenn er dabei die eleganten Formen der neueren franzöſiſchen Poeſie vor allen andern als nachahmenswerth anpries, ſo war es nicht eine unpatriotiſche Hingebung an das Fremde, ſondern er ließ ſich von der Ueberzeugung leiten, daß man zwar in erſter Linie ſich nach den Regeln und Muſtern des claſſiſchen Alterthums zu bilden habe, dann aber nach denen unter den Neueren, die ihnen am treuſten gefolgt und am nächſten gekommen ſeien, den Franzoſen. Wer fühlte damals den Abſtand zwiſchen den Meiſtern der griechiſchen Poeſie und den gefeierten „Claſſikern“ aus den Zeiten der franzöſiſchen Ludwige? Nur ſo lange ſollten wir Deutſchen — das war auch Gottſched's Meinung — ihnen nachahmen und von ihnen lernen, bis unſere vaterländiſche Literatur es zu derſelben Höhe gebracht habe, und von dieſer ſchienen wir ihm — um 1740! — nicht mehr fern zu ſein. Gottſched hatte eben gar keinen Begriff von dem eigentlichen dichteriſchen Gehalt; er kennt keine höhere ſchaffende Dichtkunſt. Alles Dichten iſt ihm nur eine elegante Redeform nach einem fertigen Schematismus; wer ſich Mühe giebt — das iſt der Kern ſeiner Anſichten und Lehren —, wer nach den Muſtern und Regeln, wie z. B. ſeine kritiſche Dichtkunſt ſie aufſtellt, ſich bildet und übt, ſich die zum Schmuck der poetiſchen Redewendungen erforderliche Gelehrſamkeit erwirbt, kann, „untadelige Gedichte machen lernen“. Das war die Theorie der nüchternen Correctheit, die mit dem erſten Erwachen eines wahren Dichterlebens über den Haufen geworfen, von dem erſten tieferen

Erfaſſen des Weſens und der Beſtimmung der Poeſie auch auf theoretiſchem Boden beſeitigt werden mußte.

Gleichzeitig mit Gottſched waren zwei junge Gelehrte in Zürich, Bodmer und Breitinger, geleitet von Liebe zur deutſchen Literatur und ebenfalls durch Wolff's philoſophiſche Schriften zu theoretiſchem Forſchen angeregt, auf eine gleiche Bahn geleitet worden. Mehr mit Empfänglichkeit für die Schönheiten der poetiſchen Literatur, als mit Dichtertalent begabt, hatten auch ſie an guten Muſtern und durch die beſten vorhandenen theoretiſchen Schriften ihren Geſchmack gebildet und ſich über das Weſen und das Ziel der Poeſie Rechenſchaft zu geben geſucht. Sie konnten mit Gottſched gehen, ſo lange es die Bekämpfung des durch die letzten Schleſier entarteten Geſchmacks, die Anerkennung der beſſern ältern Dichter, die Bemühung um reinere Formen der Poeſie betraf. Eine Zeitlang konnte Gottſched hoffen, durch ſie ſeinen Einfluß bis in die Schweiz hinein auszudehnen; er trat mit ihnen in Verbindung. Bodmer's Ueberſetzung von Milton's verlorenem Paradies wurde gelobt, und noch nicht, wie ſpäterhin, das ſchlechte Deutſch der Schweizer beſpöttelt und getadelt; ihr Verfaſſer erhielt Aufnahme in die Leipziger deutſche Geſellſchaft. Allein das ganze Beſtreben der Schweizer hatte einen tieferen Gehalt, einen ernſteren ſittlichen Charakter; es war ihnen mehr um Wahrheit als um Einfluß zu thun; ſie hatten Begeiſterung und Empfänglichkeit für wahre Poeſie und ſuchten die Meiſter der Dichtkunſt nicht bloß da, wo Gottſched ſie fand. Solche Männer konnten auf dem beſchränkten Standpunct der

Leipziger Schule nicht ſtehen bleiben: ſie erkannten die höhere geiſtige Kraft, die in der Poeſie waltete, die Macht der ſchaffenden Phantaſie, den Farbenreichthum poetiſcher Gemälde; ſie ſuchten ſich daher eine Frage zu beantworten, an die Gottſched nicht gerührt, ja kaum gedacht hatte: was iſt Poeſie? Breitinger war ein gründlicherer Kenner des Alterthums als Gottſched, ſo ſehr auch dieſer es ſtets im Munde führte, und als philoſophiſcher Denker ſtand er weit über ihm; Bodmer kannte die phantaſievolle italieniſche Literatur und war ein begeiſterter Verehrer Milton's. Obgleich ein directer Angriff auf Gottſched nicht beabſichtigt wurde, ſo lag doch der Bruch bald offen zu Tage. Im Jahre 1740 erſchienen nämlich raſch nacheinander Bodmer's „Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poeſie und deſſen Verbindung mit dem Wahrſcheinlichen“ und Breitinger's „kritiſche Dichtkunſt, worin die poetiſche Malerei in Abſicht auf die Erfindung im Grunde unterſucht und mit Beiſpielen aus den berühmteſten Alten und Neuern erläutert wird“; daran ſchloß ſich Breitinger's „kritiſche Abhandlung von der Natur, den Abſichten und dem Gebrauche der Gleichniſſe“ und (1741) Bodmer's „kritiſche Betrachtungen über die poetiſchen Gemälde der Dichter“.

Gottſched war ungehalten; ſchon in dem Titel des Hauptwerks, das er überflüſſig gemacht zu haben glaubte, ſah er die beleidigende Abſicht, ihm Concurrenz zu machen. Allein ſo wenig er ſich entſchließen konnte, das Gute darin anzuerkennen, eben ſo wenig fühlte er ſich zu einer offenen, wiſſenſchaftlichen Ent-

gegnung und Widerlegung der darin aufgestellten Grundsätze im Stande. Er versuchte es daher in gewohnter Weise mit kleinlichen Mitteln, fertigte die Schweizer mit hochmüthig absprechenden kurzen Bemerkungen ab und schickte vorläufig die Parteigenossen ins Feuer des Angriffs. Daraus entspann sich ein mehrere Jahre hindurch mit wachsender Erbitterung und Leidenschaftlichkeit geführter Kampf, in welchem die Gottschedianer so zahlreiche Blößen gaben, daß das Lachen fast überall sich zu Gunsten der Schweizer wandte und sie in der deutschen literarischen Welt zu einer großen Popularität und zu kaum gehofftem Einfluß gelangten. Hatte man es früher als eine Ehre betrachtet, in dem Gottschedischen Bunde zu sein, so fing man jetzt an, sich des Namens eines Gottschedianers zu schämen, und selbst manche Schüler, die von Gottsched in die Lesewelt eingeführt worden waren und ihm vormals ihre Huldigung dargebracht hatten, verläugneten jetzt ihren Lehrer und Meister: so Elias Schlegel, so die jungen Leipziger Gelehrten, welche im Jahre 1744 die Herausgabe einer von ihm unabhängigen Zeitschrift, der Bremer Beiträge, begannen, Cramer, Adolf Schlegel, Gellert, Rabener. Mit der „deutschen Gesellschaft“ hatte er sich schon früher überworfen und ihre Leitung aufgegeben.

Auch sonst sollte er in seiner nächsten Nähe noch andere Demüthigungen erfahren. Frau Neuber, nach ihres Mannes Tode die Principalin der Leipziger Theatergesellschaft, mochte schon längere Zeit über Gottsched's Zurechtweisungen unzufrieden sein, als sie ihn dadurch verletzte, daß sie Voltaire's Alzire nach

einer andern Ueberſetzung, als der von Frau Gottſched, zur Aufführung brachte. Das gute Vernehmen war damit ganz und gar aufgehoben. Gottſched ließ ſie fühlen, daß er aufgehört habe, ihr Beſchützer zu ſein, und ſuchte ſie durch ſeinen Tadel herabzuſetzen. Die Neuber ging nun in ihrer Aufgeregtheit ſo weit, daß ſie beſchloß, ihn in einem ſelbſtverfaßten Vorſpiel „der allerkoſtbarſte Schatz“ (im September 1741) in der Perſon des Tadlers auf die Bühne zu bringen. Vergebens wandte ſich Gottſched, der davon im Voraus unterrichtet worden war, an den Leipziger Rath, um die Vorſtellung zu verhindern. Es gelang der Neuber durch die Protection des Grafen Brühl, der gerade mit dem Hofe in Leipzig anweſend war und nicht zu Gottſched's Gönnern gehörte, die Erlaubniß nicht nur zu dieſer, ſondern auch zu einer zweiten Vorſtellung ihres Vorſpiels zu erhalten. Das Ziſchen ſeiner Anhänger ward bei der Aufführung vom Beifall des Publicums übertönt. Gottſched war mehr durch ſein Benehmen bei der Sache, als durch das Stück ſelbſt lächerlich geworden, und am meiſten ſchadete ihm, daß der witzige Roſt, einer von ſeinen abtrünnigen Schülern, den ganzen Hergang in einem komiſchen erzählenden Gedicht das Vorſpiel ſchilderte, und ganz Deutſchland zum Lachen auf Gottſched's Koſten Stoff gab. Sein Einfluß auf das Theater hörte damit auf; die Herausgabe der deutſchen Schaubühne wurde noch bis 1745, wo der ſechste Band, mit zwei neuen Trauerſpielen von ſeiner Hand, erſchien, fortgeſetzt. Mit dieſem Jahre iſt der letzte Reſt ſeines literariſchen Anſehens und Einfluſſes verſchwunden.

Gottſched würde mit mehr Ehre von ſeinem literariſchen Throne heruntergeſtiegen ſein, wenn er ſich nunmehr, da auch die Angriffe der Schweizer aufhörten, mit dem beſcheidenen Ruhme begnügt hätte, ſeinen Fleiß und ſeine Kenntniß der älteren Literatur in ſeinen verdienſtlichen Beiträgen zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit, die er gerade jetzt aufhören ließ, oder in ſo brauchbaren literarhiſtoriſchen Werken, wie ſein Nöthiger Vorrath zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt (1757/65) war, zu verwerthen. Allein die Erinnerung an die verwelkten Lorbeern ließ ihn nicht ſchlafen. In ſeinen Journalen, die er noch 1745 unter dem Titel Neuer Büchersaal der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte, dann: Das Neueſte aus der anmuthigen Gelehrſamkeit bis 1762 fortſetzte, wollte er noch fernerhin der Wächter des deutſchen Dichtergartens ſein und erneuerte von Zeit zu Zeit die Verſuche, ſich dem über ihn hinausgeſchrittenen Zeitalter entgegenzuſtellen, wobei jeder neue Anlauf zu ſeinem Nachtheil ausſchlug. Klopſtock's Meſſiade verſetzte ihn in die größte Zorneserregung, während die Schweizer des Jubels voll waren. Und nicht ohne Grund. Gottſched ſah, daß ſein ganzes Regelgebäude aus den Fugen geriſſen ward, wenn eine ſolche Dichtung zum Siege gelangte. Allein wie ſehr auch ſeine wenigen getreu gebliebenen Anhänger dagegen eiferten, wie ſehr er ſelbſt durch den hochmüthigen Ton ſeiner kritiſchen „Gutachten“: „Was von den bisherigen chriſtlichen Epopöen der Deutſchen zu halten ſei“, ferner: „von der heroiſchen Versart unſrer neuen

bibliſchen Epopöen“ (dem Hexameter) ein Urtheil der Vernichtung geſprochen zu haben wähnte: es machte keinen Eindruck mehr; es half ihm nicht einmal, daß er zum letzten Rettungsmittel griff, die Theologen zum Angriff zu hetzen, indem er ſeine Verwunderung darüber ausſprach: „daß ſie ſo ruhig ſitzen und dem Unweſen zuſehen könnten, ohne zu bedenken, welch einen unvermeidlichen Schaden die neuen geiſtlichen Legenden in einer zur Freigeiſterei und Religionsſpötterei geneigten Zeit nothwendig anrichten müßten“— wieder eines der verächtlichen, kleinlichen Hülfsmittel! Das Maß des Lächerlichen machte er aber voll, als er, um Klopſtock aus dem Felde zu ſchlagen, ſeinen Anhänger und Verehrer, den Freiherrn von Schönaich als Verfaſſer des epiſchen Gedichts Hermann oder das befreite Deutſchland, kraft übertragener kaiſerlicher Vollmacht, zu Leipzig am 18. Juli 1752 zum Dichter krönte. Diesmal wurde er ſelbſt von ſeiner Frau ausgelacht, und wie nicht erſt von ſeinen ſchadenfrohen Gegnern, wider die Schönaich's höhniſche Satiren nichts auszurichten vermochten!

Bald darauf ſollte er noch die neue Demüthigung erleben, daß die Oper, welche er gründlich vernichtet zu haben meinte, gerade in Leipzig wieder ins Leben gerufen wurde. Chriſtian Felix Weiße, den er bisher einigen Grund hatte zu den Seinen zu zählen — er hatte in dem Luſtſpiel die Poeten nach der Mode die Nachahmer Klopſtock's verſpottet — bearbeitete 1753 für die Koch'ſche Geſellſchaft, die damals in Leipzig ſpielte, ein Singſpiel nach dem Engliſchen: der Teufel iſt los. Gottſched und einige Getreue

gaben der Sache eine unerhörte Wichtigkeit, indem sie nicht nur in einem Schriftchen auf das harmlose Stück, woran das Publicum so großes Vergnügen fand, loszogen, sondern sogar den Hof zu einem Bannspruch zu bewegen suchten. Sein Eifer trug ihm nur eine Reihe persönlicher Kränkungen ein, unter denen die allgemeine Schadenfreude, die bei Rost's satirischer „Epistel des Teufels an Herrn Gottsched" sich laut genug, selbst am Hofe, kund gab, nicht die kleinste war.

Gottsched starb gegen Ende des Jahres 1766. Vier Jahre vor ihm war seine Frau geschieden; ihre Ehe war kinderlos geblieben. Er stand in den letzten Lebensjahren völlig vereinsamt. Von den Anhängern, die sich einst um ihn drängten, war keiner ihm geblieben. „Ganz Leipzig verachtet ihn; keiner geht mit ihm um", schrieb der junge Goethe, als er aus Neugier einen Kathedervortrag des „sechs Schuh hohen" Mannes in dem verödeten Hörsaal mit angehört hatte. Den Schmerz, der ein tieferes Gemüth über ein so zerstörtes und verödetes Dasein hätte niederbeugen müssen, scheint er nicht empfunden zu haben: Dichterruhm, Einfluß und Ansehen, Liebe und Achtung, Alles vor ihm zu Grabe getragen! — und in dem Angedenken der Nachwelt zurückgeblieben als das lächerliche Bild, wozu ihn der Spott der Gegner verzerrt hatte! Und das Alles nicht unverschuldet, nicht unverdient. Die neueste Zeit hat unparteiischer und milder über ihn urtheilen gelernt.

Hinrich Janßen, der Bauernpoet,

ein Zeitgenosse Hagedorn's.

1846.

Im December des Jahres 1717 wurden die Deiche des Budjadinger Landes an der Wesermündung durch eine hohe Sturmfluth sehr beschädigt. König Friedrich IV. von Dänemark, als dermaliger Landesherr der Grafschaft Oldenburg, wandte auf die Wiederherstellung derselben große Summen, die indeß nur als ein der Budjadinger Bauernschaft geleisteter Vorschuß angesehen und später zurückverlangt wurden. Friedrichs Nachfolger, Christian VI., gewährte gleich bei seinem Regierungsantritt im Jahre 1730 der schwergedrückten Provinz eine seit lange vergeblich erbetene Gunst, die Aufhebung der Landmiliz. Dieser königliche Gnadenbeweis ermuthigte die Vogteien Eckwarden, Stollham, Burhave und Blexen, welche durch die Ueberschwemmung am meisten gelitten hatten, mit dem Dank die Bitte um weiteren Nachlaß des Deichvorschusses zu verbinden. Eine Deputation ward nach Kopenhagen gesandt, um das Anliegen des Landes vorzutragen. Sie überreichte (deutsche Sprache war damals in Dänemark noch hoffähig) ein hochdeutsches Gedicht, welches diese Petition um so eindringlicher machte, als es von einem Dichter aus der Mitte der Bauernschaft verfertigt war. Folgende Strophen

ſchilderten in rührender Weiſe dem Könige die Noth des Landes:

Wir müſſen jetzt mit Flehn zu Deinem Thron uns fügen,
Geſalbter Souverain! Ach ſchaue, wie vor Dir
Eckwarden und Stollham, Burhav' und Blexen liegen!
Sie klopfen tief gebückt an Deine Gnadenthür:
Erbarme Dich der Noth der treuen Unterthanen,
Wo einſt das Stammhaus war von Deinen großen Ahnen.

Huldreicher Chriſtian! ſei gnädig, wie Du pflegeſt,
Wie Deine Großmuth uns ganz friſche Proben giebt,
Indem Du eine Bürd' uns von den Achſeln legeſt,
Der Landmilizen Laſt, die uns ſo hart betrübt.
Gott laſſe Dich dafür ſo manche Luſt genießen,
Als Vivat drob erſchallt, als Freudenthränen fließen.

Wir können dadurch ja mit Ruh' die Felder bauen.
Die Söhne tragen nun der grauen Väter Laſt,
Und dürfen weiter nicht vorm Exercirplatz grauen,
Der Pflug wird ſtatt der Flint' vom Bauer angefaßt.
Wir dürfen künftig nicht die ſchweren Koſten tragen,
Es lieget keine Laſt hinfort auf unſern Lagen.

Der Weihrauch unſers Danks ſoll unaufhörlich brennen,
Geheiligter Monarch! auf unſerm Bruſtaltar!
Dies Feuer ſoll die Welt als ew'ges Feuer kennen,
Das unauslöſchlich iſt, wie keins der Römer war.
Wir Arme ſind nunmehr nach vieler Noth erfreuet,
Wofern der Deichvorſchuß das Elend nicht erneuet.

Dies, dies iſt uns zu ſchwer, dies beuget unſern Rücken.
Ja, ſpanneten wir gleich gebog'ne Hälſe dran,
So wird uns dieſe Laſt dennoch zu Boden drücken.
Schau, unſer König, ſchau den großen Jammer an.
Laß auch in dieſer Noth uns Deine Gnade küſſen,
So wird die Welt mit uns darob erſtaunen müſſen.

Vermehre Deine Huld! mach' unſern Jammer minder!
Laß unſre Wohlfahrt ganz in Deiner Gnade blühn.
Erbarm' Dich über uns und über unſre Kinder,
Die wir recht kümmerlich mit Müh' und Schweiß erziehn,
Die lallend ſchon mit uns für Dich zum Himmel flehen,
Doch, ohne Deine Huld, mit uns bald betteln gehen.

Nein, lieber wollen wir von ihnen heimlich ſcheiden,
So werden mir durch Gram wohl bald ins Grab gebracht,
Und überwinden ſo im Sterben unſre Leiden:
Ihr Weiber! lebet wohl! Ihr Kinder, gute Nacht!
Bezahlt für uns mit Blut, was unbezahlt geblieben,
Bis ihr durch Deich und Damm mit uns ſeid aufgerieben.

Halt ein, Verzweifelung! du mehreſt unſre Plagen!
Wir wollen, was uns drückt, dem großen Gott allein
Und Dir, o Chriſtian, o Landesvater! klagen,
Du wirſt, wie allemal, auch hier erbarmend ſein.
Erblick', erquick' uns doch! ſo wirſt Du hier auf Erden
Der milden Gottheit gleich an Güt' und Gnade werden.

Dieſe treuherzige Beredſamkeit verfehlte ihre Wirkung nicht. Der König erließ den Vogteien 180,000 Thaler und bewilligte eine längere Friſt zur Abtragung des Reſtes.

Der Verfaſſer dieſer poetiſchen Bauernpetition verdient als eine merkwürdige Erſcheinung in jener Zeit gelehrter Hofpoeſie eine beſondere Beachtung.

Hinrich Janßen, Sohn eines Bauern im Budjadingerlande, 1697 zu Eckwarden (unweit des Jadebuſens) geboren, beſuchte die gelehrten Schulen zu Jever und Quedlinburg, um ſich den gelehrten Studien zu widmen. Jene unheilvolle Waſſerfluth vernichtete ſeine Ausſichten. Da ſich die Eltern der Mittel beraubt ſahen, ihn ſtudiren zu laſſen, ſo mußte er nach Hauſe und zu den Geſchäften des Vaters zurückkehren.

Schon in der Schule war der Trieb der Poesie in ihm erwacht; sie beschäftigte ihn auch in seiner ländlichen Zurückgezogenheit, ohne daß ihn Ehrgeiz antrieb, öffentlich mit seinen poetischen Versuchen hervorzutreten, bis ihm die oben erwähnte Bauerngesandtschaft eine würdige Veranlassung darbot. Es entstand jene poetische Gratulation und Bittschrift, welche die Aufschrift erhielt: Allerunterthänigste gemischte Leidcypressen und Freudenpalmen mit fußfälliger Bitte u. s. w. Es machte dies Gedicht damals in dem Kreise der gelehrten Hofpoeten nicht geringes Aufsehen. Gelehrte Zeitungen sprachen mit einer, wenn auch mit vornehmem Lächeln gemischten Bewunderung von dem „Bauernpoeten", dem „besten Land- und Feldpoeten". Man entdeckte Nachahmungen Horazischer Stellen darin und war um so mehr erstaunt, als Janßen die Versicherung gab, bis dahin noch nicht die lateinischen Dichter verstanden zu haben.

Dieser unerwartete Beifall ermunterte ihn, sich in der Dichtkunst regelrechter auszubilden. Man übersandte ihm Gottsched's „Dichtkunst": und da er von ihm wie von Andern Horaz und die Franzosen als Musterdichter gepriesen sah, so verschaffte er sich von einem benachbarten Landprediger eine Ausgabe desselben. Obgleich er auf der Schule beim Cornelius Nepos stehen geblieben war und sein Latein überdies fast vergessen hatte, so brachte er es doch durch angestrengten Fleiß mit Hülfe der Minellischen Anmerkungen so weit, daß er sich einige Gedichte übersetzen konnte. Auch suchte er in seinen letzten Lebensjahren noch die französische Sprache zu erlernen, um die ihm

angepriesenen Dichter lesen zu können. Der Tod setzte im Juli des Jahres 1737 seinem Streben ein Ziel. Sein Sohn, Johann Hinrich Jaußen, Prediger zu Waddens, erfüllte den Wunsch des Vaters, eine Sammlung seiner Gedichte zu veranstalten; sie erschien zu Stade 1768.

Daß in der Brust dieses vergessenen „Bauernpoeten" ein echteres Dichtertalent wohnte, als bei den gefeierten Ceremonienmeistern und den Gottscheden zu finden war, mögen noch einige Strophen aus dem Eingange des Gedichts darthun, die dem Andenken König Friedrichs V. gewidmet sind und im Vergleich mit der verschrobenen Schmeichelei der Hofpoeten gerade durch ihre schlichte Einfalt gewinnen.

Sein Scepter war gerecht, sein Purper lauter Güte;
Der Unterthanen Wohl sein höchst-beliebter Thron;
Sein himmelhoher Geist, sein königlich Gemüthe
Der beste Edelstein in seines Hauptes Kron'.
Die Klugheit, die bei ihm den Reichsstab pflag zu führen,
War würdig, mehr die Welt, als Reiche zu regieren.

Man sahe Fried' und Ruh' in seinen Ländern blühen,
Er hat aus Neid und Geiz den Nachbarn nie geschreckt;
Doch zwang ihn Uebermuth, sein Heldenschwert zu ziehen,
So hat er's niemals sonst, als siegend, eingesteckt.
Da wußt' er schon die Wuth des Feindes zu ermüden,
Und machte gern, doch stets mit Nutz und Ehren, Frieden.

Die seltne Gottesfurcht, die Sorge für die Seinen,
Die uns und unser Land der Fluth entrissen hat,
Verewigt seinen Ruhm, vermehret unser Weinen.
Zollt, Augen, zollet Blut, an heißer Thränen Statt!
Auch dieses reicht nicht zu, den Trauerfall zu klagen,
Der so viel Tausenden die Seelen wund geschlagen.

Jedoch der Alles lenkt, mißbilligt ſolches Klagen,
Ihm hat er es beliebt, ſein Thun iſt ganz gerecht.
Des großen Königs Haupt muß Himmelskronen tragen,
Ihm waren irdiſche bienieden viel zu ſchlecht.
Er pflanzet ſeinen Thron bei Seraphinen-Thronen,
Drum laßt den Friederich im Friedens-Pallaſt wohnen.

Janßen brachte noch ſpäter bei mehreren Gelegenheiten dem Könige ſeine poetiſchen Huldigungen dar; doch nicht mehr in dem anfänglichen ſchlichten Ausdrucke, ſondern er ſchraubte ſich zu der Phraſenfülle der Hofpoeten hinauf, die man ihm in die Hände zu bringen bemüht war. Gleichwohl erfreut uns noch in manchen Stellen die ungeſchminkte Gemüthswahrheit. Als er in einer ſeiner Jubeloden die Worte gewagt hatte:

Dein ſchlechter Knecht, ein armer Bauer,
Nimmt, wird ihm gleich das Leben ſauer,
Doch Theil an Deiner Königsluſt —.

ſo erhielt er von Brockes, dem Koryphäen der Hamburger Poeten, eine gereimte Zurechtweiſung, welche für die hofmänniſche Geſinnungsloſigkeit der derzeitigen Literatur charakteriſtiſch genug iſt, um hier einen Platz zu verdienen.

Ich hab' in Deiner Jubelode ein ſolches edle Feuer funden,
Das mich zum billigen Bewundern, ja zum Erſtaunen faſt gebracht,
Und in mir einen regen Trieb zur Gunſt und Freundſchaft angefacht.
Ich halt' aus eben dieſer Freundſchaft mich Dich zu warnen auch verbunden,
Den von Dir ſelbſt mit großem Rechte ſo hoch geprieſ'nen Chriſtian,

Der Dänen mächtigen Monarchen, die Luſt von jedem Unterthan,
Und ſeinen himmelhoben Ruhm doch bei der Nachwelt nicht zu kränken.
Denn wär' es nicht was Unerhörtes, von ſeiner Großmuth zu gedenken.
Sie litte, daß in ſeinem Land ein am Gemüth ſo edler Bauer
Mit Recht die bittre Klage führt: Ob wird ihm hier ſein Leben ſauer!

Daß übrigens unſer Janßen kein bloßer Gratulationspoet war, ſondern auch einer freieren Bewegung der Phantaſie ſich gewachſen fühlte, davon zeugt namentlich ſeine Ode auf einen „künſtlich ſingenden Papageien", den nämlich die Staatsräthin von Stöcken, Gemahlin des däniſchen Landvoigts im Budjadingerlande, ſingen und ſprechen gelehrt hatte. Es ſind Strophen von ſo leichtem Fluß der Verſe und ſo heiterm Humor, daß ſie dem Janßen eine Stelle neben Hagedorn anweiſen, an den man durch manche Wendung erinnert wird. Da Wenigen die Sammlung ſeiner Gedichte in die Hände kommt, ſo dürften einige der ſechsundzwanzig Strophen einer Mittheilung nicht unwerth ſein:

Ein wundernswerther Papagai
Und indianſche Luftſirene
Singt in des Kerkers Sklaverei
Auch gar verſchiedne reine Töne:
Noch mehr! der Singekunſt gemäß —
Und noch weit mehr! ſo thut er es
Mit deutlich hellen klaren Worten,
Nicht wie ein Vogel tirelirt,
Der muttermäßig muſicirt,
Nachdem der Schnabel wächſt; die hat man aller Orten.

Erſt ließ ihn gleiche Barbarei
Zwar weder ſingen oder ſprechen;
Allein die Perl' wird endlich frei
Und muß durch Nacht und Muſchel brechen.
Sein gutes Schickſal führt ihn hin
Zu einer edlen Meiſterin
Und zu der Zierde unſrer Zeiten,
Die Stand, Geburt und Art und Witz
Vortrefflich macht, und die ein Sitz
Der echten Tugenden und Vollenkommenheiten.

Von der hat dieſer Indier
Des Phöbus Sängerei gelernet,
Nachdem man ihn, wie andre mehr,
Von ſeines Vaters Haus entfernet.
Sein Glücksſtern trieb ihn weg von da
Und ließ ihn wie den Tunghoa
Nicht unberührt am Stamm erſterben.
Er ſollte durch die edle Kunſt
In fremder Luft ihm Huld und Gunſt
Und einen ſchönen Kranz von Ehrenpreis erwerben. ...

Wenn er zuweilen phantaſirt,
Erſchallen ſolche Lieblichkeiten,
Die auch mit Allem, was da rührt,
Um Rang und Vorzug billig ſtreiten.
Man wird dadurch ſo ſehr entzückt,
Bezaubert aus ſich ſelbſt gerückt,
Daß man faſt gar nicht anders meinet,
Als wenn die holden Grazien
Die Quinteſſenz des Lieblichen
Mit ſeiner reinen Stimm' und ſchönen Kunſt vereinet ...

O ſchöner Joſt, du edle Luſt
Des beſten Herrn, der beſten Frauen!
Wer hört dich ohn' entzückte Bruſt?
Wer kann Dich unergötzt beſchauen?
O Sänger, dem kein Sänger gleich!

Und gält es gar ein Königreich!
Du indian'ſcher Virtuoſe!
Du einziger von deiner Art,
Worin Natur und Kunſt gepaart,
Was rar- und ſeltner iſt, als eine ſchwarze Roſe ...

Doch Joſt iſt kein Platonicus,
Er lebet nicht nach Plato's Sätzen,
Er will, gleich wie Horatius,
Den Epicurum höher ſchätzen.
Er hält auf Thee, Kaffee und Wein,
Rühmt Fiſch' und Krammetsvögelein,
Und ſingt und ſagt von Leckerbiſſen.
Er ſorgt nicht für die Folgezeit,
Lebt ohne Gram und Herzeleid,
Begehrt das Künftige vorher auch nicht zu wiſſen.

Ja Joſt, die kunſtgeübte Stimm'
Wird dich auf Famens Ehrenwagen,
Trotz Mißgunſt und des Neides Grimm,
Viel weiter als die Flügel tragen.
Dieweil dein Nam' verewigt iſt
Im Lande, wo du Fremdling biſt,
Entfernt von deinem Vaterlande,
Entgehſt du trotz der Dienſtbarkeit
Dem Moder der Vergeſſenheit,
O ungemeines Glück, bei ſolchem Sklavenſtande ...

Bei deinem Grabe wird gewiß
Die Stimm' der Nachtigallen
Viel lieblicher und ja ſo ſüß
Wie bei des Orpheus Gruft erſchallen;
So wird auch dies mein frohes Lied
Auf meinem hellen Bauern-Riet,
Wie dein Geſang, beſtändig bleiben,
Und meinen Preis durch deinen Ruhm
Ins diamantne Heiligthum
Der unvergeßlichen beliebten Dichter ſchreiben.

Durch Singen werden du und ich
Uns über unſers gleichen ſchwingen.
Ich kann durch dich und du durch mich
Bis in die ſpäte Nachwelt dringen.
Mein Kiel, der ſchlecht und ehrlich ſchreibt,
Und allen Firniß von ſich treibt,
Rühmt nie gemeine Kreaturen;
Er rühmt was groß und ſelten iſt,
Wie du vor allen Vögeln biſt,
Und dies entfernet mich von Pimplens Pöbelfluren.

Es war dies eines ſeiner letzten Gedichte, aus dem man zugleich erſieht, daß die Ermahnungen ſeiner gelehrten Gönner an ihm nicht verloren gegangen waren, und daß er nicht unterlaſſen hat, Einiges anzubringen, was ihn in der Achtung der gelehrten Poeten heben konnte. Daher ertheilte ihm auch Brockes in Bezug auf dieſe Ode das Zeugniß, „daß die vernünftige Anlage und Einrichtung ſeiner Werke, das erhabene Feuer, die ungemeine Beleſenheit, die liebliche Flüſſigkeit ſeiner Verſe ihn ſo ſehr gerührt hätten, noch mehr aber, daß er dieſem allen eine ſo galante und polirte Tour beigefügt hätte, daß er dem geſchickteſten Hofmann ihn zu übertreffen Mühe geben würde.“

Hat man neuerdings Brockes und Drollinger den Ehrenkranz nicht vorenthalten, ſo verdient auch wohl das Grab des beſcheidenen „Bauernpoeten“ ein friſches Blatt des Andenkens.

Johann Jacob Moſer's Gefangenſchaft in Hohentwiel.

1853.

Unter den kleinen deutſchen Dynaſten, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das Recht der Unterthanen unter ihre Gewalt beugten und in Willkürherrſchaft und Maitreſſenwirthſchaft mit dem geſunkenen franzöſiſchen Hofe Ludwigs XV. wetteiferten, iſt keiner bekannter, als der Herzog Karl von Würtemberg. Schubart's Gefangenſchaft auf dem Hohenasperg und Schiller's Flucht aus Stuttgart erhalten mehr als Anderes das Andenken an die Maßregeln, mit denen dieſer Fürſt ein nach ſeiner Anſicht patriarchaliſches Erziehungswerk an widerſtrebenden Untergebenen ausführte. Minder allgemein bekannt ſind die Schickſale des wackeren Johann Jacob Moſer. Doch ſind auch ſie als ein Denkmal deutſcher Rechtszuſtände in der verworrenen Zeit des deutſchen Reichs einer bleibenden Erinnerung werth, indem ſolche Rückblicke auch für die Gegenwart ihre tröſtliche Seite haben. Zugleich führen wir das Bild dieſes Mannes deshalb vor, weil es wohlthuend iſt, den männlichen Charakter zu betrachten, der ſich unter unverdienten Trübſalen den Frieden der Seele und den Muth zur Thätigkeit zu erhalten wußte.

Moſer hatte ſich im Laufe eines überaus thätigen Lebens theils als Lehrer der Rechtswiſſenſchaft an den Univerſitäten zu Tübingen und Frankfurt an der Oder, theils als vielgeleſener Schriftſteller im Fache des deutſchen Staatsrechts große Verdienſte erworben. Er beſaß den Ruhm, ein eben ſo gewandter Geſchäftsmann als bedeutender Rechtsgelehrter zu ſein, als er in ſeinem funfzigſten Lebensjahre einem mehrmals dringend wiederholten Rufe in ſeine würtembergiſche Heimat folgte und 1751 die Stelle eines Landſchaftsconſulenten oder Geſchäftsführers und Rechtsbeiſtandes der Landſtände annahm. In einer Stellung, in die ihn das Vertrauen der Landſtände berief, erlangte ſeine unerſchütterliche Rechtlichkeit und Geradheit auch die Achtung ſeines Landesherrn, der von ihm viele Landesangelegenheiten begutachten ließ, ihn zu vertrauter Unterredung zu ſich zog und ſich einige Jahre hindurch mit ſeinen Vorſchlägen und ſeiner nach vielen Seiten thätigen patriotiſchen Wirkſamkeit ſo zufrieden bezeigte, daß er in einem ſeiner Schreiben die Aeußerung nicht zurückhielt: „Wollte Gott, es dächte ein jeder ſo patriotiſch, wie der Herr Conſulent und Ich; es ginge gewiß Herrn und Lande wohl!“

Nicht lange darauf erhob ſich zwiſchen dem Herzog und den Landſtänden über eine Geldforderung des Herzogs ein Principienſtreit. Es kam zu harten Aeußerungen und Ausbrüchen des Zorns gegen die widerſtrebende Landſchaft. In den herzoglichen Reſolutionen war die Rede von Hochverrath und Majeſtätsverbrechen, und es ward die Forderung „eines unbegrenzten und unbeſchränkten Gehorſams“ auf-

gestellt, ohne daß dies die Landschaft zur Nachgiebigkeit bewegen konnte.

Am 12. Juli 1759 wurde Moser durch einen geheimen Cabinetssecretär nach Ludwigsburg abgeholt. Der Herzog äußerte ihm: „Weil alle meine bisherigen Resolutionen nichts gefruchtet haben, sondern die Landschaft mit ihren respectswidrigen und ehrenrührigen Schriften noch immer fortfährt, so sehe ich mich genöthigt, mich Seiner als des Concipisten Person zu versichern und ihn nach Hohentwiel zu schicken. Ich werde die Sache durch die allerhöchste Inquisition untersuchen lassen!“ Moser erwiderte: „Ew. Durchlaucht werden einen ehrlichen Mann finden“.

Hohentwiel war eine kleine Bergfestung auf einem einsam gelegenen Felskegel nahe der Schweizer Grenze, jetzt verlassen und in Trümmer zerfallen. Dort wurde Moser in ein Zimmer gesperrt, das er vier Jahre lang nicht verlassen durfte. Erst im fünften Jahre seiner Gefangenschaft erhielt er die Erlaubniß, zuweilen in Begleitung eines Offiziers auf der oberen Festung herumgehen zu dürfen. Jeder Besuch war verboten; nicht einmal ein Prediger durfte zu ihm, selbst dann nicht, als ihn eine Krankheit befiel, die sein Leben ernstlich bedrohte, und niemand war, um ihn in seinen Leiden zu pflegen. Seine Frau sah er nicht wieder; erst nach mehreren Monaten erhielt sie mit Mühe die Erlaubniß an ihn schreiben und ihm wenigstens Trost in seinen Kerker bringen zu dürfen. Sie starb vor Gram im dritten Jahre seiner Gefangenschaft. Jetzt erhielten auch die Kinder die Erlaubniß an den Vater zu schreiben.

Zu gleicher Zeit mit Moſer's Gefangennahme wurde ſein zweiter Sohn, der in würtembergiſchen Dienſten ſtand, jedoch mit den Angelegenheiten der Landſchaft nichts zu thun hatte, caſſirt, ohne des geringſten Vergehens beſchuldigt zu ſein. Als ihm darauf der Fürſt zu Iſenburg die Oberforſtmeiſterſtelle antrug, ward ihm nicht erlaubt, die Stelle anzunehmen; drei Jahre lang wurde er im Lande zurückgehalten und ihm dann erſt geſtattet, außer Landes zu gehen.

Niemand vermochte etwas für den unglücklichen Gefangenen zu thun. Die Landſchaft machte von Zeit zu Zeit Vorſtellungen, erhielt aber kurzen abſchlägigen Beſcheid. Die kaiſerliche Regierung, welche die Pflicht hatte das Geſetz im Reiche zu ſchützen, ſah in Moſer, der vor kurzem die Rechte der Proteſtanten in Böhmen und Ungarn warm vertheidigt hatte, einen gefährlichen Feind. Es war überdies die Zeit des ſiebenjährigen Krieges. Würtemberg ſtand auf Seiten Oeſtreichs gegen Preußen, und eben bei jenen Geldbewilligungen, die man den Landſtänden zumuthete, handelte es ſich um die zum Reichskriege nöthigen Summen. Somit billigte Oeſtreich den geſetzwidrigen Schritt des Herzogs. Die von dieſem verſprochene gerichtliche Inquiſition fand niemals ſtatt. Moſer wurde nicht ein einziges Mal verhört und erfuhr nicht die ſpeciellen Gründe ſeiner harten Haft.

Weder Papier noch Schreibzeug waren dem Gefangenen bewilligt. Eine Bibel und eine Predigtſammlung waren an Büchern Alles, was ihm gelaſſen wurde. Er bat um einige geſchichtliche Werke, allein

es wurde ihm abgeſchlagen. Unter den Andachtsübungen, mit denen er ſich ſtets ſehr eifrig beſchäftigte, fühlte er den lebhafteſten Trieb, geiſtliche Lieder zu dichten. Allein wie ſie aufzeichnen? Auf einige Stücke Papier, welches um Arzeneien gewickelt war, punctirte er mit einer Stecknadel einige Verſe; aber es reichte nicht weit. Seine Frau ſchickte ihm eine kleine Schreibtafel; der Commandant übergab ſie, aber ohne den Stift zum Schreiben. Moſer ſchrieb mit der Spitze einer Schuhſchnalle auf die Pergamentblätter, bis auch dieſe bald gefüllt waren. Eine an den Herzog gerichtete Bitte war fruchtlos.

Er griff nun zu einem andern Mittel ſeine Gedanken aufzuzeichnen. Mit der Spitze der Lichtſcheere beſchrieb er in möglichſt kleiner Schrift die weißen Wände ſeines Zimmers und die leeren Ränder an den Blättern ſeiner Predigtſammlung und ſeiner Bibel. Als endlich ſeine Frau die Erlaubniß erhalten hatte an ihn zu ſchreiben, bedeckte er die leeren Stellen und die Zwiſchenräume der Zeilen mit den Schriftzeichen ſeiner Lichtſcheere. Wenn die Spitze ſtumpf wurde, polirte er ſie an den eichenen Stühlen ſeines Zimmers. Die geiſtlichen Lieder, welche er auf ſolche Weiſe zu Stande brachte, wurden nach ſeiner Freilaſſung herausgegeben und betragen acht kleine Octavbändchen. Doch waren ſie nicht das einzige Product der geiſtigen Thätigkeit des unermüdlichen und ungebeugten Gefangenen. Er ſchrieb eine Reihe theologiſcher und publiciſtiſcher Abhandlungen, mehr als vierzig an der Zahl, und einige derſelben von nicht geringem Umfang. Auch fand er

muntere Augenblicke, worin er Fabeln und humoriſtiſche Aufſätze ſchrieb, z. B. politiſche und philoſophiſche Gedanken beim Hühnerfüttern, Reiſe ins Land der Alt-Gebräuchler.

Der ſiebenjährige Krieg war endlich 1763 durch den Hubertsburger Frieden zum Abſchluß gebracht, und Preußen benutzte ſeine neuerrungene Stellung im deutſchen Reichsverbande zum Schutze des Rechts. Auf den großen König richtete ſich der Blick der Gedrückten. Moſer's älteſter Sohn, Friedrich Karl von Moſer, dem Vater gleich an literariſchem Ruhm und tüchtigem Charakter, verwendete ſich in Berlin für ſeinen Vater und erhielt im December 1763 die ſchriftliche Zuſicherung, daß der königliche Geſandte in Wien inſtruirt ſei, in Verbindung mit dem däniſchen Geſandten (Moſer war däniſcher Etatsrath) „durch die nachdrücklichſten Vorſtellungen bei dem kaiſerlichen Hofe darauf zu dringen, daß des Herzogs von Würtemberg Durchlaucht von des Kaiſers Majeſtät ernſtliche Abmahnung geſchehe, dieſen alten, würdigen und hartbedrückten Mann aus ſeinem Gefängniſſe loszulaſſen". „Seine königliche Majeſtät" — ſo ſchloß das Schreiben der preußiſchen Regierung — „verhoffen von dieſer ihrer gethanen Vermittlung einen guten Effect, und außer der Zufriedenheit, welche Sie darüber haben werden, einem unſchuldig leidenden und hart gehaltenen Mann ſein Schickſal auf den Reſt ſeiner Tage zu erleichtern, ſo wird es Ihnen beſonders angenehm ſein, demſelben und ſeiner Familie durch dieſe Vermittelung ein Zeichen Höchdero gnädigſten Propension gegeben zu haben."

Bei der demnächst folgenden Wahl des römischen Königs Joseph II. versprach der würtembergische Minister Graf von Montmartin dem kaiserlichen Ministerium unverzügliche Entlassung; es geschah aber nicht. Darauf wandte sich die würtembergische Landschaft an den Reichshofrath mit einer ausführlich motivirten Klageschrift, die mit dem Gesuch schloß: — „förderſamſt durch ein geschärftes Mandatum poenale des regierenden Herrn Herzogs Durchlaucht gemeſſenſt aufzugeben, den schon in das fünfte Jahr in harter Festungs-Gewahrsame und Arrest unverhört- und unverschuldeter Dinge enthaltenden landschaftlichen Consulent Moser alsogleich und ohne Entgeld daraus zu entlassen und deshalb alle gebührende Satisfaction und Schadenserſetzung zu leisten."

Herzog Karl schickte darauf im August 1764 ein eigenhändiges Schreiben an den Commandanten von Hohentwiel. Kaum traut man seinen Augen, wenn man Folgendes lies't:

„Mein lieber Generalmajor und Commandant von Roman!

Demſelben gebe hiedurch die Ordre, dem Arrestanten und ehemaligen Landschafts-Consulenten Moser zu eröffnen, daß ich durch die vielseitige Vorbitte von den Seinigen und Anderen bewogen worden, den Entschluß zu fassen, denſelben ohnerachtet er ſich durch deſſen mancherlei schwere Verbrechen einer schärferen Ahnung schuldig gemacht, ſeines bisherigen Arreſtes zu entlassen, wann gedachter Moser ſothane Entlassung als eine unverdiente Gnade erkennen, um ſolche nochmalen schriftlich, unter

Verennung seiner großen Fehler und Vergehungen, bitten, auch einen nach dessen bereits An. 1759 besag des in originali beigeschlossenen und sofort nach davon gemachten Gebrauch zu remittirenden Bittschreibens anerbotenen Revers ausstellen wird. Wessen sich nun mehrberührter Moser hierauf erklären wird, ein solches hat der Herr Generalmajor des nächsten an Mich unterthänigst zu berichten. Ich bin, mein lieber Generalmajor und Commandant, dessen

freundwilliger

Carl."

Auf dieses Ansinnen erwiderte Moser freimüthig und im Bewußtsein eines unbescholtenen Lebens: Stets habe er sich seinem Herzog wie dem Lande treu erwiesen, und ihm sei bis jetzt noch nicht kund gegeben, worin seine Verbrechen bestehen sollten, man habe ihn noch nicht einmal zu einer Vertheidigung zugelassen. Als ein Mann, der 11 Jahre mit Ehren in der Welt genannt werde und dem Grabe nahe sei, könne er sich nicht entschließen, seine Freiheit mit dem Verlust seiner wohl und sauer erworbenen Ehre zu erkaufen. Indessen wone er gern auf alle seiner Ehre unnachtheilige Art und Weise die Hände dazu bieten, daß dieser Vorfall in Güte beigelegt werde, wolle auch das Vergangene zu vergessen suchen. Uebrigens sei er auch eben so fest entschlossen, mit einem der Gnade Gottes versicherten gelassenen Herzen Alles standhaft abzuwarten, was der Herzog über ihn beschließen und der Herr aller Herren zulassen werde. Er legte diesem Schreiben einen kurzen Revers bei, worin er gelobte, wegen des Vorgefallenen an nie-

mand Rache nehmen, sowie sich zu einer gerichtlichen Untersuchung jederzeit stellen zu wollen.

Kurz hernach lief der Beschluß des Reichsraths ein, worin dem Herzog die Weisung ertheilt ward, „den Consulenten Moser, wofern sich sämmtliche von denen Landständen angezeigte Umstände angebrachtermaßen verhalten sollten, seiner fünfjährigen gefänglichen Haft unverzüglich zu entlassen."

Der Herzog schickte darauf einen seiner Regierungsräthe nach Hohentwiel, der Moser schließlich über einige Puncte zu vernehmen hatte, wobei die Hauptsache darauf hinauslief, er habe der Landschaft abgerathen die geforderten Summen zu bewilligen und in dieser Sache einige respectswidrige Schriften verfaßt. Moser konnte diese Beschuldigungen leicht zurückweisen: In der Geldangelegenheit habe Stimmeneinhelligkeit geherrscht; in den an die Regierung gerichteten Schreiben sei er nur der Concipient der Beschlüsse gewesen, und eins derselben sei nicht einmal von ihm selbst ausgefertigt; es enthalte übrigens nichts „Irrespectuoses." Nachdem er darauf noch eine schriftliche Caution ausgestellt hatte, er wolle sich jederzeit auf Verlangen zu weiterer Untersuchung stellen und sich dem endlichen Rechtserkenntniß geziemend unterwerfen, ward er am 25. September 1764 seiner Haft entlassen. Von weiteren Rechtsförmlichkeiten war so wenig die Rede, daß man ihm vielmehr die Caution bald wieder zurückgab und er sein Amt als Landtagsconsulent wieder antrat, so weit entfernt von Gereiztheit und Erbitterung, die dem schwergekränkten Manne zu verzeihen gewesen wäre, daß er

vielmehr durch die Achtung, die er genoß, zwischen dem Herzog und den Landständen ein friedliches Verhältniß vermitteln half.

Wegen seiner Befreiung erhielt er von vielen Seiten Glückwünsche. Vor allen verdient das Schreiben des dänischen Ministers von Bernstorff aufbewahrt zu werden, indem es zugleich an die schöne, vielleicht nie wiederkehrende Zeit erinnert, da tüchtige deutsche Männer der wärmsten Verehrung in der dänischen Hauptstadt gewiß waren und die an die Paläste deutscher Fürsten vergebens anklopfende Muse nationaler Dichtkunst dort ein Asyl fand.

Hochwohlgeborner Herr,
Hochzuehrender Herr Etatsrath!

Gleichwie ich bisher über die schweren und harten Drangsale, welche Ew. Hochwohlg. um Ihres Vaterlandes willen standhaft und edelmüthig überstanden haben, sehr gerührt gewesen bin, also erfreue ich mich von Herzen, daß diese Verfolgung endlich ein Ende genommen hat. Der Allerhöchste sei gelobt, der Ihnen Kraft verliehen, große und langwierige Leiden unerschrocken und ohne Verletzung Ihrer Pflichten zu ertragen, und der, nachdem Er Sie zu einem nicht nur in jetzigen Zeiten, sondern auch bei der Nachkommenschaft aller Ehren würdigen Märtyrer einer guten und gerechten Sache gemacht, Ihnen auch nun mächtig herausgeholfen hat. Er wolle Sie schon in diesem Leben, noch mehr aber in dem künftigen, nach welchem ich weiß daß Sie seit vielen Jahren ernstlich trachten, für diese Ihrem Vaterlande erwiesene Treue belohnen und Sie Ihrem würdigen

und berühmten Herrn Sohn und ganzen Familie zum großen und immerwährenden Segen ſetzen.

Dem Könige, meinem Herrn, welcher Verdienſte zu erkennen weiß, iſt es eine angenehme Nachricht geweſen, in Ew. Hochwohlg. Befreiung die Wirkung ſeiner Bemühungen und Vorworts endlich zu ſehen. Ihro Majeſtät befehlen mir, Sie ſowohl deſſen, als der ganz beſonderen Achtung und Gewogenheit zu verſichern, und ich, der ſeit 35 Jahren Ew. Hochwohlg. kenne und ehre, Sie aber anjetzo höher wie jemals ſchätze, mache mir eine wahre Freude Ihnen nicht ſowohl zu der wiedererlangten Freiheit als zu dem billig erworbenen Verdienſt und Ruhm Glück zu wünſchen und Sie der aufrichtigen Ergebenheit zu vergewiſſern, mit welcher ich es für eine Ehre halte zu ſein

Ew. Hochwohlgeboren
gehorſamer Diener
Bernſtorff.

Kopenhagen, den 30. Oct. 1764.

Klopstock's

Verhältniß zu der Literaturentwicklung

des

achtzehnten Jahrhunderts.

Eine Vorlesung.

1846.

Es war im Herbſt des Jahres 1715, als ein 21jähriger Jüngling von der Schulpforte, dem ſtillen Ort ſeiner wiſſenſchaftlichen Vorweihe, mit einer lateiniſchen Rede über die ältere und neuere epiſche Dichtung Abſchied nahm und dieſe Darſtellung mit folgenden Worten ſchloß: „Ein jedes Volk Europa's wird ſich eines epiſchen Dichters rühmen können; wir aber ſind gegen ſolche Ehre unempfindlich. Unwille und gerechter Zorn ergreift mich, wenn ich dieſe Gleichgültigkeit unſers Volkes betrachte. Beſchäftigt mit Kleinigkeiten, ſuchen wir den Ruhm des Genie's: mit Gedichten, die aus keinem andern Grunde zu entſtehen ſcheinen, als zu verſchwinden, ſuchen wir, unwürdig des Namens der Deutſchen, die Unſterblichkeit zu erlangen. O gelänge mir's, dies in der Verſammlung deutſcher Dichter zu reden! Vor Freude würde ich glühen, wenn ich im Stande wäre, ſie mit Scham zu erfüllen wegen der Vernachläſſigung der vaterländiſchen Ehre. Und iſt der noch nicht unter den Lebenden, welcher beſtimmt iſt Deutſchland mit dieſem Ruhme zu ſchmücken, ſo erſcheine großer Tag, der dieſen Dichter ins Leben ruft, und möge dieſer würdig werden des Menſchengeſchlechts, der Unſterblichkeit und

Gottes selbst, den er vor Allem preisen und verherrlichen wird!"

Dieser Jüngling war Friedrich Gottlieb Klopstock. Er hatte mit jenen Worten das Ideal, das er mit jugendlicher Begeisterung ergriffen hatte, und seine eigene Zukunft gezeichnet. Drei Jahre später: —: und von den Alpen bis zum dänischen Sunde feierte man ihn als den Dichter, der diese Sehnsucht und Hoffnung zur Wahrheit gemacht habe. Erfüllt von dem Gedanken, ein deutsches Epos zu schaffen, welcher an den Meisterwerken des Alterthums, einem Homer, einem Virgil genährt war, hatte er anfangs die Absicht, seinen Helden aus der älteren deutschen Geschichte zu wählen. In seiner Vaterstadt Quedlinburg ruhten die Gebeine Kaiser Heinrichs I.: auf ihn fiel seine Wahl, den Befreier Deutschlands von der Verwüstung der Fremden, den Erretter von innerer Zwietracht. Früh hab' ich dir mich geweiht — so lautet sein Zuruf an das Vaterland —

Schon da mein Herz den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug,
Erkor ich, unter den Lanzen und Harnischen,
Heinrich, deinen Befreier, zu singen:
Allein ich sah die höhere Bahn,
Und, entflammt von mehr denn nur Ehrbegier,
Zog ich weit sie vor: sie führet hinauf
Zu dem Vaterlande des Menschengeschlechts.

Der Plan zum Messias ward bereits auf der Schulpforte vollständig ausgebildet: die Bekanntschaft mit Milton's verlorenem Paradiese entwickelte und bestimmte diesen näher; selbst in Träumen umgaben ihn die Gestalten seiner begeisterten Phantasie, und es ward diese Dichtung ihm die Aufgabe des Lebens.

Mit ihr ſtimmte die Wahl ſeiner akademiſchen Studien zuſammen; er entſchied ſich für die Theologie und begab ſich zuerſt nach Jena, das er 1746 mit der Univerſität Leipzig vertauſchte. Hier wehte der Frühlingshauch der deutſchen Poeſie, in welchem Klopſtock's Genius die Flügel freudig entfalten konnte; der Kreis der Dichterjünglinge, welche die Bremer Beiträge herauszugeben angefangen hatten, nahm auch ihn in ſeine Mitte, und die ſchon damals keimende zärtliche Neigung zu der Schweſter ſeines Freundes Schmidt, der durch ſeine Lieder und ſeine Oden unſterblich gewordenen Fanny, erfüllte ihn mit den Ahnungen eines paradieſiſchen Glückes. Mit den überirdiſchen Idealen, die er in ſeinem bis dahin einſamen Herzen trug, verbanden ſich die Genien des irdiſchen Daſeins, Freundſchaft und Liebe. Aus dieſer ſeligen Gefühlsſchwärmerei gingen die erſten Oden hervor, von denen jede Strophe ſchon den höheren Genius ankündigte, der unter den Chor der deutſchen Dichter getreten war.

Viel Mitternächte werden noch einſt entfliehn!
Lebt ſie nicht einſam, Enkel, und heiligt ſie
Der Freundſchaft, wie ſie eure Väter
Heiligten und euch Freund wurden. —

So ſprach er das Gefühl des heiligen Freundſchaftsbundes aus, deſſen Erinnerungen ihm ſtets heilig geblieben ſind und durch ſeine ganze Poeſie hindurchklingen. Erſt in dieſer neuen Umgebung, in welcher der Drang ſeines Innern Verſtändniß und Anerkennung fand, ward er ſich über die Form ſeines großen Epos klar. Den Alexandriner hatte er längſt verworfen; der Entwurf der erſten Geſänge war in poetiſcher

Prosa niedergeschrieben; 1746 entschied er sich für den bis dahin nur in einzelnen Proben versuchten Hexameter und arbeitete die ersten drei Gesänge aus, so daß sie 1748 in den Bremer Beiträgen ans Licht traten.

Die deutsche Literatur kennt seit Luther's Bibelübersetzung kein Werk, das eine ähnliche Wirkung auf die Nation hervorgebracht hat. Als den Stern, der den neuen Morgen unserer Poesie verkündete, erkannten ihn Bodmer und Alle, denen der Sinn für Poesie nicht verschlossen war. Gottsched und seiner Schule blieb es überlassen, durch hämische Kritiken, kleinliche Mäkeleien und Denunciationen von Theologen, denen Gottsched ernstlich zu bedenken gab, ob bei solchen poetischen Ausschmückungen biblischer Erzählung der wahre Glaube nicht Gefahr litte, sowie durch andere unedle Künste sich um den letzten Rest ihres kritischen Ansehens zu bringen. Unbeugsam und stolz, der Stimme des Volkes nachzugeben, hoffte Gottsched die Lobredner Klopstock's aus dem Felde zu schlagen, indem er durch seinen treuen Anhänger Schönaich ein Heldengedicht „Hermann oder das befreite Deutschland" verfertigen ließ und dem Verfasser in feierlicher akademischer Sitzung den Lorbeerkranz aufs Haupt setzte. Der Schlag ging fehl und trug ihm und dem Gekrönten nur Spott ein; Deutschland hatte sich von der Dictatur der gelehrten Kritik emancipirt. Eben so wenig bedurfte es, um dem Messiasdichter die Liebe der Nation zuzuwenden, der gelehrten Auseinandersetzungen der Schönheiten der Messiade, von denen Lessing in einem Epigramm sehr treffend sagte: daß sie mit dem kritischen Lämpchen die Sonne erhellen wollten.

Klopstock lebte nach beendigten akademischen Studien, beschäftigt mit der Fortsetzung seines Gedichts, zu Langensalza, wo ihn die Nähe der Geliebten einige Jahre zurückhielt. Ihr schmeichelte die Liebe des jungen Dichters, ohne daß sie sie ihm mit gleichen Gefühlen vergalt. Wenn der ungestüme Bodmer es in einem Briefe ihr zur Pflicht machte, durch ihre Gegenliebe Deutschland seinen größten Dichter zu erhalten, so erkannte er nicht nur, daß diese zarte Frage nicht von literarischem Ruhm abhängt, sondern auch, daß die Poesie nicht stets des Glücks als Gefährten bedarf, daß vielmehr das Herz den Kampf mit dem Leben redlich durchgekämpft haben muß, um der Boden zu sein für ihre schönsten Blüthen. Ja, wir möchten um Klopstock's Poesie willen wünschen, daß ihm das Leben mehr solcher Kämpfe bereitet habe. Denn allzu gleichmäßig verflog ihm das spätere Leben. Nie ist der Dichter Klopstock größer gewesen, als in seiner Sehnsucht und seinem Schmerze. Die Oden, welche damals aus seinem bewegten Herzen strömten, haben ein inneres Feuer, wie, wenn wir einige der zarten Oden an Cidli ausnehmen, keine seiner späteren Dichtungen; von ihnen gilt vornehmlich, was er in der Ode „mein Wäldchen" so schön sagt:

Wenn von dem Sturm nicht mehr die Eich' hier rauschet,
Keine Lispel mehr wehn von dieser Weide:
Dann sind Lieder noch, die von Herzen kamen,
Gingen zu Herzen.

Wie viele seiner Oden auch aufgehört haben, im lebendigen Andenken der Nation fortzuleben, unvergessen wird bleiben:

Wenn einst ich tot bin, wenn mein Gebein zu Staub
Ist eingesunken, wenn du mein Auge nun
Lang' über meines Lebens Schicksal
Brechend im Tode nun ausgeweint hast –

diese erhebende Entsagung, welche die Sehnsucht an den Himmel knüpft und die Liebe als Ewigkeit genießt.

Des Dichters Phantasie hatte die Geliebte mit Allem, was er edel und göttlich in sich fühlte, umkleidet; nicht mehr war sie die irdische Geliebte, sondern die göttliche Muse, die ihn auf Zion geleitete, die ihn umgab in den Stunden der Weihe, wo er in das Anschaun überirdischer Herrlichkeit versenkt war, und wie Beatrice den Dante, ihren Dichter durch die Wunder des Himmels führte. Daher erhalten der 4te und 5te Gesang der Messiade, die in dieser Aufregung des Gefühls niedergeschrieben wurden, so viele zarte elegische Anklänge: in der Episode von Semida und Sulamith hat er das Schicksal seiner eigenen Liebe gesungen; die wehmuthvolle Sprache der Oden klingt in Semida's Klage wieder.

1750 reißt sich Klopstock, einer Einladung Bodmer's nach der Schweiz folgend, von Langensalza los, und wie sein Herz jetzt im Kreise geistvoller Freunde freier schlug, davon ist als schönstes Denkmal die herrliche Ode „der Zürchersee" geblieben.

Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein großer Gedanke, Ist des Schweißes der Edlen werth.

Durch der Lieder Gewalt bei der Urenkelin,
Sohn und Tochter noch sein, mit der Entzückung Ton
Oft beim Namen genennet, Oft gerufen vom Grabe her,

Dann ihr ſanfteres Herz bilden, und, Liebe, dich,
Sanfte Tugend, dich auch gießen ins ſanfte Herz,
Iſt beim Himmel nicht wenig, Iſt des Schweißes der Edlen
werth!
Aber ſüßer iſt noch, ſchöner und reizender,
In dem Arme des Freunds wiſſen ein Freund zu ſein!
So das Leben genießen, Nicht unwürdig der Ewigkeit.

Dieſer Genuß der reinſten Freundſchaft feſſelte Klopſtock dergeſtalt, daß er daran dachte, ſich bleibend in der Schweiz niederzulaſſen. Allein ein Antrag des däniſchen Miniſters von Bernſtorff, in Kopenhagen die Meſſiade zu vollenden, indem ihm durch ein Jahrgehalt bis zur Vollendung derſelben eine ungeſtörte und ſorgenfreie Muße geſichert ward, zog ihn wieder nach Norden. Auch mit ſeinem Herzen ging eine Verwandlung vor, welche ihn der heitern Lebenshoffnung völlig zurückgab:

— — — Endlich, (das hofft' ich nicht),
Sinkt die traurige Nacht, iſt nun nicht ewig mehr,
Und mir wachen mit Lächeln
Alle ſchlummernden Freuden auf. — —

O wie ſtaun' ich mich an, daß ich jetzt wieder bin,
Der ich war! wie entzückt über die Wandlungen
Meines Schickſals! Wie dankbar
Wallt mein freudiges Herz in mir! — —

Dich zu finden, ach dich, lernt' ich die Liebe, ſie,
Die mein ſteigendes Herz himmliſch erweiterte,
Nun in ſüßeren Träumen
Mich in Edens Gefilde trägt.

Kurz war der Bund der innigſten Seelengemeinſchaft, der ihn mit der geiſt- und gemüthvollen Meta, welche ſeine Oden als Cidli feierten, vereinigte.

Aber sie lebte ihm in heiligen Erinnerungen, die Braut seines Herzens über das Grab hinaus. — Es kann diese Trennung und Tod überwindende Ewigkeit der Liebe nicht erhebender ausgesprochen werden, als in der vierzig Jahre nach ihrem Tode verfaßten Ode: Das Wiedersehn!

Dies war die Schule des Lebens, worin das Gemüth unseres Dichters seine Bildung erhielt; seine Poesie nahm diese idealen Gemüthsrichtungen in sich auf; sie ward die verklärte Tochter von Schmerz und Freude, die er, fern vom Gewühl der Welt, im tiefsten Innern empfunden hatte: er hat daher die lebendige Grundidee seiner Poesie ausgesprochen, wenn er im Messias sagt: „Gott gab den Menschen ein Leben voller Müh', voll fliehender Freud' und fliehenden Schmerzes, damit sie nicht vergessen den Werth der höheren Seele, und es fühlten, daß über dem Grab' Unsterblichkeit wohne!"

Von sonstigen Vorfällen des Lebens und Ereignissen der Zeit blieb seine Poesie so gut wie unberührt. Man darf sagen: mit Meta's Tode lag die Glanzperiode seiner Dichtkunst schon hinter ihm. Die ersten zehn Gesänge seiner Messiade, hinter denen die übrigen weit zurückstehen, das Beste unter seinen Oden, alles dies, was Klopstock die Unsterblichkeit sichert, war vollendet. Da er früh mit sich abgeschlossen hatte und der großartigen Literaturbewegung, die er eingeleitet hatte und noch mit erlebte, keinen Einfluß auf sich gestattete, so erscheint er in der zweiten Hälfte seiner literarischen Thätigkeit schon mehr wie ein ehrwürdiger Geist der Vergangenheit. Diese Ehrerbietung

bewahrte ihm die jüngere Dichtergeneration; nur bescheiden und schüchtern wagte sich die Kritik an ihn heran. Es war nicht der Dichterglanz allein, der ihn umgab, es war mehr noch, was Verehrung gebot, die durch ein langes Leben hindurch bewahrte persönliche Würde, die erhabene Reinheit seines Charakters. Daher galt auch dem Menschen eben so sehr als dem Dichter das feierliche Leichenbegängniß, welches Hamburg, dessen Bürger er in den letzten Jahrzehnten seines Lebens gewesen war, ihm am 22. März 1803 veranstaltete, eine Huldigung der Ueberlebenden, wie sie noch nie eine deutsche Stadt der Geistesgröße eines Mitbürgers dargebracht hat. Ein Gefolge von Tausenden begleitete unter dem Geläute der Glocken den Sarg, auf dem die Messiade des Dichters, von zusammengeflochtenen Lorbeern bedeckt, aufgeschlagen lag; unter feierlichen Sängerchören ward er unter der Linde neben Meta's Gruft eingesenkt und mit den Erstlingsblumen des Frühlings überschüttet.

Wenn wir uns nun näher zu der Frage wenden, welche Stellung Klopstock unter Deutschlands Dichtern einnimmt, so haben wir uns zu hüten, diese bloß vom ästhetischen Standpuncte aus beantworten zu wollen. Wenn wir an das Werk seines Lebens, die Messiade, diesen Maßstab der Kritik legen, so kann man sie wohl gar ein mißlungenes Werk nennen und als ersten Beweis dafür anführen, daß außer den Literarhistorikern niemand mehr die zwanzig Gesänge durchliest! Allein ein anderes Urtheil — und nur dies ist gerecht — fällen wir vom historischen Standpuncte. Einsam sehen wir ihn dann stehn am Eingang unserer

classischen Literaturperiode, mit der Schöpferkraft des Genius Leben rufend in die Oede unserer Literatur. Was halfen ihr die Gellerte und Gleime, die nur um eine Spanne über die Gottschede hervorragten; eine Literatur für Männer konnten sie nicht schaffen. Durch Klopstock erst ward unsere Poesie fähig, das Höchste zu leisten und sich die Bewunderung von ganz Europa zu erwerben. Da ist keiner unter den großen Dichtern des vorigen Jahrhunderts, der nicht an Klopstock's Poesie seine Jugend genährt, nicht an seiner Hand den ersten Flug der Dichtung versucht hätte. Ueber ein Jahrhundert hatte unsere Poesie an fremdem Feuer sich erwärmt, selbst unsere deutsche Heldensprache, wie sie gerade dies Jahrhundert in seiner Ohnmacht nannte, war nur ein matter Widerschein alter Herrlichkeit. Klopstock war der Erste, der wieder ganz und gar nur deutscher Dichter sein wollte, der uns wieder stolz sein lehrte auf unsere Nationalität, unsere Geschichte, unsere Sprache und Literatur.

Schrecket noch andrer Gesang dich, o Sohn Teutons,
Als Griechengesang, so gebören dir Hermann,
Luther nicht an, Leibnitz, jene nicht an,
Welche der Hain Braga's verbarg.

Dichter! so bist du kein Deutscher! Ein Nachahmer,
Belastet vom Joche, verkennst du dich selber!
Keines Gesang ward dir Marathons Schlacht!
Nächt' ohne Schlaf hattest du nie.

Diese und ähnliche Oden voll Vaterlandsgefühl gruben sich tief in die Herzen ein und sie nebst Lessing's zermalmender Kritik der gerühmten französischen Classiker waren die Schlacht bei Roßbach in der Literatur.

Zu dieſem Literaturſiege weigerte ſich der große König mitzuwirken. Er erkannte das junge Leben unſerer Literatur nicht an, er verſprach es ſich erſt von der Zeit nach ihm: ich bin wie Moſes, ſagte er, ich ſehe ein fernes gelobtes Land, aber werde es nicht betreten.

Sagt's der Nachwelt nicht an, daß er nicht achtete,
Was er werth war zu ſein; aber ſie hört es doch:
Sagt's ihr traurig und fordert
Ihre Söhne zu Richtern auf!

ſo rief die zürnende Muſe Klopſtock's dem für Friedrich enthuſiaſtiſch ſchwärmenden Gleim zu. Und doch wie oft hat man auch hier den großen König verkannt! was wären Klopſtock's Vaterlandsgeſänge ohne einen Fürſten, der den Deutſchen wieder Achtung vor ſich ſelbſt einflößte und den deutſchen Namen im Auslande wieder zu Ehren brachte? Klopſtock's „Wir und Sie“ wäre vor Friedrichs Siegen eine bloße Phraſe geweſen. Hätte Klopſtock mehr Sinn für hiſtoriſche Größe gehabt, hätte er in Friedrich das eine neue Zukunft bereitende Moment unſerer Geſchichte erkannt und für ſeine Großthaten ſich begeiſtert, dann würden wir vollgehaltigere, auf die Zeitgeſchichte bezügliche Oden erhalten haben, als die, worin er den thatenloſen Dänenkönigen eben für dieſe Thatenarmuth ſeine Huldigungen darbrachte; er würde nicht von der lebenvollen Gegenwart ſich in die nebelhafte Hermannszeit abgewendet haben, aus der wir uns zu Zeiten mit patriotiſchen Phraſen mehr als mit patriotiſcher Einſicht verſorgt haben. Klopſtock's Bardenpoeſie gerieth auch auf dieſen Irrweg des hohlen Wortſchwalls, den ſeine

Nachahmer bis zum Unsinn steigerten. Die Folge des ersten Fehlgriffes war die Einführung altdeutscher Mythologie, wodurch Klopstock seine Poesie mehr und mehr der Gegenwart entfremdete. Die Anregung jedoch, welche er gegeben hatte, indem er das nationale Bewußtsein in den Kreis der lyrischen Poesie zog, war nicht verloren; „ein leiser Freiheitsodem wehte", wie Rückert singt, „noch von seinem Grabe, und ein Freudenklang enttönte ihm, als die Freiheit wieder die Flügel schwang" — aus der Lyrik der Befreiungskriege hört man viele Anklänge Klopstockischer Poesie heraus.

Doch ist es nicht die patriotische Poesie allein, weshalb wir Klopstock den wahrhaft deutschen Dichter zu nennen haben; seine Gesinnung, die Gemüthswelt, in der er sich bewegt, ist das, was wir im schönsten Sinne des Worts deutsch nennen. Der sittliche Ernst, der religiöse Tiefsinn, der Hang zur Contemplation und abstracter Gefühlsschwelgerei — wie sie Grundzüge Klopstockischer Poesie sind, so sind sie auch der Kern des deutschen Charakters. Liebe und Freundschaft kleiden sich im deutschen Gemüth gern in den sittlich religiösen Enthusiasmus, von dem sie in Klopstock's Dichtung getragen werden; wie Klopstock, vertauschen wir gern die Wirklichkeit mit dem Reiche der Ideen, auf die Gefahr hin, uns Illusionen hinzugeben, und tritt das religiöse Moment bei ihm in den Vordergrund, so fand er auch hierin einen Widerhall in den Herzen des deutschen Volks, dessen Denken und Handeln stets auf tiefem religiösen Sinn beruht hat. Wenn wir zugeben müssen, daß diese Tugenden des

deutschen Charakters auch manche Mängel zur Seite haben, so werden wir eben auch finden, daß Klopstock sie getreulich zu den seinigen gemacht. Der abstracte Idealismus, der uns von unsern praktischen Nachbarn als träumerische Ideologie ausgelegt wird, hat auch ihn der Welt der That entzogen; die Geschichte kräftig emporstrebender Völker blieb ihm ein verschlossenes Buch, gleich wie Shakspeare's Dramen, die den engen Raum zu einer Völkerbühne erweitern. Den höchsten Beifall konnte daher Klopstock auch nur da ernten, als der deutsche Charakter diesem abstracten Ideenleben träumerisch hingegeben war. Je mehr die reale Welt in unserem Nationalleben zu ihrem Rechte gelangte, desto mehr nahm die Gewalt ab, die Klopstock's Poesie über die Gemüther ausübte.

Endlich bleibt noch eine dritte Seite von Klopstock's Poesie hervorzuheben: er hat der deutschen Sprache Kraft und Leben wiedergegeben, er hat sie von neuem beseelt und die Schönheit der metrischen Form hergestellt. Seit Luther war solche gewaltige Sprache nicht über Deutschland erklungen; ihm stellte sich Klopstock als genialer Sprachschöpfer an die Seite, wenn wir auch Opitz als Mittelglied zwischen beiden anerkennen. Zwar ist die Sprache Klopstock's noch nicht zu reiner Classicität durchgebildet, er ringt noch mit der Sprache, macht mit ihr gewaltsame Versuche und verliert sich beim Streben nach kraftvollem Ausdruck nicht selten in rhetorische Ueberfülle oder in eine den Gedanken versteckende Gedrängtheit, wodurch er seine späteren Oden fast ungenießbar macht. Allein bei der Mattheit und Breite der Poesie und Prosa,

wie er sie vorfand, war ein Uebergreifen ins Extrem erklärlich, und auch minder nachtheilig: zu einer hohlen, unwahren Rhetorik hat sich Klopstock nie verirrt. Bei manchem seiner Nachahmer fand sie sich allerdings; doch war schon ein so reges Leben in unsrer Dichterwelt, daß eine Einseitigkeit sich nicht lange behaupten konnte. Diese neue Sprachbildung Klopstock's wäre nicht vollbracht ohne die Einführung griechischer Sylbenmaße: die erweiterte Metrik lehrte uns erst die Bildsamkeit unserer Muttersprache einsehen, trieb zu immer schwierigeren Aufgaben hin und hat es uns zuletzt möglich gemacht, die schwierigsten Sylbenmaße griechischer Chorgesänge nachzubilden. Es soll damit nicht gesagt sein, daß alles Heil unserer Metrik von solchen künstlichen Nachbildungen abhange, daß jedes erzählende Gedicht in Hexametern, jede Elegie in Distichen, jede erhabene lyrische Empfindung in griechischen Strophenformen sich aussprechen müsse: im Gegentheil entbehrt unsere Sprache nur schwer des musikalischen Reizes der Reime, und was dem ganzen Volke gefallen soll, muß sich in einfacheren Versmaßen bewegen. Allein es galt hier ein neues Gebiet für unsere Sprache zu gewinnen, das noch unbekannt geblieben, und das gelang Klopstock, weil er nicht als pedantischer Grammatiker in der hergebrachten Sprache sie zurecht künstelte, sondern weil er die fremden Maße in vollkommenen Einklang mit seiner Sprache, mit seiner ganzen Poesie brachte, so daß sie nicht als ein durch zufällige Wahl umgegürtetes Gewand erschienen, sondern im schönsten Ebenmaß sich der anmuthvollen Gestalt anschmiegten. Dadurch hörten die griechischen

Versmaße auf, fremdartige Klänge zu ſein; es begann erſt hiermit das wahre geiſtige Verſtändniß griechiſcher Poeſie, an deren Hand unſere neuere Poeſie auf ihre claſſiſche Höhe geleitet worden iſt.

Von welcher Seite wir Klopſtock auch betrachten, überall erſcheint er uns als der Begründer der neuſten claſſiſchen Periode unſerer Poeſie, ſo im Gehalt wie in der Form, und was Gottfried von Straßburg von Heinrich von Veldeke, dem Begründer des mittelhochdeutſchen Minnegeſanges ſagt: er impfte das erſte Reis in deutſcher Zunge, das können wir in Wahrheit von ihm wiederholen, dem Befreier unſerer deutſchen Poeſie aus der fremden Knechtſchaft und der Geſchmackloſigkeit. Wir entziehen daher ſeiner Größe noch nichts, wenn wir ihn noch nicht den Vollender unſerer Poeſie nennen, vielmehr, wenn wir die Größe ſeines Dichtergeiſtes anerkannt, wenn wir die durch ihn errungenen Fortſchritte unſerer Nationaldichtungen gewürdigt haben, dann dürfen wir auch wohl unterſuchen, wo und weshalb ſeine poetiſchen Werke hinter dem Ziele, nach dem er ſtrebte, zurückgeblieben ſind, wo ihn verkehrte Wege von dieſem abgeführt haben. Es werden dadurch zugleich die Gründe klar, weshalb Klopſtock zwar ein vielgeprieſener, aber wenig geleſener Dichter iſt.

Wenn irgend ein Dichter, ſo hat Klopſtock ſein ganzes Dichten und Streben in Einem Werke gleichſam wie in einem perſönlichen Abguſſe dargeſtellt. Der Meſſias enthält ſeine Welt und ſeinen Himmel. Es iſt der Geſang, um des Dichters eigene Ausdrücke zu gebrauchen, worin er ſeinen Gott beſungen, der

ihn die Vorzüge der Engel im voraus kosten, so wie die Thränen der Christen sehen und die menschlichen Freuden fühlen ließ, zu dessen Ende ihn die mächtige Hand seines Herrn und Gottes selbst durch die Gräber geleitet; es ist die Dichtung, bei der Himmel und Erde seinen Blicken entschwanden, zu der die Harfen und Harmonieen der Engel ihn zurückriefen, wenn ihn der Zauber weltlicher Vergnügungen verlocken wollte. Seinen erstrungenen Ruhm nennt er in der Ode an Fanny die Frucht seiner Jünglingsthräne und der Liebe zum Messias. So wurde denn dies Gedicht der eigentliche Sammelplatz seiner tiefsten Empfindungen und Gedanken, seiner innigsten Lebensbeziehungen und heiligsten Stimmungen, und die schönsten Jahre seines Lebens hat er ihm gewidmet. Es ist daher nicht zu verwundern, daß seine lyrischen Gedichte nicht viel anders sind, als Variationen über Motive der Messiade. Daß dennoch in den lyrischen Gedichten seine eigentliche Classicität liegt, ist eben der Beweis, daß Klopstock seiner ganzen Geistes- und Gemüthsrichtung nach zum lyrischen Dichter bestimmt war, und er von vornherein darin fehlgriff, ein Epos zu dem Werk seines Lebens zu machen. Es ist häufig die Ansicht ausgesprochen worden, Klopstock habe sich in der Wahl seines Stoffes vergriffen, der sich zu einer epischen Behandlung nicht eigne. Von Kindheit an haben wir unser religiöses Gefühl an der einfachen Erzählung der Evangelien genährt, so daß wie sie uns nur ungern von den Phantasiegebilden des Dichters ausschmücken lassen; sie ist uns so imantastbar geworden, daß die Dichtung, die den Stoff für poetische

Zwecke umschafft, nie mit der Macht der Wahrheit und Wirklichkeit auf unser Inneres wirken kann. Wenn aber Klopstock einmal Epiker zu werden entschlossen war, wozu ihn vornehmlich, wie uns seine Jugendrede deutlich sagt, das patriotische Schamgefühl bestimmte, daß wir Deutschen eine Epopöe entbehrten, während die Nachbarn sich bereits classischer Leistungen zu rühmen hätten, so konnte er nicht, wie er anfangs vorhatte, einen Stoff aus der deutschen Geschichte wählen — denn dessen Behandlung wäre ihm jedenfalls noch mehr mißglückt — sondern der konnte es einzig und allein sein, den seine lyrisch-religiöse Begeisterung zu erfassen vermochte, der, welcher es ihm gestattete, neben dem Epiker auch Lyriker zu sein — und weil diese Lyrik das christlich Religiöse zu ihrem Hauptmoment gemacht hatte, so traf die Wahl am richtigsten die Geschichte der Erlösung.

Klopstock verschmähte den Weg, den mehrere Bearbeiter der evangelischen Geschichte eingeschlagen haben, diese nur poetisch zu reproduciren und die dort überlieferten Ereignisse im dichterischen Gewande vorzuführen. Nicht bloß die Vorgänge im Diesseits wollte er zum Gegenstand seiner Schilderungen machen, sondern das Erlösungswerk als das Ereigniß dreier Welten darstellen, so daß neben den Menschen auch die Bewohner des Himmels und die Dämonen der Hölle mithandelnd eingreifen. Wie nun Klopstock's Dichtung überall an dem Wirklichen mit einer gewissen Scheu vorübergeht und mit raschen Wendungen ins Reich der Abstraction flüchtet, so weilt er auch in der Messiade am wenigsten in der mittleren,

der irdiſchen Welt. Da der Dichter die epiſche Handlung erſt nach dem Einzuge Chriſti in Jeruſalem, wo das Volk ihm Palmen ſtreut, beginnen läßt, ſo blieben nur die Ereigniſſe weniger Tage übrig, und ſelbſt hier geht des Dichters einſeitige abſtracte Erhabenheit ſo weit, daß er ſolche Scenen, wo das rein-menſchliche Gefühl die ſanft rührende Sprache findet, Chriſti letztes Zuſammenſein mit den trauernden Jüngern, nur einer kurzen Behandlung würdigt. „Seine Sphäre," ſagt Schiller, „iſt immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte ſagen, er ziehe allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geiſt zu machen." Dieſer epiſche Körper fehlt durchaus; die Handlung iſt dürftig, und was ſonſt der Schilderung Mannigfaltigkeit hätte geben können, Benutzung der gegebenen Beziehungen in Geſchichte und Leben, z. B. die Verhältniſſe der Parteien unter den Juden gegen einander und ihre Stellung zu den Römern, iſt unterblieben. Indem der Dichter dies durch Anſpannung der Phantaſie in der Schilderung des Jenſeits zu erſetzen ſucht, bewegt er ſich bei aller Anſtrengung doch nur in dem Einerlei der Abſtractionen, und ſelbſt die ſubjective Begeiſterung, die nicht einmal der Dichter immer auf ihrer Höhe zu erhalten im Stande iſt, am wenigſten in der zweiten Hälfte des Gedichts, vermag uns nicht dauernd zu feſſeln. Denn auf alles das, was dem Epos Leben und Bewegung giebt, Mannigfaltigkeit und Wechſel der Begebenheiten, Verſchiedenheit der Charaktere, wird Verzicht geleiſtet, ſobald der Dichter den feſten Boden der Erde ver-

läßt; weder bei den Engeln und Seligen noch bei den Dämonen der Hölle iſt eine Charakteriſtik möglich; es redet aus ihnen die Abſtraction des abſolut Guten und des abſolut Böſen, und ihre Reden können nicht anders als einförmig ſein. Selbſt was auf der Erde vorgeht, iſt nur der Widerſchein der jenſeitigen Regionen; ein Judas und Kaiphas ſind nicht menſchliche Charaktere mehr, ſondern Geiſter der Hölle, und die edlen Menſchen haben die Erde ſchon hinter ſich und wandeln mit ihrem geiſtigen Sein bereits in den Vorhöfen des Himmels. Der Meſſias ſelbſt, als Mittelpunct des Epos, iſt ſeiner menſchlichen Natur völlig entkleidet; er iſt nicht der ſanfte Meiſter im Kreiſe der Jünger, der liebevolle Lehrer, zu deſſen Füßen Maria die Tröſtungen des Himmels vernimmt: er iſt vielmehr der mit allen Kräften der Allmacht ausgerüſtete Gott, an dem alles Menſchliche nur als die um der Paſſion willen gewählte Hülle erſcheint. Nachdem der Dichter im Eingange des Epos zum Schwur der Erlöſung den Meſſias mit Gott zuſammengeführt hat und zu ihm alſo reden läßt:

— — Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken, und ſchwöre Dir bei mir ſelber,
Der ich Gott bin, wie Du: ich will die Menſchen erlöſen!

nachdem er ihn ſo als Gott gegenübergeſtellt hat, iſt ihm der Weg verſchloſſen, ihn als epiſchen Helden einzuführen; er kann nicht handeln, ſondern nur leiden — ſagt doch der Dichter ſelbſt von ihm: „leiden, beten, lehren, leiden und leiden war ſein Leben!“ Wie daher in dem Ganzen das Leiden den Grundton bildet, ſo erſcheint auch in den übrigen

Charakteren die Passivität als der herrschende Typus; auch die Jünger, die Freunde und Freundinnen Jesu beweisen ihre Gegenwart mehr im Reden als im Handeln; ihre Thaten sind fast nur Gebete und Hymnen, es sind Thaten der Seele, wie Klopstock selbst sich einmal ausdrückt.

Verhältnißmäßig ziehen der vierte, der sechste und siebente Gesang am meisten durch die epische Handlung und den Wechsel der Scenen an. Der erstere enthält die gefühlswarme Schilderung des letzten Zusammenseins Jesu mit seinen Jüngern, seine Abschiedsreden und die Einsetzung des heiligen Abendmahls. Die beiden letzteren erzählen die Gefangennahme und das Gericht, die Berichte der Evangelien besonders dadurch erweiternd, daß auch die Theilnahme der Frauen in die Handlung verwebt ist. Dagegen dehnen sich die Kreuzigung, die Leiden am Kreuz und die sie begleitenden Wunder über drei Gesänge (8 — 10) allzu weit aus.

Die letzten zehn Gesänge lösen sich fast ganz in Engelhymnen auf, da nach dem im 10ten Gesange geschilderten Kreuzestode die Scene von der Erde weg ins Jenseits verlegt wird; dazu kam noch, daß der Dichter in Folge der langen Zögerung nicht mehr die jugendliche Begeisterung festzuhalten vermochte, womit die ersten zehn Gesänge verfaßt wurden. Darüber dürfen wir uns also nicht täuschen, daß die Messiade die Forderungen, die man an ein Epos zu machen hat, unerfüllt läßt, geschweige daß sie uns, wie der Dichter allerdings beabsichtigte, ein Nationalepos hätte werden können. Allein sie bleibt dennoch das Werk

eines großen lyriſchen Dichters. Wo er ſein Herz reden läßt, iſt ſeine Sprache die reinſte Dichtung, mag er Freude oder Schmerz, Liebe oder edlen Zorn beſingen. Mit ergreifenden Tönen verſteht er die elegiſche Wehmuth wie das mächtig erſchütternde Pathos tiefſter Empfindung auszuſprechen. Um dieſer überall eingeſtreuten lyriſchen Perlen willen wird niemand, der für erhabene Lyrik Sinn hat, die erſten zehn Geſänge ohne Erhebung und Rührung leſen, und dieſem lyriſchen Genuſſe wird man ſich um ſo ungeſtörter hingeben, je weniger Anſprüche man an das Epos macht; man wird vielmehr dieſe lyriſche Perlenſchnur den Oden und Elegieen des Dichters anreihen. Beſonders malt er Todesbetrachtungen und Sterbeſcenen in beredten elegiſchen Schilderungen aus. Eine ſolche ward ihm ſogar zu einer dramatiſchen Dichtung. Die Sterbeſcenen des erſten Menſchen malt er in dem „Tod Adams“, einer lyriſch-elegiſchen Idylle, die er „Trauerſpiel“ betitelte. Er ſchildert darin, wie der erſte Menſch den Tod erwartet, von dem er noch keine Vorſtellung hat, und welchen Eindruck der letzte Kampf des Lebens auf ſeine Umgebung macht.

Durch Anlage und Bildungsgang war Klopſtock der dramatiſchen Poeſie völlig entrückt; nie hätte es ihm gelingen können das höchſte Ziel des Drama's zu erreichen, das Shakeſpeare ſo treffend dahin bezeichnet hat: der Natur gleichſam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Körper des Jahrhunderts den Abdruck ſeiner Geſtalt zu zeigen! — In eine nähere Beziehung zu dem, was ſeine Zeit bewegte,

ſuchte ſich Klopſtock durch die lyriſch-dramatiſchen Hermanns-Dichtungen zu ſetzen, welche er Bardiete nannte. Daß er hier ſeinen Zweck nicht ganz verfehlte, beweiſt uns die enthuſiaſtiſche Theilnahme, womit damals „Hermanns Schlacht", das erſte der Bardiete, aufgenommen ward; es traf glücklich in den Beginn der ſogenannten Sturm- und Drangperiode, welche die Herſtellung einer nationalen Poeſie mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm anſtrebte und ſchon um des vaterländiſchen Stoffes willen der Klopſtockiſchen Bardendichtung zufiel. Indeß vermißt man auch hier alles wahrhaft Dramatiſche; die Handlung fehlt faſt gänzlich; die Ereigniſſe erſcheinen nicht in ihrer nothwendigen Verknüpfung, ſo daß wir über die Gründe, weshalb die Deutſchen über die Römer ſiegten, völlig im Unklaren bleiben, wogegen die Unterredungen über das Geſchehene weit ausgeſponnen ſind. Mehr Handlung iſt in dem zweiten Bardiet: „Hermann und die Fürſten." Hier bemüht ſich Hermann vergebens, ſeinen beſſern Rath in der Fürſtenverſammlung geltend zu machen; Stolz, Eiferſucht, Neid der Andern ſtreben entgegen und behalten die Oberhand. Aber der Erfolg beſtätigt, daß Hermann Recht hatte; die Schlacht gegen das römiſche Lager geht verloren. In einem dritten Bardiet ſchildert er uns „Hermanns Tod" durch Hinterliſt ſeiner Verwandten. Die beiden letzten Dramen trafen in die Zeit nach dem Götz von Berlichingen und wurden bei den ſchon geſteigerten Anſprüchen der Zeitgenoſſen weit kälter als die Hermanns-Schlacht aufgenommen. Die lyriſchen Partieen, nämlich die Bardenchöre, wodurch Klopſtock den Chor

der griechiſchen Tragödie zu erſetzen dachte, traten in allen ſo ſehr in den Vordergrund, daß man deutlich ſieht, wo ſich Klopſtock's Poeſie heimiſch fühlte. Sie fallen in Eine Claſſe zuſammen mit den patriotiſchen Oden, welche die alte Bardenzeit heraufzubeſchwören ſuchten und ebenfalls durch ein abenteuerliches Bardenweſen und durch die Einmiſchung einer farbloſen nordiſchen Mythologie der lebendigen Theilnahme der Gegenwart fern ſtanden. Unſere Betrachtung kehrt alſo dahin zurück, daß die Lyrik die eigentliche Sphäre der Klopſtockſchen Poeſie iſt. Dieſe Dichtungsart verlangt keine plaſtiſche Beſtimmtheit, keine lebendige objective Individualiſirung, wie das Epos und das Drama; ſie hat vielmehr der Muſik des Herzens, der Begeiſterung des Gedankens ihre Stimme zu leihen. In den Oden und Elegieen findet daher die Perſönlichkeit Klopſtock's den vollſten Ausdruck bis herab zu den Freuden des Eislaufs, die er mit der Wärme des Künſtlers pries. Wie innig ſie mit ſeinem Leben zuſammenhangen, habe ich bereits erwähnt, und ich kann hinzuſetzen, daß dieſer Theil ſeiner Oden der eigentliche unſterbliche Kern derſelben iſt. Auch die Oden der ſpäteren Lebensjahre des Dichters ſind noch dann von hohem Werth, wo ſie ſeine perſönlichen Beziehungen zum Inhalt haben. Nur darf man dies nicht auf diejenigen Oden ausdehnen wollen, wo der Dichter ſeine grammatiſchen und metriſchen Beſtrebungen und Grundſätze zum Gegenſtand der Ode macht und die Poeſie ſich über das, was nur des Dichters Handwerksgeräth iſt, ausſprechen läßt. Wo ein Versfuß, wo die grammatiſchen Eigenheiten unſerer

Sprache beſungen werden, bleibt uns trotz alles Aufwandes künſtlicher Allegorie nur die leere Abſtraction.

Von dieſem Fehler, daß uns Klopſtock ſtatt Poeſie abſtracte Begriffe giebt, iſt ſelbſt ſeine religiöſe Lyrik nicht frei. Klopſtock ſprach zwar das große Wort aus, der Geiſt mit ſeinem idealen Inhalt bilde auch für die Dichtkunſt den eigentlichen Gehalt; allein er überſah, daß Geiſt ohne Leib für uns kein Leben hat und das Göttliche ſelbſt ohne Welt für uns ein weſenloſer Gedanke bleibt. Wo er daher die religiöſe Empfindung an die Welt anknüpft, zieht er unſere Andacht auf erhabenen Schwingen mit ſich fort; in der allbekannten Hymne „Frühlingsfeier" ſind Gewitter und Sturm die Zeugen der göttlichen Allmacht, und im Säuſeln der kühlenden Frühlingslüfte fühlen wir die Nähe des Allgütigen; — unter der ſich glanzvoll über uns wölbenden Sternennacht ſtimmen wir mit ihm ein in den Preis deſſen, der mit dieſem lichten Kranz die ſchweigende Nacht ſchmückt und die Gräber noch ſchmückt mit den Blumen des Lichtes.

Poetiſche Anſchaulichkeit mangelt indeß den Hymnen, welche „das Anſchaun Gottes," „die Glückſeligkeit Aller" und ähnliche abſtracte Themata behandeln; hier fühlt auch der Dichter die Unmöglichkeit des entſprechenden Ausdrucks; geſchärfte Ausrufungen müſſen oft den Gedanken vertreten, und die wiederkehrende Hinweiſung auf das Unausſprechliche iſt nur das Geſtändniß der Ohnmacht der Poeſie, wodurch in dem Leſer keine Begeiſterung erweckt werden kann. Klopſtock nannte ſolch einen geiſtlichen Hymnus — Geſang und ſtellt ihn in der Vorrede zu ſeinen geiſt-

lichen Liedern folgendermaßen in Gegensatz zu dem Liede: „Der Gesang ist feurig, stark, voll himmlischer Leidenschaften; oft kühn, heftig, bilderreich in Gedanken und im Ausdrucke, und nicht selten von denjenigen Gedanken beseelt, die allein von dem Erstaunen über Gott entstehen können. Ich sage nicht, daß das Lied nicht auch Vieles von diesem Allen haben könne! aber es mildert es fast durchgehends und bildet es in Vorstellungen um, die leichter zu übersehen sind. Jenes ist die Sprache der äußersten Entzückung oder der tiefsten Unterwerfung; dieses der Ausdruck einer sanften Andacht und einer nicht zu erschütternden Demuth.“ Geistliche Lieder in diesem Sinne hat Klopstock ebenfalls gedichtet, nicht Kirchenlieder im alten Sinne des Worts, sondern gemilderte geistliche Oden, nicht die Töne des einfachen religiösen Gefühls, welche das nach Trost und Beruhigung strebende Herz zu beschwichtigen vermöchten, sondern nur Klänge gläubiger Begeisterung, die in ätherischer Höhe über uns dahin schweben. Doch ist es Pflicht an schöne Ausnahmen zu erinnern, namentlich das Auferstehungslied: „Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Leib“ ꝛc., das Morgenlied: „Wenn ich einst von jenem Schlummer, welcher Tod heißt, auferstehʼ“ und das diesem entsprechende Abendlied. Haben wir somit den Kreis der Klopstockschen Dichtungen durchwandert, so dürfen wir mit einem Epigramme des Dichters schließen:

„Sage, was nennst in den Werken der Kunst Du Vollendetes?“
Gut muß
Jeder Theil und harmonisch mit den andern verknüpft sein!

„Hat ein Künstler gelebt, der so hoch stieg?“ Keiner. Man will nur Ueberall sehn, er habe nach Vollendung gerungen.

In diesem geisteskräftigen Ringen nach Vollendung steht unter den Mitstrebenden nur Einer ihm zur Seite, dessen Streben sich auf andern Gebieten der Literatur mit eben so ruhmeswerthen Erfolgen bethätigte — Lessing, während Wieland mehr eine leicht erregte und die von verschiedenen Seiten empfangenen Eindrücke reproducirende Dichternatur war, gewandt im Vermitteln der Gegensätze unserer Literatur. Was in der Mitte des 18ten Jahrhunderts neben diesen drei Sternen erster Größe geglänzt hat, ist jetzt so ziemlich verblichen und von der Geschichte auf seinen wahren Werth herabgesetzt. Verunglückt sind die Nachahmungen der Messiade, weil man wohl das epische Gerüste und die Aeußerlichkeiten Klopstockscher Sprache zu copiren vermochte, aber die weiten Räume dieses Gebäudes nicht auszufüllen verstand. Bodmer z. B. verfaßte ein Epos „Noah oder die Sündfluth,“ über dessen Schönheiten, die jetzt niemand mehr zu finden vermag, damals Bücher geschrieben wurden. In der Schweiz, vornehmlich in dem Kreise, der sich um Bodmer gebildet hatte, fand die religiöse und sentimentale Seite der Klopstockschen Poesie die meisten Verehrer und Nachahmer, unter denen keiner zu seiner Zeit reicheren Ruhm erntete, als Salomon Geßner, dessen „Tod Abels,“ dessen „Idyllen“ die Nachklänge Klopstockscher Gefühlweise am reinsten wiedergeben, aber mit einer Weichheit und Sentimentalität, daß in diesen überspannten Schilderungen alle Umrisse der Charaktere verwischt sind und von Handlung kaum die

Rede sein kann. Was die wahre Idylle sei, lernte erst Voß von Homer und führte uns in wirklich vorhandene Zustände ein.

Nachhaltiger zeigt sich die Einwirkung Klopstocks in der lyrischen Dichtung. Er beseitigte die trockene Lehrdichtung, er machte zum Inhalt der Lyrik die innigsten Regungen des Gemüths, die Empfindungen der Liebe und Freundschaft, die in der bisherigen ceremoniellen Poesie kaum ein offenes Geständniß gewagt hatten, die höchsten menschlichen Interessen, Religion und Vaterland. In der religiösen Ode hat Klopstock Andreas Cramer zur Seite, der vergebens den Wettlauf versuchte, in welchem er weit zurück blieb; nur einige Kirchenlieder haben sein Andenken als Dichter erhalten. In der patriotischen Lyrik wetteiferten die preußischen Dichter, welche die Thaten Friedrichs besangen und durch den engeren Zusammenhang mit der Gegenwart vor Klopstock einen Vorsprung hatten. Allein was ist Ramler, der gepriesene Berliner Horaz, gegen Klopstock gehalten! Was bei diesem frische Frucht ist, ist bei jenem nur dürre Schale, eine glatte Sprache in Odenversmaßen, welche ohne den Klang des künstlichen Rhythmus sich völlig wie Prosa liest. Man leistete ihm daher einen schlimmen Dienst, als man seine Oden, um Friedrich dem Großen Geschmack an dem größten Dichter Berlins beizubringen, ins Französische übersetzte. Das Eine Verdienst bleibt ihm unbestritten, als sprachkundiger Uebersetzer römischer Dichter eine Bahn gebrochen zu haben, welche nach ihm Voß mit glücklicherem Erfolge ging. Auf derselben bescheidenen Stufe hält sich Alles, was in dem halberstädtischen

Kreiſe, der ſich um Gleim bildete, gedichtet ward. Kleiſt's Dichtungen ziehen uns, ſo wenig vollendet ihre Form iſt, durch die Wahrheit des elegiſchen Gefühls an, das durch den frühen Tod des Dichters auf dem Felde der Ehre eine noch tiefere Bedeutung gewinnt. Sein „Frühling" war nach Haller's Alpen das beſte beſchreibende Gedicht, reiht aber die Scenen mehr äußerlich an einander, ſo daß wir zwar wechſelnde Bilder an uns vorüberziehen ſehn, doch ohne die Poeſie des Naturlebens, die ja auch dem Landſchaftsgemälde erſt den echten Reiz verleiht, mitzugenießen. Wie manche ſeiner Gedichte, ſo wird man auch die Oden und Lieder des Ansbachers Joh. Peter Uz nicht ohne Genuß leſen, weil ein edles Gemüth, ein tüchtiger moraliſcher Sinn ſich in ihnen ausſpricht, wenn auch die höhere poetiſche Weihe fehlt. Das war eine Reihe der berühmteſten Namen aus der Zeit vor 1770, über die Klopſtock weit emporragte, ja die zum Theil nur auf ihn geſtützt zu einiger Bedeutung gelangten. Einen noch weit fruchtbareren Boden fand die Klopſtockſche Poeſie in der nach 1770 zur Geltung gelangenden jüngeren Generation. Sein verehrter Name war die Loſung des Göttinger Dichterbundes, der Hölty, Voß und die Stolberge zu Mitgliedern zählte. Seine Meſſiade trug die deutſche Poeſie wiederum nach dem katholiſchen ſüdlichen Deutſchland; hier, wo man aller Poeſie faſt entwöhnt war, trugen herumreiſende Declamatoren die Meſſiade vor, und wer einen Begriff haben will, welche Wirkungen dieſe Vorträge hatten, braucht nur die Selbſtbiographie des durch ſeine Gedichte wie durch ſeine ſchmähliche

Gefangenhaltung bekannten Schubart zu leſen, der durch ähnliche Vorleſungen aus dem Meſſias ganze Verſammlungen zu Ulm und Augsburg in Thränen verſetzt zu haben bekennt. Wien erhielt damals ſeine erſten Dichter; am Rhein wird es nach und nach lebendig; Schwaben, lange in ſeiner Bildung durch geiſtlichen und weltlichen Druck gehemmt, machte die erſten Verſuche, an deutſcher Literatur Theil zu nehmen, ſämmtlich in Klopſtockſcher Weiſe. So mußten erſt ganze Landſchaften Deutſchlands für die Theilnahme an der deutſchen Literatur wieder erobert werden. Gerade aus dieſen bis dahin theilnahmloſen Landſchaften kam die friſche neue Kraft, kamen Goethe und Schiller, welche unſere Literatur in eine Bahn brachten, die uns über den Standpunct Klopſtock's hinausführte. So wenig er ſelbſt dies hat anerkennen mögen und darin mit der Anſicht vieler Mitlebenden zuſammentraf, wird es doch jetzt kein ſtimmfähiger Beurtheiler unſerer Literatur bezweifeln.

Herder

in

seiner Jugend und im Aufgange des Ruhms.

1861.

In der ostpreußischen Ebene liegt zwischen Haide und Sümpfen versteckt das unscheinbare Städtchen Mohrungen, seit den Kämpfen des deutschen Ordens unberührt von den Stürmen politischer Ereignisse und in den Jahrbüchern der Geschichte durch nichts ausgezeichnet, als dadurch, daß einer der hervorragendsten Vertreter und Förderer deutscher Geistesbildung hier, gleichsam an den äußersten Grenzen deutscher Nationalität, ins Leben eintrat. Am 25. August 1744 wurde Johann Gottfried Herder in Mohrungen geboren.

Sein Vater hatte wenige Jahre zuvor das Weberhandwerk, das ihn und seine Familie nicht mehr nährte, mit dem Amte eines Mädchenschullehrers und Vorsängers bei dem damals noch dort gehaltenen polnischen Gottesdienste vertauscht, ein fleißiger, biederer Mann, ernst und schweigsam, doch freundlich und liebevoll gegen die Seinen, zufrieden mit dem bescheidenen Einkommen, das bei sparsamem Haushalte eben genügte, um die Familie vor Dürftigkeit zu schützen. Zu der treuen, fleißigen, frommen Mutter fühlten sich die Kinder, unter denen Gottfried der einzige Sohn

war, am meisten hingezogen; sie war lebhaften Geistes, gesprächig, die aufmerksamste Zuhörerin in der Kirche; ihr Haus und die Kirche waren ihre Welt. Ihr sanftes Betragen milderte den Ernst des Vaters, und ihre zarte Natur ging auf den Sohn über.

In dem Elternhause herrschte Liebe und Frömmigkeit zugleich mit alter strenger Zucht. „Mein Vater," erzählt Herder, „war ein ernster Mann, der wenig Worte machte; alle häuslichen Geschäfte und die Lectionen waren an Zeit und Ordnung streng gebunden; wenn das Geschäft jetzt gethan werden mußte, so durfte keins der Kinder sich entschuldigen — es mußte gethan werden. Nur bei einer so strengen Ordnung konnten meine Eltern mit ihrer geringen Einnahme auskommen. — Wenn mein Vater mit mir zufrieden war, so verklärte sich sein Gesicht; er legte seine Hand sanft auf meinen Kopf und nannte mich Gottesfriede. Dies war meine größte, süßeste Belohnung. Streng und gerecht in hohem Grad, aber eben so gutmüthig war er; sein ernstes, schweigendes Gesicht mit dem kahlen Scheitel vergesse ich nie." Eben so trug er seine Mutter im Herzen. Mehrmals erzählte er den Seinigen, mit wie sanfter Gemüthsart und Liebe sie ihre Kinder behandelt, wie unermüdet fleißig sie mit ihren Töchtern gewesen sei.

Der in Fleiß vollbrachte Tag wurde jedesmal von der Familie Herder mit dem Gesange eines geistlichen Liedes beschlossen. Tief und bleibend war der Eindruck, den dieser fromme Abendgesang auf Herder's Gemüth gemacht hatte; er erinnerte sich oft daran mit Rührung und wehmüthiger Sehnsucht; noch später

verlangte ihn oft in bewegter Stimmung ans Clavier zu treten und in der Stille der Nacht einen der alten Choräle wieder zu singen. Mit der Bibel ward der Knabe früh vertraut. Bücher, wie „Arnd's wahres Christenthum", bildeten einen Hauptbestandtheil der kleinen Familienbibliothek des Herder'schen Hauses.

Zu seiner weiteren Ausbildung wurde Herder auf die lateinische Schule seiner Geburtsstadt geschickt. Der Rector Grimm war ein alter, oft mißlauniger Mann, der die damals gewöhnliche Schuldisciplin mit despotischer Strenge handhabte. Seine Schüler zitterten vor seiner Zuchtruthe, die selten von seiner Seite kam. Sobald sie das Schulgebäude nur von weitem erblickten, mußten sie mit entblößtem Haupte sich ihm nähern. Im Grunde seines Herzens war jedoch viel Biederkeit und Rechtschaffenheit. Er unterrichtete gern; wäre es ihm gestattet gewesen, würde er selbst die Nächte seinen Schülern gewidmet haben; wenn sie etwas recht gut gemacht hatten, konnte er sie oft herzlich küssen. Seine Lehrstunden waren für Herder, den er als seinen fleißigsten Schüler mit besonderer Liebe auszeichnete und den Uebrigen oft als Muster vorstellte, nicht ohne vielfachen Nutzen; wenigstens wurde das, was gelehrt ward, aufs gründlichste eingeprägt. Zwar lief der Unterricht der Hauptsache nach auf fertiges Lateinschreiben und Lateinsprechen hinaus. Die Lectüre erstreckte sich nicht auf die geistvollsten Historiker und Dichter des Alterthums; indeß lernte Herder in besonderen Stunden, die der fleißige Lehrer ihm und einigen auserwählten Mitschülern widmete, auch die Anfangsgründe des Griechischen

und Hebräischen, wodurch er eine Grundlage für seine eifrigen Privatstudien gewann. Mit Dankbarkeit hat er stets seines gestrengen Lehrers gedacht, wenn er auch bekannte, welch eine freiere Bildung sein Geist durch einen methodischen, anschaulichen Unterricht erhalten haben würde.

Das Meiste verdankte er seiner fleißigen Lectüre. Wo er irgend ein gutes Buch entdeckte, suchte er es zu leihen, und nicht bloß zu flüchtigem Durchlesen: frühzeitig begann er sich Auszüge zu machen, Alles in klarer Zusammenstellung, meist in tabellarischer Form. Für die Poesie offenbarte sich ein reger, empfänglicher Sinn schon in dem Knaben; lyrische Versuche fallen in frühe Jahre. Gern suchte er mit einem guten Buche die Einsamkeit, um sich seinen Gedankenträumen ungestört überlassen zu können. Sein Lieblingsspaziergang war um den Mohrunger See durch das schöne Wäldchen, das er in einem seiner gefühlvollsten Gedichte „Fliegt ihr, meine Jugendträume!“ besungen hat. Uebrigens war er ein stiller, schüchterner Knabe. Selten sah man ihn laufen und springen und sich den Spielen der Jugend anschließen. „Von Kindheit auf erinnere ich mich nichts als Scenen der Empfindsamkeit und Rührung oder eines einsamen Gedankentraumes, der meistens von Planen des Ehrgeizes belebt wurde, die man in einem Kinde nicht sucht“ — so charakterisirt Herder kurz seine geistige Eigenthümlichkeit in den Jahren der Kindheit. Ein Zug seiner empfindsamen zarten Natur ist unter andern, daß ihm, als er zum erstenmal im Homer auf die Stelle traf, wo das rasch von der Erde ver-

ſchwindende Geſchlecht der Menſchen mit den Blättern der Bäume verglichen wird, die Thränen ausbrachen.

Den Religionsunterricht erhielt er von dem Prediger Willamovius, dem Muſter eines liebenswürdigen Religionslehrers. An ihm hing Herder mit innigſter Liebe; in dieſem frommen Pfarrhauſe ſchien ihm ein Himmel auf Erden aufgethan; er fand hier Nahrung für Geiſt und Herz; er fand hier, was er ſo ſehr bedurfte — Liebe.

Um die Zeit ſeiner Confirmation vertrat der junge Herder mehrmals ſeinen Vater in der Schule. Der Trieb zu lehren, der ſtets einen Grundzug in Herder's Weſen ausmachte, erhielt dadurch frühzeitige Anregung. Indeß traf um jene Zeit Manches zuſammen, um ſein Gemüth niederzudrücken. Seine Zukunft fing an, ihn mit Sorge zu erfüllen; dem Licht der Wiſſenſchaft hatte ſein Geiſt ſich geöffnet; mächtig zog es ihn hinaus über die beengende Wirklichkeit, und ſtets fühlte er ſich von ihren Schranken feſtgebannt. Ein Augenleiden, das allen Heilverſuchen widerſtand, war allein ſchon geeignet, eine mißmuthige Stimmung zu unterhalten. Vielleicht trug es jedoch dazu bei, ihn von einer andern Gefahr zu befreien, die lange Zeit wie ein drohendes Geſpenſt über ſeinem Haupte ſchwebte und ihn mit Sorge erfüllte: er war in ſeinem Kantonsbezirke in das Militär eingeſchrieben und konnte jeden Augenblick ausgehoben werden. Er blieb glücklich verſchont. Dieſe Eindrücke der Jugendzeit flößten ihm eine Abneigung gegen den preußiſchen Militärſtaat ſo tief ein, daß er auch in ſpäteren Jahren für ſein Vaterland keinerlei Sympathie fühlte. Zunächſt

trat aber auch für seine äußeren Umstände eine ungünstige Aenderung ein.

Im Jahre 1760 kam Treſcho, der als Prediger und besonders als fruchtbarer Schriftsteller im Fach der Erbauungsschriften eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte, als Diaconus nach Mohrungen. Er hatte Herder schon als Kind gekannt; jetzt war er zum Jüngling gereift, und Treſcho selbst erzählt, wie sehr er betroffen gewesen sei, als er ihn auf seine katechetischen Fragen und bei der Wiederholung der Predigten fertig und besonnen antworten hörte. Da Treſcho, ein kränklicher Mann, allein mit seiner Schwester, welche die Wirthschaft führte, in einem leeren Hause wohnte, so nahm er ihn, ohne ihn in seinen Schulbesuchen zu beschränken — auch die Kost hatte er bei den Eltern — als seinen Hausgenossen zu sich. Die Eltern mochten sich von diesem Verhältniß ganz andere Dinge versprechen, als sich erfüllten. Die Schwester behandelte den geduldigen Knaben als einen Hausburschen; sie gebrauchte ihn zu allerhand häuslichen Verrichtungen, zu Marktbesorgungen und Botendiensten, und da er sich bei solchen mechanischen Beschäftigungen oft linkisch benahm, so gab es viel Tadelns und Scheltens. Treſcho selbst nutzte ihn als gelehrten Famulus und ließ umfangreiche Manuscripte von ihm abschreiben. Wenn er dabei gelegentlich die Kenntnisse seines jungen Gehülfen förderte, so geschah es keineswegs in der Absicht, seinen Wissenstrieb aufzumuntern und ihn in die höhere Laufbahn gelehrter Studien einzuführen, er ertheilte ihm keinen Unterricht. Bei der Mittellosigkeit der Eltern hielt er es,

seinem eigenen Geständnisse nach, für nachtheilig, Wünsche zu erregen, die keine Befriedigung finden könnten: nach seiner Ansicht sollte Herder künftig als ehrbarer Mohrunger Bürger sein Brod verdienen. Die bekümmerte Mutter mußte oft von dem hartgesinnten Mann hören: „wo sie wohl hindächte, wenn sie wünsche, ihr Sohn möge studiren oder irgend zu etwas Anderem, als zu einem Handwerk schreiten.“

Unter dem Druck indeß, dem ein schwächerer Geist als Herder erlegen wäre, stärkte sich die inwohnende Kraft des Genius, um die unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten zu besiegen. Mancher einzelne Zug verrieth in dem schüchternen schweigsamen Jüngling, daß es in seinem Innern vorwärts drängte. Die ansehnliche Bibliothek Trescho's war für sein Privatstudium ein reicher Schatz. Die Nacht gebrauchte er insgeheim zum Lesen und ersparte sich von seinem geringen Frühstücksgelde soviel, um das zu seiner Lampe erforderliche Oel kaufen zu können. Einstmals bemerkte Trescho in einer schlaflosen Nacht durch die Ritzen der Thür, welche in Herder's Schlafkammer führte, einen Lichtschimmer. Er trat ein und fand ihn in seinem Bett in tiefem Schlaf, umgeben von einem Haufen von Büchern, meist griechischen und lateinischen Classikern, und in der Mitte das brennende Licht. Der Schlaf hatte ihn beim Lesen übermannt. Trescho verlöschte das Licht, und am andern Morgen, nachdem er seinen Unwillen gegen ihn ausgelassen und ihm das Lichtbrennen untersagt hatte, fragte er ihn, indem er das griechische neue Testament aufschlug, ob er, was er gelesen habe, auch verstehe. Herder ant-

wortete, er bemühe sich und glaube auch es zu verstehen. Treſcho ließ ſich eine Stelle überſetzen und war erſtaunt über die Fertigkeit und Richtigkeit der Ueberſetzung.

In Treſcho's Bücherſammlung lernte er auch die deutſchen Dichter näher kennen und machte ſelbſt Verſuche in deutſchen Verſen, in denen er für ſeine ſchwermüthige Stimmung einen Ausdruck ſuchte. Einſtmals gab ihm Treſcho den Auftrag, ein Packet Manuſcripte zur Poſt nach Königsberg an den Buchhändler Kanter zu beſorgen. Dieſe wurden gedruckt und zugleich eine Ode „Cyrus an Aſtyages“ zur Feier der Thronbeſteigung Peters III. Sie ward mit großem Beifall aufgenommen. Kanter fragte bei Treſcho an, wer der Verfaſſer der Ode ſei. Dieſer ließ Herder vor ſich kommen, um Rede zu ſtehen, wer das Gedicht dem Packete beigelegt habe. Herder konnte nun das Geſtändniß nicht zurückhalten, daß er es gewagt habe, dieſen kleinen poetiſchen Verſuch als unbedeutende Beilage mitzuſenden. Seitdem ſtieg Herder's Anſehen auch in den Augen ſeiner Mitbürger: Treſcho mußte ihn etwas beſſer behandeln und ließ ihn ſeitdem — an einem Tiſche mit ihm ſchreiben.

Indeß nahte ſich das Ende der Leidenszeit. Ein ruſſiſches Regiment, das aus dem ſiebenjährigen Kriege nach Rußland zurückkehrte, kam durch Mohrungen. Bei demſelben befand ſich ein Regimentschirurgus — nach Einigen ſoll er Schwarzerloh geheißen haben, was indeß nicht ganz erwieſen iſt, da ſeltſamer Weiſe ſelbſt Herder deſſen Namen vergeſſen hatte — Kurländer (nach Andern Schwede) von Geburt und in

den mediciniſchen Wiſſenſchaften auf der Univerſität Abo vorgebildet, überhaupt ein Mann, der durch ſeine angenehme Perſönlichkeit, ſeinen rechtſchaffenen Charakter und ſeine Bildung den vortheilhafteſten Eindruck machte. Bei einem ſeiner Beſuche in Treſcho's Hauſe wurde ihm zufällig durch Herder's Hand ein Glas Waſſer überreicht. Er betrachtete ihn aufmerkſam und erkundigte ſich näher nach dem Jüngling, deſſen beſcheidenes Weſen wie leidendes Ausſehen ihm Theilnahme eingeflößt hatte. Er ſuchte deſſen Augenübel zu heilen, beſprach ſich mit den Eltern und erklärte ſich bereit, ihren Sohn mit ſich zu nehmen, ihn in der Wundarzneikunſt zu unterrichten und für ſeine Zukunft zu ſorgen. Welche Freude war nun im Herderſchen Hauſe! Gottfried war froh, wie der Gefangene, dem die Thür ſeines Kerkers geöffnet wird, als er mit ſeinem Wohlthäter die Reiſe nach Königsberg antrat. Seine Geburtsſtadt, ſeine Eltern ſah er nicht wieder.

Die Einfahrt in die große Stadt Königsberg, die ihm eine ungekannte Welt eröffnete, blieb ihm unvergeßlich. „Einzig war der Eindruck," pflegte er zu erzählen, „aus meinem armen ſtillen Mohrungen in die große, gewerbreiche, geräuſch- und geſchäftsvolle Stadt mit einem Male verſetzt! wie ſtaunte ich Alles an! wie groß war mir Alles!" Zunächſt war es ihm nur um Befreiung zu thun geweſen. Zur Chirurgie fehlte alle und jede Neigung. Der ruſſiſche Wundarzt nahm ihn bald nach ihrer Ankunft zu einer Section mit — hier ſank ſein Zögling vor Grauſen in Ohnmacht, und damit ſtand des jungen

Herder Entschluß fest, eine andere Bahn zu suchen. Er blieb in Königsberg zurück, indem er seinem Erretter einen kleinen Tribut des Dankes dadurch abstattete, daß er seine medicinische Abhandlung für ihn ins Lateinische übersetzte. Dieser empfahl ihn bei seiner Abreise dem dortigen Arzte Hamann, dessen Sohn, der in der Geschichte der Literatur wie in Herder's Leben eine ausgezeichnete Stelle einnimmt, bald sein vertrauter Freund ward.

In Königsberg traf Herder mit einem seiner tüchtigsten Mohrunger Mitschüler, Emmerich, damals Candidaten der Theologie, zusammen. Dieser munterte ihn in seinem Vorsatz, seiner Neigung zur Theologie zu folgen, auf und ertheilte ihm den Rath, sich sogleich unter die Studirenden aufnehmen zu lassen. Herder bekannte ihm furchtsam seine Bedenken, daß seine Kenntnisse wohl nicht zureichend befunden würden; darüber beruhigte ihn Emmerich. Das Examen fiel sehr befriedigend aus, und mit dem 9. August 1762 war Herder Student. Seine Baarschaft war aufgezehrt. Dennoch schrieb er den Eltern, indem er ihnen sein Vorhaben meldete, daß er zu seinem weitern Unterhalt nichts verlange, sondern durch eigenen Fleiß sich fortzuhelfen hoffe. Treschо war sehr unzufrieden; andere edelgesinnte Mohrunger bedachten ihn durch einige Geschenke, und ein für Mohrunger Stadtkinder gestiftetes Stipendium ward ihm ertheilt. Emmerich besorgte ihm ein Logis und verschaffte ihm einigen Privatunterricht. Herder war zufrieden und sparsam, und über alle Beschwerden des Lebens half die Begeisterung für die wissenschaftlichen Studien hinweg.

Bald hatte er durch dieſe ſich Freunde und Gönner erworben, die dem aufſtrebenden Talente hülfreich und liebevoll entgegenkamen. Zu den edelſten und gebildetſten zählte der Buchhändler Kanter, dem er ſchon von Mohrungen aus durch ſeine Ode „Cyrus“ bekannt geworden war. Sein Haus war ein Vereinigungspunct der Gelehrten Königsbergs. In dem Leſezimmer wurden jeden Poſttag die neuangekommenen literariſchen Producte auf einen großen Tiſch gelegt; um 11 Uhr pflegten ältere und jüngere Gelehrte, die mit Kanter befreundet waren, hier zuſammenzutreffen, um ſich zu belehren und zu unterhalten. Auch Herder ward durch Hamann eingeführt. Manchmal erzählte Herder ſeiner Familie von ſeinem erſten unerſättlichen Genuß der in Kanter's Hauſe ausgelegten Bücher, bei denen er, ſo oft es ſeine Zeit erlaubte, Stunden, halbe, ja ganze Tage beſchäftigt war. Die Lectüre war bei ihm wichtiger, als das Anhören von Vorleſungen. Auch in deren Wahl zeigt ſich der umfaſſende Geſichtspunct, aus dem er das Reich der Wiſſenſchaften betrachtete. Am eifrigſten hörte er die philoſophiſchen Vorträge des großen Immanuel Kant, der ihm den unentgeltlichen Beſuch ſeiner Vorleſungen geſtattete. Kant ahnte die künftige Bedeutung des genialen Jünglings. Einſt in einer heiteren Frühſtunde — ſo erzählt ein Studiengenoſſe Herder's — wo Kant mit vorzüglicher Geiſteserhebung und, wenn die Materie die Hand bot, wohl gar mit poetiſcher Begeiſterung zu ſprechen und aus ſeinen Lieblingsdichtern Pope und Haller Stellen anzuführen pflegte, war es, wo der geiſtvolle Mann ſich

über Zeit und Ewigkeit mit seinen kühnen Hypothesen ergoß. Herder wurde sichtbarlich und so mächtig davon ergriffen, daß er, als er nach Hause kam, die Ideen seines Lehrers in Verse kleidete, die Haller Ehre gemacht hätten. Kant, dem er sie am folgenden Morgen vor Eröffnung der Stunde überreichte, war betroffen von der meisterhaften poetischen Darstellung seiner Gedanken und las sie mit lobpreisendem Feuer im Auditorium vor.

Einige Gedichte sowie kleinere Aufsätze ließ Herder damals in der Königsberger Zeitung erscheinen; alle haben den schwülstigen Ausdruck, der damals durch Klopstock's Dichtersprache in Aufnahme gekommen war, aber in einzelnen Stellen bricht tiefe Empfindung durch. Kant sagte einmal bei Gelegenheit eines Charfreitagsgedichts: „Wenn das brausende Genie wird abgegohren haben, wird er mit seinen großen Talenten ein nützlicher Mann werden."

Schon im Jahre 1763 wurde Herder auf Hamann's Empfehlung als Inspicient in das Collegium Fridericianum aufgenommen. Mit diesem war nämlich eine Pensionsanstalt verbunden. Auf jedem Zimmer wohnten gewöhnlich zwei Kostgänger unter Aufsicht eines Studirenden, der weiter keine Verpflichtung hatte, als das Morgen- und Abendgebet mit ihnen zu halten und darauf zu sehen, daß sie sich außer den Schulstunden zweckmäßig beschäftigten, wofür er freie Wohnung, Heizung und Licht erhielt. Der Inspicient erhielt indeß dadurch zugleich Gelegenheit, sich durch Privatunterricht an seine Untergebenen etwas zu erwerben. Bald wurden Herder

auch Unterrichtsſtunden in der Lehranſtalt übertragen. Man erſtaunt über die Vielſeitigkeit des kaum neunzehnjährigen Jünglings, wenn man erfährt, daß er in der griechiſchen, lateiniſchen, hebräiſchen und franzöſiſchen Sprache, und außerdem noch in Geſchichte und Mathematik, zum Theil bis in die oberen Claſſen, unterrichtet hat. Und dennoch ward er kein gelehrter Tagelöhner, ſondern ſein Genius ſchuf große Entwürfe als Lebensaufgaben für die Zukunft und ſtärkte ſeine Kraft an der immer friſchen Quelle der Wiſſenſchaft. Nur an wenige auserwählte Freunde ſchloß er ſich an. Außer Emmerich und Hamann, der bald von ihm getrennt ward, ſchätzte er den Umgang mit Gottfried Schlegel, der damals ſein College am Fridericianum war und als Generalſuperintendent und Prokanzler der Univerſität Greifswald geſtorben iſt. Mit dem nachmaligen Kriegsrath Kurella verband ihn vornehmlich die Liebe zur ſchönen Literatur. „Unſere erlebten Stunden“ — ſchreibt Kurella vierzig Jahre ſpäter an einen Freund — „waren die ſeligſten. Der Gegenſtand unſerer Unterhaltung waren die ſchöne Literatur und die kritiſchen Journale. . . . . Wir waren dann bei einer Taſſe Thee froher, als mancher leere Kopf bei einer Flaſche Tokaier. Seine Superiorität benutzte ich mit einem Heißhunger . . . . ſo trug ſein Umgang ſehr viel zu meiner Ausbildung bei; denn er war ſchon damals eine lebendige Bibliothek. Die Welt war für uns nicht da; wir waren beiſammen uns Alles, und froh, wenn die Stunde ſchlug, die uns in die Arme führte — auch waren wir immer allein beiſammen, weil ich nur

meinen Herder hören wollte, dessen süßer Ton ganz hinriß und dessen großer Geist Alles umfaßte."

Im Jahre 1764 machte Herder zuerst als Redner Aufsehen. Kanter's verstorbener Schwester hielt er am Sarge eine Gedächtnißrede voll Feuer; sie erschien im Druck und erregte allgemeines Aufsehen.

Königsberg hielt Herder nicht lange. Auf Hamann's Betrieb erhielt er im Herbste 1764 eine Berufung nach Riga. In einer höchst traurigen Zeit sollte er von Königsberg Abschied nehmen: eine große Feuersbrunst hatte im November einen Theil der Stadt in Asche gelegt; sein Abschiedsgedicht war der „Trauergesang über die Asche Königsbergs." Am 22. November reiste er ab und verließ damit sein Vaterland Preußen für immer. Er hatte es nicht geliebt. Riga erschien ihm als die Stätte bürgerlicher Freiheit, wie er sie noch nie gekannt hatte. Gern sprach er nachmals von dem Gemeingeist, von den schönen Resten des Geistes der alten Hanseſtädte, die er dort getroffen und durch die er seine Ansichten über bürgerliche und politische Verhältnisse geweckt und genährt habe.

Sein Amt in Riga war ein doppeltes. Er ward Lehrer an der Domschule und Gehülfsprediger. Seine Abhandlungen „von der Grazie des Lehrers", und „der Redner Gottes" sind Beweise, mit welch einem idealen Eifer er in beiden Richtungen nach dem höchsten Ziel strebte. Zwanzig Jahr alt, erscheint er doch in Allem als der gereifte Mann — viel Arbeit, aber viel Arbeitskraft, Lust und Ernst. Leicht überwand er die Mühen durch heitere, rasche Thätigkeit und ein Gemüth voll Zufriedenheit. Strenge und Milde wußte

er als Erzieher der Jugend so zu vereinigen, daß seine Schüler mit innigster Liebe an ihm hingen. Seine Rednergabe zog eine zahlreiche Zuhörermenge zu seinen Predigten, welche, wenn auch oft mit den Blumen einer phantasievollen Beredsamkeit allzu verschwenderisch ausgestattet, doch auch durch die Gedankenfülle und Wärme der Ueberzeugung fesselten. An keinem Orte hat er sich wohl innigere Freunde erworben, als in Riga; er war heiterer, mittheilender, geselliger, als je zuvor oder hernach. Allgemeine Liebe, Achtung, ja Bewunderung kam ihm von allen Seiten entgegen. Einer seiner treuesten Freunde war der Buchhändler Hartknoch, mit dem er schon in Königsberg Bekanntschaft gemacht hatte; er erleichterte ihm zugleich die Anschaffung literarischer Hülfsmittel, die er bei dem Mangel einer großen öffentlichen Bibliothek oft schmerzlich entbehrte, und wurde der Verleger seiner ersten schriftstellerischen Versuche.

Umfassende literarische Entwürfe brachte Herder schon aus Königsberg herüber und setzte seine Studien in staunenswerthem Umfange fort. Geschichte der Menschheit, Geschichte der Poesie, Geschichte der Religionen, morgenländische Alterthumskunde sind gewissermaßen die Ueberschriften über den Hallen seiner wissenschaftlichen Forschungen, in denen fortan sein denkender und schaffender Geist verweilte. Seinen Ruf als Schriftsteller gründete er zuerst durch die Fragmente über die neuere deutsche Literatur, welche in den Jahren 1766 und 1767 erschienen. In der ersten Sammlung bespricht er die

Gesetze der Sprache, die Formen des Stils und des Versmaßes; er verlangt vor allen Dingen, daß man sich frei mache von der bisherigen Steifheit und Bedächtigkeit und dagegen der Phantasie, der Leidenschaft eine freiere, lebendigere Bewegung einräume. Wie er auf Feuer und Kraft in der Sprache dringt, so giebt sein eigener, frischer, hin und her springender Stil, der alle Anziehungskraft jugendlichen Schwunges hat, ein redendes Beispiel, wie er die Sprache behandelt wissen will.

Die zweite Sammlung vergleicht die morgenländische und die griechische Poesie mit den deutschen Dichtern seines Jahrhunderts, zeigt den Unterschied und weist damit zugleich auf das Ziel hin, dem wir entgegenzustreben haben. In der dritten Sammlung geht er auf den Vergleich mit der lateinischen Poesie ein. Hatte er bis dahin die Poesie allein ins Auge gefaßt, so wandte er sich in den kritischen Wäldern zu der Beurtheilung der bildenden Künste, um auch auf diesem Gebiete seine Ansichten über das Schöne in der Kunst zur Geltung zu bringen. Rasch hatte er sich durch diese gehaltvollen Schriften bei den namhaftesten Vertretern der Kritik in Ansehen gesetzt; man drängte sich von allen Seiten mit Briefen an ihn und suchte seine Mitarbeit an den gelesensten Zeitschriften.

Herder hat die in Riga verlebten Jahre seine goldene Zeit genannt. Und doch fehlte es bei seinem reizbaren Gemüthe, dem stets ein höheres und unerreichbares Ziel vor Augen schwebte, keineswegs an Stunden des Unmuths und bitterer Klagen, daß er

unter andern Verhältnissen mehr hätte werden können und Jahre von seinem Leben verliere. An Hamann schrieb er im Herbst 1766: „Da ich immer mehr meine hiesige Situation, den Genius dieses Ortes und meine eigenen Projecte kennen lerne, so mehren sich meine Einsichten und meine Melancholieen; es ist ein elend, jämmerlich Ding um das Leben eines Literatus und insonderheit in einem Kaufmannsorte." Indeß als im nächsten Jahre ihm die Gelegenheit dargeboten wurde, Riga mit Petersburg zu vertauschen, wo man ihm von Seiten der lutherischen Gemeinde die Stelle eines Directors des Instituts der Sprachen, Künste und Wissenschaften antrug, schlug er sie aus, weil er fürchtete, zu viel zerstreuende Geschäfte übernehmen zu müssen, so daß dieser Posten das Grab seiner Ruhe werden müsse. „In Riga" — so spricht er sich in einem Briefe darüber aus — „sah ich einen freundschaftlichen Auflauf meinetwegen, ich sah Thränen fließen, wo ich sie nicht vermuthet hatte, man wünschte mich zu erhalten und nur gleich eine Stelle für mich offen zu haben. Da keine war, so öffnete der Rath eine außerordentliche. Er erklärte mich zum associirten Pastor der beiden vorstädtischen Kirchen (Jesus und Gertrud), ohne daß ich bei meiner Augenkur aus dem Zimmer gekommen war. Bei der Schule behielt ich meine drei und im Winter zwei Stunden, ohne das beschwerliche Vicariat führen zu dürfen; als Pastor habe ich in der einen Kirche allu vierzehn Tage, in der andern alle Fest-, Buß- und Marientage zu predigen und außerdem den Leichen beizuwohnen. Ich habe also, wenn keine Krankheiten

vorfallen, mittelmäßige Arbeit und zwischen 5 bis 600 Rthlr. möchte ich an Gehalt stehen, wenn ich Alles zusammennehme." Am 10. Juli ward er ordinirt und trat demnächst sein Amt in beiden Kirchen an.

Je mehr sich indeß sein Geist erweiterte, desto beengender ward für ihn seine Stellung. Mit dem Frühjahr 1769 sollte ein kühner Entschluß, wie er nur in dem Geiste eines Herder zur Reife kommen konnte, alle Fesseln mit einem Male zerreißen. „Geliebt von Stadt und Gemeinde" — so spricht er sich nachmals über diesen entscheidenden Wendepunct seines Jugendlebens aus — „angebetet von meinen Freunden und einer Anzahl von Jünglingen, die mich für ihren Christus hielten! der Günstling des Gouvernements und der Ritterschaft, die mich, weiß Gott! zu welchen Ab- und Aussichten bestimmten — ging ich demohngeachtet vom Gipfel dieses Beifalls und aus den Armen einer unglücklichen Freundin, taub zu allen Vorschlägen einer kurzsichtigen Gutherzigkeit, unter Thränen und Aufwallungen Aller, die mich kannten, ging ich weg, *da mir mein Genius unwiderstehlich zurief: Nütze deine Jahre und blicke in die Welt!*"

Aus diesen Worten geht zur Genüge hervor, daß man ihn ungern scheiden sah. Da jedoch alle Versuche, seinen Entschluß wankend zu machen, vergeblich waren, ertheilte man ihm unter dem 9/20. Mai in den ehrenvollsten Ausdrücken seine Entlassung. Damals dachte er noch nicht, daß er die Stadt, wo er die glücklichsten Jugendjahre hingebracht, wo er den Grund zu seinem literarischen Ruhm gelegt hatte,

nicht wiederſehen werde; denn die Hoffnung begleitete ihn in die Ferne, dereinſt mit größerer geiſtiger Reife zurückzukehren und der Gründer eines großen liefländiſchen Erziehungsinſtituts zu werden. Ein dankbares Gefühl hat er der geliebten Stadt ſtets bewahrt; er ſprach es auch beim Scheiden aus in der wehmuthvollen Ode: „Als ich von Liefland zu Schiffe ging,“ den Moment erfaſſend, wo ſeine Freunde, unter ihnen der treugeſinnte Hartknoch, mit ihrem Boot ſich von dem Schiffe trennten, das ihn über die Oſtſee tragen ſollte.

Dein Mutterſchooß empfing den Fremdling ſanfter,
Als ſein verjochtes Vaterland!
Ihn ſanfter, als die eignen Halbgebornen,
Und liebteſt mütterlich,

Gabſt mütterlich dem Fremdling Wunſch und Hoffnung,
Arbeit und Muſe, Freud' und Brot,
Und Neidesſporn, ihn anzuglüh'n! und gabſt ihm
Der Freunde warmes Herz,

Der Freunde Herz, aus deren Bundesarmen
Ich mich dort bitter weinend rang —
Für Alles! Alles! ſegnet dich der Fremdling —
Mehr ſagen kann er nicht!

Es war ein unwiderſtehlicher Drang der ſtürmiſch erregten Seele, der Herder aus der liebgewordenen Wirkſamkeit und Umgebung in die Ferne zog. In unbegrenzten Weiten ſchien ſich ihm die Welt zu öffnen, als ſein Schiff ihn in langſamer Fahrt über die Oſtſee trug; alle Hoffnungen, alle Lebenspläne hatten freies Spiel. Die Welt, die er in ſeinen bisherigen Studien aus Büchern in ſich aufgenommen

hatte, breitete sich jetzt vor ihm auf einem weiten Schauplatz in lebendigen Bildern aus. Wenn die Wellen um sein Schiff rauschten, die auf- und untergehende Sonne sich in der Fluth spiegelte, oder der Mond und der Sternenhimmel ihn mit ihrem Zauberlicht umgaben, dann erklangen alle erhabenen Töne der Poesie in seinem Innern wieder; mit den Bildern der Ossian'schen Dichtung füllte sich seine Phantasie, und aus dem ahnungsvollen Dämmerlicht der Vorzeit, in dem sie so gern verweilte, tauchten die Heldengestalten und die großen Völkerbewegungen hervor, deren Zeugen jene Küsten gewesen waren, an denen er vorüberfuhr. Ueberall sah er für seine wissenschaftliche Forschung und Darstellung neue Aufgaben erwachsen. Aber auch wirken und schaffen möchte er im weiten Kreise, bald als Lehrer der Jugend, der dem in veralteten Formen erstarrten Unterrichtswesen eine neue Gestalt giebt und ein frisches Leben einhaucht, bald als Prediger, als Verkündiger edlerer Menschlichkeit, Licht verbreitend und für alles Hohe erwärmend. Es war die Sturm- und Drangperiode in seinem Leben, sie war es zugleich in der deutschen Literatur und ward es noch mehr durch ihn.

Im Angesichte Kopenhagens befand er sich am 17. Juni. Rasch mußte er vorüberziehen, ohne sein Verlangen befriedigen zu können, Klopstock seine Verehrung auszudrücken und von dem Meister der deutschen Poesie zu lernen. Durch die Nordsee und den Canal ging die Reise um Frankreichs Küste herum, bis er am 15. Juli in die Mündung der Loire einlief. Nicht die französische Hauptstadt war, wie seine

Freunde mit Recht erwarten mochten, sein nächstes Ziel, sondern Nantes. Hier wollte er sich zuvörderst mit französischer Sprache, Sitte und Literatur durch ruhiges Studium bekannt machen. Pläne drängten sich auch hier; er setzte die kritischen Wälder fort, sammelte zur Kunde des morgenländischen Alterthums und griff dann plötzlich wieder in die neuere Völkergeschichte, um unter den, große Hoffnungen erregenden, Anfängen des russisch-türkischen Kriegs ein Werk über die Geschichte der politischen Entwickelung des russischen Reiches zu verfassen. Mehr aber paßte es dann in seinen Ideenkreis, als von der Berliner Akademie der Wissenschaften eine Preisfrage über die Entstehung der menschlichen Sprachen aufgestellt wurde, diesen Gegenstand zu seinem Studium zu machen.

Erst im Beginn des Novembers kam er in Paris an. Hier in dem Mittelpunct der schönen Künste, umgeben von den gefeiertsten Philosophen und Kunstkritikern Frankreichs, beschäftigte ihn Poesie und Kunst vorzugsweise. Im Garten zu Versailles entwarf er den ersten Plan seiner Plastik und schrieb sogleich die Abhandlungen „von der Bildhauerkunst fürs Gefühl“ und „über die schöne Kunst des Gefühles.“ Am französischen Theater fand er kein Gefallen; er hatte bereits Shakspeare und die Griechen kennen gelernt.

Herder's weiterer Reiseplan war, sobald seine Wißbegier in Frankreich befriedigt sei, England und dann Schottland, die Heimath der Bardengesänge, aufzusuchen. Die Reisekosten machten ihm wenig Sorge; sie wurden aus Hartknoch's Vorschüssen bestritten,

und in seinem Geiste fühlte er die Kraft, alles das durch die Werke, zu denen er jetzt sammelte, mit einem Mal abzutragen. Indeß wurde dieser Plan durch ein unerwartetes Anerbieten durchkreuzt, das zu lockend war, um von der Hand gewiesen zu werden. Der Fürstbischof von Lübeck wollte seinen sechzehnjährigen Sohn, den Prinzen Peter Friedrich Wilhelm, mit seinem Haushofmeister, einem Herrn von Cappelmann, drei Jahre auf Reisen schicken und ließ Herder den Antrag machen, als Reiseprediger und Informator denselben zu begleiten. Der Fürst versprach nach Ablauf der auf drei Jahre festgesetzten Reisezeit für seine fernere Anstellung als Prediger oder Professor in Kiel Sorge zu tragen. Außer freier Station während der Reise erhielt er ein Gehalt von vierhundert Thalern. Auf der Reise nach Holstein sah er noch einige Hauptstädte Belgiens und Hollands und reiste zu Lande durch Friesland nach Hamburg, wo er im Umgange mit Lessing, Claudius und andern literarischen Berühmtheiten, an denen Hamburg damals reich war, genuß- und lehrreiche Stunden verlebte.

Am Hofe zu Eutin wurde er mit großem Wohlwollen von der fürstlichen Familie aufgenommen. Der Prinz, ein gutmüthiger Jüngling, in dessen Wesen schon jene Geistesschwäche sich vorbereitete, die ihn nachmals zu Regierungsgeschäften unfähig machte, schloß sich ihm mit Liebe und Vertrauen an. Seine Predigten erregten Bewunderung. Am 15. Juli hielt er seine Abschiedspredigt und trat die Reise durch Deutschland an, deren Ziel zunächst Straßburg sein

ſollte, wo die Reiſenden den Winter über zu verweilen beabſichtigten. In Darmſtadt, wo ſie zwei Wochen ſich aufhielten, machte Herder die Bekanntſchaft des Kriegsraths Merck, deſſen Geiſt und Charakter ſo bedeutſam in der Entwickelung von Goethe's Jugend hervortritt, und ward durch ihn in die Familie des Geheimraths Heſſe eingeführt, in der ſich für ihn ein Band knüpfte, das ihn durch den Wechſel glücklicher und gar vieler trüber Jahre bis ans Ende der Tage umſchlungen hielt.

Wenn Herder in dem Kreiſe der Darmſtädter Freunde ſeine hochfliegende Pläne für die Zukunft des deutſchen Geiſtes beſprach, wenn ſeine Begeiſterung für Klopſtock und andere Heroen der Poeſie von ſeinen beredten Lippen floß, ſo blickte ſchüchtern und kaum beachtet ein junges Mädchen voll innerer Erregung zu ihm auf und barg jedes ſeiner Worte im empfänglichen Herzen. Und als ſie ihn am 19. Auguſt in der Schloßkirche predigen hörte, da vernahm ſie — es iſt ihr eigenes Geſtändniß — die Stimme eines Engels und Seelenworte, wie ſie niemals ſie gehört: ein Himmliſcher in Menſchengeſtalt ſtand er vor ihr. Es war Marie Caroline Flachsland. Als früh verwaiſtes Mädchen, war ſie im Hauſe ihres Schwagers, des Geheimraths Heſſe, auferzogen worden. Die beſchränkten Verhältniſſe, in denen ſie aufwuchs, hatten keine vielſeitige Ausbildung ihrer geiſtigen Anlagen geſtattet; allein ihr lebhaftes, leicht aufwallendes Gefühl fand Nahrung in den Schilderungen deutſcher Dichter: Klopſtock, Kleiſt waren ihre Lieblinge. So fand ſie Herder — eine blühende Jungfrau von

21 Jahren. Einige wenige Unterhaltungen in stillen Stunden, einsame Spaziergänge schlossen ihre Herzen einander auf. An seinem Geburtstage, dem 25. August, wagte Herder in einem Briefe das erste offene Geständniß seiner Gefühle. Wenn sein Worte noch den Ausdruck einer völligen Seelenhingebung vermieden und mehr die ideale Freundschaft betonten, welche sich an der Gegenwart genügen läßt, ohne von der Zukunft mehr als Seelengemeinschaft zu fordern, so war *ihre* Erwiderung volle Hingebung des Herzens, das in dem Besitz des Freundes die ganze Welt sieht. Bald schlug die Stunde des Scheidens. Am Morgen des 27. trafen sie noch auf ein Viertelstündchen in Merck's Hause zusammen. Als Herder die Geliebte unter Küssen in seine Arme schloß, sagte ihm das Lächeln des thränenfeuchten Blicks, daß er mit aller Wärme jungfräulicher Hingebung geliebt wurde, und stets, wenn er in seinen Briefen auf die Tage in Darmstadt zurückblickt, weilt er bei jenen Augenblicken, wie sie im Menschenleben nur einmal erscheinen — „ich sehe noch oft Ihr weggewandtes himmlisches Gesicht, voll der schönsten Thränen, wie es sich alsdann mit der ganzen Wärme der Wehmuth auf einmal heiter zu mir wandte und mich, wie ein Engel Gottes, anlächelte."

Die Umstände schienen aufs schönste zusammenzutreffen, um in nicht gar langer Zeit die Verbindung zu ermöglichen. Der Graf Wilhelm von Bückeburg ließ Herder die Stelle eines Oberhofpredigers und Consistorialraths antragen. Kurz vor seiner Abreise von Eutin war die erste Anfrage an ihn gerichtet:

eine zweite dringendere Aufforderung erhielt er in Darmstadt. Schon damals sah er das Mißliche seiner Stellung an der Seite des Prinzen ein, und vorsorglich hatte er seinen Contract so geschlossen, daß er die Verbindung lösen konnte, wenn er wollte. Jetzt wäre Entschiedenheit an ihrer Stelle gewesen, und sowohl sich als Carolinen hätte er viele kummervolle Stunden erspart. Statt dessen begleitete er den Prinzen auf der Reise nach Straßburg und nahm das Bückeburger Amt nur vorläufig an, indem er sich vorbehielt, den Zeitpunct des Antritts desselben später zu bestimmen.

Daß er das bisherige Verhältniß, welches ihm durch das schroffe Benehmen des Hofmeisters unerträglich ward, lösen müsse, ward ihm bald nach seiner Ankunft in Straßburg völlig klar. Am 20. September setzte er den Prinzen von seinem Entschluß in Kenntniß; der Jüngling, der herzliches Vertrauen und Liebe zu ihm gefaßt hatte, war aufs tiefste gerührt. Auf sein schriftliches Gesuch erhielt er vom Eutiner Hof die gewünschte Entlassung. Zugleich traf von Bückeburg das förmliche Berufungsschreiben ein, in welchem alle seine Forderungen bewilligt wurden; auch die Reisekosten waren angewiesen. Gleichwohl trieb es ihn noch nicht nach dem Norden, wo so viel Sehnsucht seiner harrte: er erbat sich noch eine fernere Frist, machte Projecte zu einer Reise nach der Schweiz und Italien, oder wünschte in Straßburg sein krankes Auge operiren zu lassen. Wer konnte es dem liebenden Mädchenherzen verargen, wenn es solche Bedächtigkeit mit den Liebesversiche-

rungen nicht in Harmonie zu bringen vermochte? wenn sie sich von jenen Briefstellen kalt berührt fühlte, in denen er die Möglichkeit einer künftigen Vereinigung ihrer Schicksale nur leicht andeutete, ohne das letzte Wort aussprechen zu wollen, das allein im Stande war, ihr als die Bürgschaft eines durch Liebe geschaffenen Lebensglückes zu gelten! Plötzlich breitete sich dann manchmal eine Wolke des Zweifels über ihre erregte Seele; sie fühlte sich getäuscht und sah die Nothwendigkeit einer Trennung ein. Dann stürmte es wieder in seiner Brust; er möchte Vergebung erbitten für jedes unbedachte Wort, das ihr hatte Kummer bereiten können. Von ihrer Seite dann wieder die freudigste Hingebung, die mitunter wehmüthig ausruft: „Mein Gott, warum müssen sich zwei der besten Herzen so quälen!“ So war es schon in Straßburg, so noch mehrmals während des langen Brautstandes; aber Keines konnte den Gedanken ertragen, jemals von dem Andern zu lassen.

Um sein Augenleiden gründlich zu heilen, unterzog sich Herder einer Operation des berühmten Straßburger Arztes Lobstein. Da die Entzündung von mangelhafter Absonderung der Thränenfeuchtigkeit herrührte, so suchte man, indem man den Nasenknochen durchbohrte, eine künstliche Thränenrinne zu bilden. Trotz mehrmals wiederholter Versuche, welche Herder mit bewundernswerther Standhaftigkeit ertrug, mußte man doch die Operation als mißlungen ansehen und die Wunde sich wieder schließen lassen. Fast den ganzen Winter über war Herder durch diese Cur an sein Zimmer gefesselt und zugleich an geistiger Thätig-

keit gehindert; die bittern Klagen seiner Briefe waren nur allzusehr gerechtfertigt. In dieser Leidenszeit schloß sich Goethe, damals in voller Frische der strebenden Jugend, liebend und lernend an den jungen Mann an, den die Verehrung ihm zugeführt hatte, und Herder durfte mit Recht von sich rühmen, ihm Vieles gegeben zu haben, was Frucht für die Zukunft tragen konnte. Er war es, der ihm in Volksliedern und Balladen wie in Shakspeare's Dramen die reinsten Quellen der Poesie erschloß und ihn in jene großen neugestaltenden Ideen einweihte, von denen sein geistiges Leben erfüllt war. Im April 1771 verließ er Straßburg, das ihm nur eine Leidensstätte gewesen war, hoffend auf den neuen Frühling und eine wiederkehrende Jugend. Doch ward den Tagen, wo er in Darmstadt verweilte, noch kein Frühlingshauch zu Theil: bei der Gewährung des langersehnten Wiedersehens hielten neue Mißverständnisse und Zweifel die Herzen der Liebenden gegen einander verschlossen, und erst in Briefen aus der Ferne vermochten sie wieder hoffnungsvoll sich zu öffnen. Herder trat sein Amt in Bückeburg an.

Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe hatte durch Anlagen und Erziehung — ein Enkel Georgs I., verlebte er seine Jugend in England — das Gefühl einer höheren Bestimmung erhalten, als sein kleines deutsches Ländchen befriedigen konnte. Als Militair erwarb er sich Ruhm im portugiesischen Kriege gegen Spanien; für seine Unterthanen ward seine militairische Thätigkeit, von der die Gründung Wilhelmsteins im Steinhuder Meer ein Denkmal ist, ein

schwerer Druck. Er liebte den Umgang mit wissenschaftlich gebildeten Männern. Herder hatte er zum Hofprediger gewählt, um einen geistvollen Mann beständig in seiner Nähe zu haben. Dieser aber wollte ganz das sein, wozu er berufen war, ein gewissenhafter Seelsorger der ihm anvertrauten Gemeinde; er zog sich daher mehr auf sich und sein Amt zurück, und obschon der Graf nie aufhörte, ihm mit großer Achtung zu begegnen, sah er doch seine ersten und nächsten Erwartungen getäuscht.

Eine innigere Seelengemeinschaft verband Herdern mit der Gräfin Marie. Zarte Religiosität bildete von Kindheit auf den Grundton ihres stillen, empfindungsvollen Gemüths. Schmerzliche Lebenserfahrungen hatten sie der Tröstungen der Religion bedürftig gemacht. Mochte ihr Gemahl ihr die reinste Hochachtung widmen, für die tieferen Regungen ihres Herzens hatte er kein Verständniß. Herder war der Erste, in dessen Umgang sie den Klängen wieder begegnete, an die sie von Jugend auf gewöhnt war. Ihm theilte sie ihre religiösen Selbstbetrachtungen mit, ließ sich von ihm leiten und belehren und ward wiederum ihm, der gar leicht mit sich und seinem Geschicke unzufrieden war, ein erhebendes Beispiel der Resignation und Gottergebenheit. Sein Verhältniß zum Hofe und dadurch überhaupt seine Stellung und Wirksamkeit gestalteten sich daher in den nächsten Jahren immer freundlicher.

Auch seine geistige Thätigkeit erhielt neue Schwingungen. Er hatte die Freude, daß seine Schrift „über den Ursprung der Sprache“ von der Berliner Aka-

demie den Preis erhielt. Er fuhr fort, an ſeiner Plaſtik zu arbeiten und ſchrieb die weithin auf die deutſche Dichterjugend wirkenden Abhandlungen über Oſſian und Volkslieder ſowie über Shakſpeare, wodurch er die Grundlinien echter Naturpoeſie zog, welche ein Wegweiſer für die neuerwachende Balladenpoeſie und für die dramatiſche Dichtung wurden und in Goethe's Götz von Berlichingen bald in lebendigem Beiſpiel vor Aller Augen traten. Die jungen Dichtertalente drängten ſich an ihn, ſein Geiſt erſchien ihnen als ein Leitſtern auf der Bahn neuer Verſuche. Ein befriedigtes Daſein, wie er es noch nicht gekannt, war ihm endlich beſchieden, als er im Frühling 1773 ſeine Caroline in ſeine einſame Pfarrwohnung führte, wo nun, wie die liebende Gattin ſich ausdrückt, „die paradieſiſchen Jahre ihres häuslichen Glücks, die goldene Zeit ihrer Ehe“ folgte. Sein langes Zögern, das aus Bedenken über ſeine finanzielle Lage entſtanden war, hatte, je weniger er ſie in ſeinen Briefen berührte, um ſo leichter zu Mißdeutungen führen müſſen; erſt jetzt lernten ſie ſich ganz verſtehen und ſchätzen, und die wärmſte Verehrung hat ſie bis zur Trennungsſtunde mit einander verbunden. In dem erſten glücklichen Sommer ihrer Ehe begann er die Bearbeitung ſeiner „Aelteſten Urkunde des Menſchengeſchlechts“, worin ſich der Dichter, der Geſchichtsforſcher und der Theolog die Hand reichten, um ein neues Verſtändniß der Schriften des alten Teſtaments, ja der morgenländiſchen Literatur und Geſchichte überhaupt zu erſchließen. Er wandelt in der ehrwürdigen Vorhalle der Völkergeſchichte und beleuchtet die An-

fänge des Menschengeschlechts, ganz im Gegensatz zu der kalt spottenden Zweifelsucht seines Zeitalters, mit den Lichtblicken seiner poetischen Begeisterung, welche in den ahnungsvollen Räumen der Urzeit so gern sich erging.

Dieses und einige andere theologische Werke machten in dem Ministerium zu Hannover den Wunsch rege, ihn für die Universität Göttingen als Professor der Theologie und Universitätsprediger zu gewinnen. Die Verhandlungen zogen sich lange hin, da man an entscheidender Stelle in London Zweifel an Herder's theologischer Rechtgläubigkeit und Gelehrsamkeit zu erregen gewußt hatte. Er sollte vorerst noch durch eine Art von Prüfung seine Befähigung zu einem theologischen Lehramte darthun. Gegen ein solches „Knabenverhör", wie es ihm erschien, sträubte sich das Gefühl seiner Würde, und nur mit einem inneren Widerstreben entschloß er sich endlich, „zu dem sauren Gange." Da gelangte gegen Anfang des Jahres 1776 an ihn von Seiten seines Freundes Goethe, der seit kurzem als Freund des Herzogs Karl August in Weimar — damals noch ohne eine Anstellung im Staatsdienste — verweilte, die Anfrage, ob er geneigt sei, in der weimarischen Residenz die Stelle eines Generalsuperintendenten und Stadtpredigers zu übernehmen. Herder folgte dem Rufe mit frohem Herzen. Indeß stellten sich auch in Weimar seinem Amtsantritte noch mancherlei Hindernisse entgegen, indem auch der Stadtrath bei der Wahl eine entscheidende Stimme hatte und man auch nachtheilige Berichte über die Begabung des Berufenen als Prediger

gegen ihn im Umlauf gesetzt hatte. Man wünschte eine Probepredigt, zu der er sich bereit erklärte. Doch von diesem Verlangen stand der Stadtrath ab; im Juni erhielt er das Berufungsschreiben. Fast um dieselbe Zeit löste der Tod das Band, das ihn am meisten an Bückeburg gefesselt hatte: die Gräfin starb nach langer Kränklichkeit; ein Jahr darauf folgte ihr der Graf. Als einen Segen des Himmels pries er es, die edle Dulderin gekannt und ihr Vertrauen genossen zu haben.

Am 20. Oct. 1776 hielt Herder seine Antrittspredigt in Weimar; sie erwarb ihm die ungetheilte Bewunderung der zahlreich versammelten Zuhörer. An der Schwelle des reifen Mannesalters trat er mit der vollen geistigen Kraft in den Wirkungskreis, dem er bis zu den letzten Stufen des Lebens -- er starb am 16. December 1803 — treu geblieben ist, der Verdientesten und Größten einer, deren das kleine Weimar sich rühmen darf. Die vollendetsten Früchte seiner geistigen Entwickelung fanden hier ihr Gedeihen. Ueber mehrere Zweige der theologischen Wissenschaften wie über die Geschichte der Menschheit verbreitete er neues, frisches Leben, vor Allem, weil er sie durchdrang mit der Fülle seines poetischen Gefühls, das auch in mannigfachen dichterischen Formen einen Ausdruck fand. Das Denkmal, das ihm neben der Stadtkirche zu Weimar errichtet worden ist, trägt als Inschrift den Wahlspruch, der als der leitende Stern über seinem Leben stand:

Licht, Liebe, Leben!

Goethe,

ein Lebens- und Charakterbild.

1853.

In der alten deutschen Reichsstadt, welche durch die Wahl und Krönung der Kaiser zu dem Range einer Metropole des Reichs erhoben war, trat der Dichter ins Leben, welcher bestimmt war, dem deutschen Volke einen Glanz zu verleihen, der nicht minder den Blick der Nachbarvölker auf unser Vaterland zog, als in früheren Jahrhunderten die Größe seiner weltlichen Macht. Am 28. August 1749 wurde Goethe zu Frankfurt am Main geboren.

Schon den Knaben empfing ein freundliches Geschick. Seine Schönheit erregte Bewunderung, sein Geist verrieth früh die reichen Gaben, mit denen die Natur ihn ausgestattet hatte. Der strenge Ernst und der unermüdliche Lehreifer des Vaters bildete den lernbegierigen Knaben von seiner zartesten Kindheit an, während der heitere, lebensfrische Sinn der Mutter, deren Jahre der Jugend noch nahe standen, seine empfängliche kindliche Phantasie lebhaft anregte und das weiche Gemüth an sich fesselte.

Das bewegte Leben der reichen Handelsstadt erweiterte früh den Gesichtskreis des Knaben über die enge Umgebung des Familienkreises hinaus. Selbst

die Ereigniſſe der Weltgeſchichte drangen bis in die unmittelbare Nähe des väterlichen Hauſes und ließen die Erſchütterungen des Krieges und die Bilder der Helden des ſiebenjährigen Krieges an ſeiner Seele vorüberziehen. Zugleich konnte ſich ſeine Schauluſt an den Bühnenvorſtellungen einer franzöſiſchen Schauſpielertruppe, an dem militäriſchen Pomp einer franzöſiſchen Beſatzung vergnügen und weckte den Sinn für theatraliſche Darſtellung und dramatiſche Poeſie. Der Friedensfeier folgte die Kaiſerkrönung Joſephs II., in deren Feſtlichkeiten ſich dem jungen Dichter die erſten Abenteuer einer warmen Liebesneigung verſchlangen, welche ſeine Phantaſie in dem Bilde Gretchens dichteriſch verklärte.

Poetiſche Darſtellungen begleiteten die geiſtige Entwickelung ſeiner Knabenjahre und ließen ihn hoffen, dereinſt neben Gellert mit Ehren genannt zu werden. Die älteſten der uns erhaltenen Verſuche geben ſchon Zeugniß von einer bewundernswürdigen Herrſchaft über die Sprache. Als die Zeit der akademiſchen Studien heranahte, war es der geheime Wunſch des Jünglings, ſich dem Studium der Literatur zu widmen. In der Beſchäftigung mit den Meiſterwerken des griechiſchen und römiſchen Alterthums hoffte er für ſeinen Geiſt die edelſte Nahrung zu finden. Jedoch der Vater, ein Juriſt von gründlicher Gelehrſamkeit und kaiſerlicher Rath, drang auf die Rechtswiſſenſchaft. Als Eidam des Schultheißen war er zu der Hoffnung berechtigt, daß die Verwandtſchaft mit der höchſten Ariſtokratie dereinſt dem Sohne eine Stelle in dem Rathe ſeiner Vaterſtadt verſchaffen werde. Seinem

Wunsche zufolge begab sich der sechzehnjährige Jüngling, wissenschaftlich genugsam vorgebildet, wenn auch in sittlicher Hinsicht noch nicht selbstständig, im Jahre 1765 auf die Universität Leipzig.

Voll freudiger Hoffnung zog Goethe der Stadt zu, wo ihm die Quelle höherer Geistesbildung entgegen zu fließen, wo ihm Gellert die Weihe zum Eintritt in das Heiligthum der Poesie geben zu können schien. Doch bald ward es ihm klar, daß so hohe Erwartungen sich nicht erfüllten. Durch die engherzigen Systeme der herkömmlichen Gelehrsamkeit, welche ihm die Hörsäle überlieferten, fühlte er die Schwingen seines Geistes mehr gelähmt, als gestärkt. Eben so wenig fühlte er sich in der Ausübung der Poesie durch beschränkte Theorieen und gepriesene Muster gefördert. Um dichten zu können, mußte er in den eigenen Busen, ins eigene Leben greifen, und schon die ersten kleinen Lustspiele und Lieder, welche damals entstanden, geben uns einen Beweis von klarer Auffassung des Lebens und scharfer Beobachtung der Menschen. Zugleich läuterte das Studium der Schriften Lessing's und Winckelmann's, sowie der Umgang mit dem Maler Oeser seine Kunstbegriffe, und die Betrachtung der Gemälde, welche die Dresdener Bildergallerie aufbewahrt, entzündete ihn mit freudiger Begeisterung für die Schöpfungen der Meister.

Nach einem dreijährigen Aufenthalte in Leipzig nöthigte ihn der geschwächte Gesundheitszustand, welcher die Folge einer gefahrvollen schmerzhaften Krankheit war, ins Vaterhaus zurückzukehren. Die längere Zeit anhaltende Kränklichkeit entzog ihm den frohen Genuß

des Lebens und die heitere Stimmung, deren er zur Dichtkunst bedurfte. Allein sie lehrte ihn zugleich Geduld und Ergebung und machte ihn empfänglicher für den Troſt frommen Glaubens. Die ſanften Einwirkungen des Fräuleins von Klettenberg, der mütterlichen Freundin ſeiner Jugend, waren für ſein Gemüth nicht verloren, ſondern klangen noch in ſpäteren Jahren in ſeiner Seele wieder.

Aufs neue regte der jugendliche Frohſinn die munteren Schwingen, als er mit geſtärkter Geſundheit im Frühling des Jahres 1770 ſich nach der Univerſität Straßburg begab, um ſeine juriſtiſchen Studien zu vollenden. Hier fand er nicht nur vielſeitig anregende Lehrer, ſondern auch Freunde voll warmen Gemüths und echtdeutſcher Geſinnung. Längere Zeit war es ihm vergönnt den Umgang und die Belehrung Herder's zu genießen, welcher ihn zuerſt die Poeſie als die uralte Sprache der Menſchheit erkennen lehrte, den Schatz echter Volksdichtung vor ihm aufſchloß und ihn für immer von den dürren Theorieen der gelehrten Kunſtpoeſie befreite. Die Bekanntſchaft mit Friederike Brion, der anmuthigen Pfarrerstochter zu Seſenheim, erfüllte den jungen Dichter mit der vollen Seligkeit einer hingebenden Jugendliebe und ungeſucht klangen aus innerſter Bruſt die lieblichſten Lieder als die reinſten Naturlaute warmer Empfindung hervor. Die Fauſtſage begann ſchon in der ſtrebenden Seele des Jünglings eine dramatiſche Geſtalt zu gewinnen. Das Leben des Götz von Berlichingen feſſelte ihn als das Bild eines edlen ritterlichen Mannes, der, frei von dem Verderbniß und

der Schwäche seiner Zeit, kühn durch Hindernisse sich hindurcharbeitet und ihren Ränken mit männlichem Muthe entgegentritt. Shakspeare's Dramen ergriffen ihn als das Riesenwerk des weltdurchschauenden Dichtergeistes, als das Buch, worin alles Große der Menschheit aufgezeichnet, alles Geheimnißvolle des Lebens offenbart sei. Neben mannigfachen poetischen Entwürfen brachte Goethe zugleich seine Rechtswissenschaft zum Abschluß, um gegen den Herbst als Doctor der Rechte in seine Vaterstadt zurückzukehren.

Die Schranken, durch welche die freie Bewegung unserer Literatur gehemmt worden war, hatten Lessing und Herder niedergerissen. Von der neuen Strömung des Geistes ward vornehmlich die Jugend ergriffen. Goethe bemächtigte sich derselben mit dem Feuer einer genialen Jünglingskraft, zugleich aber auch mit der Besonnenheit und Klarheit einer echten Künstlernatur, welche nicht von der Richtung des Zeitalters beherrscht wird, sondern ihr die sichere Bahn vorzeichnet. Es lag ihm daher nicht daran, mit künstlich berechneten Effecten der Laune der Zeit zu schmeicheln: was er darstellte, mußte etwas Selbstempfundenes, Selbsterlebtes sein. Zu seinem empfänglichen Innern sprachen Leben und Welt stets auch mit den leisesten Tönen. Oftmals drohten leidenschaftliche Aufwallungen ihn fortzureißen, doch nie verlor er sich darin, und in der Beruhigung des Sturmes fand seine Poesie die tief-innige Wahrheit, die herzgewinnende Gewalt, welche auch dem zartesten, einfachsten Liede eingehaucht ist. Lag schon nach der Rückkehr ins Vaterhaus der Vorwurf schwer auf seiner Seele, in Friederike Hoff-

nungen erregt zu haben, die er sich nicht im Stande sah zu erfüllen, so folgte bald ein anderer schwerer Kampf, als er während seines kurzen Aufenthalts in Wetzlar von der Liebe zu Charlotten, der Braut seines Freundes Kestner, heftig ergriffen ward. Der Entschluß rascher Trennung war bald gefaßt; er machte sich frei und kehrte zum zweitenmal mit schwerverwundetem Herzen in die Vaterstadt zurück. Unter diesen Bewegungen seines Innern gestalteten sich die dichterischen Schöpfungen, die bald nach seiner Rückkehr vollendet wurden. Das Drama Götz von Berlichingen griff mit der vollen Kraft genialen Jugendmuthes und deutscher Gemüthstiefe in die Herzen der Nation. Der Humor der Hans-Sachsischen Zeiten erwachte wieder und geißelte mit dem Behagen naturkräftiger Derbheit in Schwänken und Fastnachtsspielen die Schwächen der Gesellschaft und der Literatur. Mit eben derselben Wahrheit entwarf Goethe das Gemälde des von leidenschaftlicher Neigung bewegten und zerstörten Herzens in dem erschütternden Roman Werthers Leiden, der die Nachklänge der Wetzlarer Erlebnisse bewahrt. Mit dieser Dichtung fand der Name des jungen Dichters den Weg zu allen gebildeten Nationen. Nicht lange jedoch verweilte seine poetische Darstellung bei diesen von dem thätigen Leben sich abwendenden Seelenkrankheiten; in den Entwürfen und Scenen des Caesar, Mahomet und Prometheus suchte er vielmehr die weltbeherrschende Gewalt des begabten Genius, die schöpferische Thatkraft großer Charaktere zur Anschauung zu bringen.

Die geistigen Interessen zogen um Goethe einen weiten Kreis und brachten ihn mit den bedeutendsten Männern der Literatur in Verbindung. Er nahm lebhaften Antheil an Lavater's religiöser Beschaulichkeit und an den psychologischen Problemen, welche dessen Physiognomik zu lösen suchte; er stand in Verkehr mit Klopstock und den Jünglingen des Göttinger Dichterkreises; er schloß einen engen Freundschaftsbund mit Friedrich Jacobi und durchforschte mit diesem geistvollen Denker die höchsten Aufgaben philosophischer Speculation. Jetzt schien auch die Zeit gekommen zu sein, um durch ein inniges Liebesverhältniß die Wünsche des Herzens zu befriedigen und das Glück der Zukunft zu begründen. Das Verlöbniß mit Elisabeth (Lili) Schönemann, der feingebildeten, glänzend erzogenen Frankfurterin, brachte ihm einen Frühling voll schöner Lebenshoffnungen. Diese trübten sich jedoch bald wieder, da die beiderseitigen Familien der Verbindung nicht günstig waren. Um einem peinlichen Verhältniß auszuweichen, machte Goethe im Sommer des Jahres 1775 seine erste Schweizerreise, zum Theil in Gesellschaft der Grafen Stolberg. Die Sehnsucht rief ihn früher als seine Reisegefährten nach der Heimat zurück. Noch war das Band, das ihn an Lili fesselte, nicht zerrissen, noch schienen alle Hindernisse überwindlich. Allein die ersten Tage des Herbstes brachten die Entscheidung. Nach langem inneren Kampfe riß er sich von einer Liebe los, welche die heißeste und wahrste seines Lebens gewesen ist. Damit hatte er zugleich den Entschluß gefaßt, die Vaterstadt auf eine Zeitlang zu verlassen. Wiederholt von dem Herzoge

Karl August zu einem Besuche eingeladen, begab er sich im November 1775 nach Weimar, nicht ahnend, daß diese Reise über die ganze Zukunft seines Lebens entscheiden sollte.

In Weimar empfing ihn ein hochsinniger Fürst, der mit dem Vorsatz, die geistige Thätigkeit um sich zu beleben und Großes zu schaffen, seine Regierung antrat; ein Hof, an welchem unter dem Einflusse der geistvollen Anna Amalia das Leben die Schranken der Hofsitte zu durchbrechen und sich mit dem Reiz poetischer Genialität zu schmücken begann; ein Frauenkreis, welcher Schönheit und Anmuth mit der Empfänglichkeit für jede Art geistiger Bildung verband, in seiner Mitte die jugendliche Herzogin Luise, in der dem Dichter das Ideal hoher, reiner Weiblichkeit sichtbar entgegenzutreten schien. Mit Knebel, dem Goethe die Vermittelung der ersten Bekanntschaft mit dem Herzoge verdankte, mit Wieland, der ihm bei seinem ersten Eintritt in den weimarischen Kreis mit der Wärme jugendlicher Aufwallung entgegenkam, schloß er einen für das Leben dauernden Freundschaftsbund. Bald trat auch Herder unter die Sterne Weimars ein, wenngleich einsamer wandelnd und oft von den Wolken des Trübsinns verhüllt. Mit Charlotte von Stein, einer Frau von edlem und tiefem Gemüth, ward der junge Dichter gleich nach seiner Ankunft in Weimar durch ein inniges Verhältniß verbunden, das von zärtlicher Neigung sich zu einer idealen Freundschaft steigerte. Bald sah er sich so von freundlichen Banden umwebt, daß er seine Zukunft an Weimar zu knüpfen entschlossen war. Er trat in den weimari-

ſchen Staatsdienſt, in welchem ihn Liebe und Dankbarkeit bis an ſein Ende gefeſſelt hielten.

Die kleinen poetiſchen Arbeiten, welche Goethe in den erſten Weimarer Jahren hervorbrachte, waren, wie im Fluge, vom friſchen Baum des Lebens gepflückt. Indem ein Liebhabertheater im Kreiſe des Hofes den Genuß dramatiſcher Vorſtellungen, für die damals in der kleinen Reſidenzſtadt keine öffentliche Bühne beſtand, zu gewähren ſuchte, ſo verfaßte Goethe zu dieſem Zweck mehrere kleine Dichtungen, Lila, die Geſchwiſter, den Triumph der Empfindſamkeit. Er fand jedoch hierin zugleich die Veranlaſſung zu weitergreifenden Entwürfen. Wilhelm Meiſters Lehrjahre wurden begonnen, ein Roman, in welchem die Hauptmotive aus der Geſchichte ſeiner eigenen Bildung genommen wurden. Mit der Iphigenie betrat er die ideale Welt erhabener Charakterdarſtellung; in dieſem zarten dramatiſchen Seelengemälde wird der Sturm der Leidenſchaft in der Seele des Mannes durch die ſanfte Stimme reiner Weiblichkeit beruhigt. Dieſe Ruhe des Innern hatte jetzt auch Goethe gewonnen. Die reinſte Stimmung des Gemüths begleitete ihn 1779 auf ſeiner Herbſtreiſe in die Schweiz, wo er zum erſtenmal die Erhabenheit der Alpennatur in ihrer ganzen Fülle in ſich aufnahm. Dieſe Lebensepoche ſpiegelt ſich zum Theil in dem bald darauf begonnenen Drama Torquato Taſſo, dem Gemälde von Freud' und Leid einer weichgeſtimmten Dichterſeele. Vom Geräuſch des Lebens zog es ihn mehr und mehr zu der ſtillen Betrachtung der Natur, ſo daß ſeiner Poeſie ſich die Naturwiſſenſchaft

als die mit gleicher Liebe gepflegte Schweſter hinzugeſellte.

Während der nächſtfolgenden Jahre ward ſeine Thätigkeit im Verwaltungsfache ſehr in Anſpruch genommen, ſo daß ihm Muße und Stimmung fehlte, ſeine poetiſchen Arbeiten fortzuſetzen. Iphigenie und Egmont waren zwar vollendet, aber erwarteten noch die letzte Hand des Dichters. Taſſo, Fauſt, Wilhelm Meiſter lagen erſt in unvollkommenen Bruchſtücken vor. Noch mehr wuchs die Laſt der Amtsgeſchäfte, als er 1782 in die Stellung eines Kammerpräſidenten eintrat, welche zugleich ſeine Erhebung in den Adelſtand veranlaßte. Je mehr er ſich dadurch auf der Bahn ſeiner geiſtigen Ausbildung gehemmt fühlte, deſto ſchmerzlicher wuchs die Sehnſucht nach Freiheit; es trieb ihn hinaus in das Land, das ſchon in den Ahnungen ſeiner Jugend ſich für ihn mit zauberhaft lockenden Reizen geſchmückt hatte und ihm jetzt ein neues friſches Geiſtesleben verhieß. Durch raſchen Entſchluß machte er ſich los und eilte gegen den Herbſt 1786 über die Alpen.

Italien gab dem Dichter die Jugend noch einmal zurück. Ueber ſein Gemüth breitete ſich die ſchönſte Harmonie des Daſeins, dem heiteren von ſanftem Farbenduft umwebten Himmel des Südens vergleichbar. Der Reiz der Natur und des bewegten Volkslebens ſowie die Betrachtung der dort aufgehäuften Schöpfungen der Kunſt, Alles wirkte zuſammen, ſeinen Geiſt zum Urquell des Schönen hinzuführen. Am Ufer des Gardaſees begann er die Umarbeitung ſeiner Iphigenie, und manche Stunde dichteriſcher Weihe war

dieſer ſeelenvollen Dichtung während des Aufenthalts in Venedig und auf dem Wege nach Rom, wo ſie ihre Vollendung erhielt, gewidmet. Nach den römiſchen Studien, die ihm das Heiligthum der Muſenkünſte des Alterthums eröffnet hatten, führten ihn Neapels Umgebungen und die Inſel Sicilien, die er im ſchönſten Schmucke des Frühlings betrachtete, in die Fülle der Naturgenüſſe. Seine Betrachtung der Pflanzenwelt entdeckte die Grundgeſetze der Bildung der Pflanze, welche nachmals ſeine Naturforſchung leiteten. Wenngleich bei ſeinem zweiten Aufenthalt in Rom ſein Fleiß mehr den techniſchen Uebungen in der Kunſt als der Poeſie gewidmet war, ſo wurde doch zuletzt der größte Gewinn ſeinen Dichtungen zu Theil. Egmont ward abgeſchloſſen, und die reizenden Singſpiele Erwin und Claudine wurden von neuem bearbeitet. Den Schmerz des von Rom ſcheidenden Dichters nahm das Drama Torquato Taſſo in ſich auf, das ihm auf der Rückreiſe in die Heimat begleitete und erſt auf deutſchem Boden abgeſchloſſen ward.

Goethe war, als er 1788 aus Italien heimkehrte, ein anderer geworden. In den früheren Verhältniſſen fühlte er ſich nicht mehr mit alter Liebe heimiſch. Niemand verſtand ihn, und die Sehnſucht nach dem, was er in der Heimat ſchmerzlich entbehren mußte, verletzte. Auch das Band der Freundſchaft mit Charlotte von Stein, das für ein ganzes Leben geknüpft zu ſein ſchien, wurde gelöſt und endlich zerriſſen. Goethe ſuchte die Anforderungen der Welt mehr von ſich abzulehnen und ſich in die Stille

seines geistigen Schaffens zurückzuziehen. Das Amt eines Kammerpräsidenten übernahm er nicht wieder, sondern behielt nur die Leitung der Anstalten für Wissenschaft und Kunst, besonders der Universität Jena. In der Zeit häuslicher Zurückgezogenheit bildete sich das Verhältniß zu Christiane Vulpius, welches er als eine Ehe ansah, wenn er sich auch erst nach vielen Jahren entschließen konnte, diesem Bunde die kirchliche Weihe ertheilen zu lassen. Das Glück dieser Liebe, vereint mit Erinnerungen an die schönen in Rom verlebten Tage, schildern die römischen Elegieen; von einem kurzen Ausfluge nach Venedig im Frühling des Jahres 1790 brachte er eine Sammlung von Epigrammen heim. Doch gestalteten sich keine größeren dichterischen Entwürfe. Der Beginn der französischen Revolution griff störend in den Kreis seiner Ideen ein, er fühlte sich in seinem poetischen Schaffen gehemmt. Bald zwangen auch ihn die gewaltigen Zeitbewegungen die ihm liebgewordene häusliche Stille zu verlassen. Das Feldlager in Schlesien, bei welchem sich Goethe als Begleiter des Herzogs befand, war ein Vorspiel der Campagne in Frankreich von 1792, durch welche die verbündeten deutschen Großmächte vergebens die Umwälzung im französischen Staate unterdrücken zu können hofften. Goethe war auf diesem Feldzuge im Gefolge des Herzogs von Weimar, der eine Abtheilung der preußischen Armee befehligte, und theilte treulich Gefahr und Mühe. Ueber manche peinliche Lage half er sich hinweg, indem er seine Farbenlehre, die sich seit seiner italienischen Reise aus einzelnen Beobachtungen nach und nach in

seinem Geiste aufgebaut hatte, durch wiederholte Betrachtung der Naturphänomene ergänzte. Im nächsten Jahre ward er Zeuge der Wiedereroberung der Festung Mainz. Der Anblick der Verwirrung und Zerstörung im eigenen Vaterlande erfüllte ihn mit trüben Ahnungen. In dieser Mißstimmung unternahm er die Bearbeitung des Reineke Fuchs, in welchem die Verworrenheit der weltlichen Verhältnisse sich in die heiteren Bilder des Thierlebens kleidet.

Goethe war froh, nach dieser kurzen Campagne der ungestörten Muße seiner geistigen Beschäftigungen wieder zurückgegeben zu sein. Er hatte inzwischen die Leitung des Weimarer Hoftheaters übernommen; der Zeitpunct war daher geeignet, den Roman Wilhelm Meisters Lehrjahre, welcher die Bildungsgeschichte des Jünglings von dem Drama und der Schauspielkunst ausgehen läßt, zu Ende zu führen. Seine kunstvolle Schilderung schöpfte aus dem Reichthum der eigenen Erfahrungen und brachte in diesem vielseitigen Lebensgemälde zur Anschauung, wie ein begabtes Talent sich unter dem Einflusse des Lebens und der Kunst zu höherem Bewußtsein seiner Zwecke entfaltet und durch eine unsichtbare Leitung zu edlerer Humanität erzogen wird.

Indem er mit diesem Werke aufs neue das Glück einer freudigen poetischen Thätigkeit empfunden hatte, ergriff er mit Wärme die dargebotene Freundeshand Schiller's. Ein Bund der innigsten Geistesgemeinschaft ward geschlossen, welcher beiden die jugendliche Dichterkraft wieder belebte und dadurch an dem Erblühen des an unsterblichen Dichtungen ergiebigsten

Jahrzehends unſerer Nationalliteratur den größten Antheil hatte. Im Bewußtſein des eigenen Werthes zu groß zum Neide, ſuchte jeder den Andern in dem Streben nach dem Höchſten zu fördern. Was ſie in dieſer Zeit hervorbrachten, trägt nicht nur den Stempel ihrer gereiften Dichtertalente, ſondern zugleich einer geiſtigen Gemeinſchaft, die nur der uneigennützigſten Freundſchaft möglich ward. Gemeinſam verhängten ſie daher über die literariſchen Zuſtände ihrer Zeit die ſtrengen Richterſprüche, womit die Xenien den Tempel der Kritik und der Dichtkunſt von unberechtigten Eindringlingen befreiten. Vereint begannen ſie das Heiligthum deutſcher Poeſie, als ſeine echten Prieſter von neuem durch ihre vollendetſten Dichtungen zu weihen, Goethe durch das herrliche Epos Hermann und Dorothea, Schiller durch den dramatiſchen Cyklus Wallenſtein. Um dieſe Meiſterwerke, die letzten koſtbaren Vermächtniſſe der hohen geiſtigen Cultur des ſcheidenden Jahrhunderts, ſchlangen Balladen und lyriſche Gedichte einen unverwelklichen Kranz der ſchönſten Blüthen. Dies geiſtige Streben verbreitete ſich bei Goethe zugleich über die Gebiete der Naturwiſſenſchaft und der bildenden Kunſt. In den Propyläen und der kunſtgeſchichtlichen Schilderung „Winckelmann und ſein Jahrhundert“ wirkte Goethe in Gemeinſchaft mit ſeinem Freunde Heinrich Meyer für die ideale Auffaſſung griechiſcher Kunſt, während Schiller ſeine letzten großen dramatiſchen Werke ſchuf und im Verein mit Goethe das Weimarer Theater zu einer Muſterbühne für Deutſchland machte. Dies zog auch Goethe wiederholt zum Drama zurück; er brachte

den ersten Theil des Faust zum Abschluß und dichtete das erste Drama der tragischen Trilogie, die natürliche Tochter.

Mit Schiller's Tode ging eine glanzvolle Literaturepoche zu Grabe. Nach der Jenaer Schlacht brach 1806 das politische Unglück auch über das nördliche Deutschland herein: Weimar und die Universität Jena waren schwer getroffen. Goethe zog sich von der Poesie mehr in die Betrachtung der Natur zurück und bereitete seine Farbenlehre, das Werk der angestrengtesten Forschungen, zur Herausgabe vor. Die Muse der Poesie besuchte ihn vorzugsweise während des fast Jahr für Jahr wiederholten Aufenthalts in den böhmischen Bädern, in denen Geist und Gemüth durch die Schönheit der Naturumgebung wie durch freundschaftliche Verhältnisse zu bedeutenden Männern immer neue Anregungen fanden. Abgewendet von den politischen Stürmen, welche Europa erschütternd durchzogen, richtete sich der Blick des Dichters auf die einfachen Zustände des menschlichen Lebens. In einer Reihe von Novellen und in dem Roman die Wahlverwandtschaften schilderte er den Widerstreit der Neigungen, den Kampf zwischen Leidenschaft und Entsagung. Dadurch traten ihm auch die Erlebnisse seiner Jugend wieder näher. Er verfaßte seine biographischen Selbstbekenntnisse, in denen er die Wahrheit in das reizende Gewand der Dichtung kleidete, zugleich das mit sicherer Hand ausgeführte Gemälde der Entwickelung deutscher Bildung und Literatur von der Mitte des Jahrhunderts bis gegen die Zeit seines Eintritts in Weimar.

Rascher, als Goethe erwartet hatte, erkämpfte sich das deutsche Volk die Befreiung vom Joche der Fremdherrschaft. Das Festspiel, womit Goethe die Umgestaltung Deutschlands feierte, Epimenides Erwachen, schildert uns zugleich des Dichters Ueberraschung, nach dem Umschwunge der politischen Zustände sich plötzlich wie in eine neue Welt versetzt zu sehen. Auch ihn riß das allgemeine Gefühl der Freude und Hoffnung mit sich fort, es zog ihn an den deutsch gewordenen Rhein, er sah seine Vaterstadt wieder und feierte mit ihr das erste Jubelfest der Befreiung. Unter diesem frischen Hauch des freieren Lebens erklangen die Lieder des westöstlichen Divans, der schönsten Gabe der lyrischen Muse des Greises, worin er die sinnige Lebensweisheit des erfahrenen Alters in den Farbenglanz des Orients kleidete.

Durch den Wiener Congreß war der weimarische Staat vergrößert und zu einem Großherzogthum erhoben worden. Goethe behielt den Rang als erster Staatsminister und die Leitung der Landesanstalten für Wissenschaft und Kunst. Die Direction des Theaters, um das er sich große Verdienste erworben hatte, legte er 1817 nieder. Er erfreute sich der glücklichsten Muße, welche er mit aller Anstrengung seiner Kräfte auf die Förderung seiner geistigen Bildung verwandte, um von dem Abend des Lebens noch jeden möglichen Gewinn zu ziehen. Stets blieb sein reger Geist offen und empfänglich für alles Bedeutende, was Natur und Kunst, Leben und Poesie ihm darboten; überall suchte er fördernd einzugreifen und mitzuwirken. Seine Betrachtungen über die Probleme

des Lebens und Wiſſens faßte er außer in zahlreichen Abhandlungen und Kritiken nochmals in größeren dichteriſchen Werken zuſammen, die ihn bis zu den letzten Stufen des Daſeins begleiteten. Wilhelm Meiſters Wanderjahre und der zweite Theil des Fauſt waren die letzten Dichtungen des Greiſes, der in ruhiger Betrachtung auf ein inhaltreiches Leben zurückblickte; ſie ſind noch mit reicher Gedankenfülle ausgeſtattet, wenn auch die ſchwächer gewordene poetiſche Productionskraft ſie nicht mehr mit der Friſche und Lebendigkeit früherer Zeiten zu behandeln vermochte. Doch inmitten der Segnungen eines ſeltenen Glücks war ſeinen letzten Lebenstagen auch der Schmerz nicht erſpart. Hatten ihm die Jubelfeſte des Jahres 1825 noch vereint gezeigt, was ihn liebegebend und liebeempfangend ins hohe Alter begleitet hatte, ſo traf ihn raſch nacheinander der Schlag, ſeinen edlen fürſtlichen Freund und die hochherzige Großherzogin Luiſe, das ideale Vorbild von manchen ſeiner dichteriſchen Geſtalten, ſcheiden zu ſehen. Auch ſein einziger Sohn ſtarb vor ihm dahin. Der unerwartete Schlag des Geſchicks warf ihn aufs Krankenlager; doch ſiegte ſeine geſunde Natur auch über dieſe gefahrvolle Kriſis. Seitdem war er bis zu ſeiner letzten kurzen Krankheit körperlich rüſtig und erfreute ſich einer ununterbrochenen geiſtigen Thätigkeit. Sanft war ſein Scheiden von der Erde. Ein ruhiger Schlummer, durch den noch heitere Phantaſiebilder zu ſpielen ſchienen, führte ihn hinüber zum Anſchauen höheren Lichtes. Den Kreis des irdiſchen Daſeins hatte er vollſtändig durchmeſſen; er vollendete am

22. März 1832 in seinem zweiundachtzigsten Jahre im Beginn des ersehnten Frühlings.

Voilà un homme! waren die Worte, womit der Kaiser Napoleon nach der Audienz zu Erfurt den Eindruck bezeichnete, den die ausgezeichnete Persönlichkeit Goethe's auf ihn gemacht hatte. Die Natur hatte ihn stets als ihren Liebling behandelt und ihm zu den reichen Gaben des Geistes eine schöne, kräftige Gestalt verliehen. In der Blüthe der Jugend gewann ihm seine von Geist und Anmuth belebte Schönheit schnell die Herzen. Würdevoll und ehrfurchtgebietend blieb seine äußere Erscheinung bis ins höchste Alter; die Jahre furchten nicht die hohe, klare Stirn, noch löschten sie das Feuer seines geistbelebten Auges.

Wahrheit und Offenheit waren der Grundzug seines Charakters. Er verschmähte die Maske der Heuchelei und bemühte sich nicht, anders zu scheinen, als er war. Doch lehrten ihn früh die Erfahrungen des Lebens, daß seine vielfach und künstlich verschlungenen Verhältnisse oft die Pflicht auferlegen, mit Gefühlen und Ansichten zurückzuhalten und in Aeußerungen vorsichtig zu sein. Es konnte daher nicht fehlen, daß Goethe, so mittheilend er von Natur war, unter Umständen schweigsam und abgemessen erschien; er mochte lieber ablehnen als heucheln, lieber an sich halten als sich zur Unzeit öffnen. Wo er den künstlichen Zwang, den ihm seine öffentliche Stellung und die Verhältnisse auferlegten, abstreifen konnte, offenbarte sich die Tiefe und Wärme seines reichen Gemüths, das eben

ſo liebefähig als liebebedürftig war. Die Weichheit und Erregbarkeit ſeines Innern riß ihn nicht ſelten bis zur Leidenſchaft fort; ſie bereitete ihm manche ſchmerzliche Erfahrung und reuige Selbſtanklage. Es zieht ſich deshalb durch ſein ganzes Leben der Kampf männlicher Selbſtbeherrſchung gegen die leidenſchaftlichen Aufwallungen des Herzens; wir begreifen, weshalb Entſagung ihm ein Wort voll tiefen Sinnes und die Grundidee der meiſten ſeiner größeren Dichtungen ward. Für den Zauber weiblicher Schönheit und Anmuth blieb er bis ins ſpäte Alter empfänglich. Frauenliebe ward ihm der edelſte Gehalt ſeines Seelenlebens; in der reinen Weiblichkeit ſchien ihm nach ſeinem eigenen Ausſpruche das Ideal des Menſchlichen zur Erſcheinung zu gelangen. Die Geſchichte ſeines Lebens iſt mit vielen ſchönen Frauenbildniſſen geſchmückt, und die Liebe des Dichters mit allem Reiz der Poeſie ausgeſtattet. Die ſittliche Beurtheilung kann freilich den Vorwurf nicht zurückhalten, daß ſeine Liebesneigung allzuleicht den Gegenſtand wechſelte. Charakteriſtiſch iſt dabei für ihn zugleich als Dichter, daß er weit mehr von weiblicher Milde und Anmuth, als von eigentlicher Schönheit angezogen ward. Im eigentlichen Sinne des ſchönen Worts hat Goethe jedoch nur einmal geliebt; es war die Liebe zu Lili, die in ihren glücklichen Momenten das Gefühl der Ewigkeit und die Hoffnung eines unendlichen Lebensglücks in ſich trug. Daß in Vergleich zu dieſer alle andern Neigungen flüchtig und oberflächlich geweſen ſeien, hat er nahe dem Ziele ſeines Lebens ſelbſt bekannt. Die Verbindung, welche er mit ſeiner

nachmaligen Gattin einging, wenn auch nicht ohne Herzlichkeit und Anhänglichkeit, entbehrte jedoch der höheren Weihe wahrer Seelengemeinschaft.

Die Freundschaft schätzte Goethe als eines der theuersten Güter des Lebens. Hatte er den Kern im Freunde mit Liebe und Vertrauen erfaßt, so ließ er sich durch einzelne Verletzungen und Schwankungen nicht irre machen. Die Duldsamkeit, womit er an Männern, deren Geist und Charakter seine Anerkennung und Achtung besaß, Launen und Härten ertrug, zeigt uns sein Gemüth im Lichte der edelsten Humanität. Nur wo diese Achtung aufhörte und die Lebensbahnen weit und weiter aus einander gingen, mochte er lieber das Band schonend auflösen, als künstliche Verhältnisse fortsetzen, in denen man sich und Andere betrügt, ohne Gewinn für Geist und Leben. Daher hielt er sich auch möglichst von hohlen und oberflächlichen Menschen fern, die weder etwas geben konnten noch von ihm lernen wollten. Wo er aber eine tüchtige Natur, ein strebsames Talent wahrnahm, bezeigte er sich hülfreich und dienstfertig. Immer war er bereit, das Gute zu fördern und das Vortreffliche anzuerkennen. Milde im Urtheil war ihm stets eigen; vor Allem leuchtet sie gleich den sanften Strahlen der Abendsonne über die letzten Abschnitte seines Lebens. Neid war seiner Seele fremd. Die schönste Wonne des Daseins dünkte ihm der Wetteifer und das Zusammenwirken mit großen Geistern.

In dem engen Bereich, das seiner praktischen Wirksamkeit angewiesen war, das Nützliche und Gute zu schaffen, war Goethe stets bemüht, und das wei-

marische Land verdankt seiner Thätigkeit und dem Einflusse seines Raths gar viel. Doch lag die energische Vaterlandsliebe, die in gefahrvoller Lage der öffentlichen Verhältnisse die Kräfte des Mannes zum Dienst der Gesammtheit aufruft, nicht in Goethe's Charakter. Als die Zeit der Erschütterungen und Stürme über Deutschland kam, entzog er sich möglichst der Berührung der Ereignisse. Zwar hat auch er das Schicksal des deutschen Vaterlandes tief empfunden; allein er traute sich keinen Beruf zu, anders für dessen Errettung und Befreiung thätig zu sein, als auf dem Wege, der ihm durch seine Anlagen und Talente vorgezeichnet war. Von der Geistescultur der deutschen Nation versprach er sich deren schönere Zukunft. Die Fortschritte der Völker in geistiger und sittlicher Freiheit galten ihm mehr, als freie politische Formen, wenn sie den Menschen nicht zugleich bilden, indem sie ihn entfesseln. Anarchie erschien ihm als die Zerstörung aller menschlichen Cultur und die Revolution als eine Abweichung von der Bahn naturgemäßer Entwickelung, von der einzig und allein er das Heil der Völker erwartete. Obgleich er stets für die Lage der untern Stände eine warme Theilnahme fühlte und ihm in dieser Hinsicht der Vorwurf aristokratischen Stolzes mit Unrecht gemacht worden ist, so wollte er doch in allen, auch den politischen Verhältnissen die Aristokratie des Talents, des Geistes anerkannt wissen und war daher ein entschiedener Gegner der Herrschaft der Menge, weil sie ohne Einsicht und Willen meist von ehrgeizigen Führern und von den Leidenschaften des Augenblicks geleitet werde.

In der Ausbildung der geistigen Anlagen sah Goethe den höchsten Schatz des irdischen Daseins, die Krone menschlicher Thätigkeit; sie galt ihm als Bürgschaft eines unendlichen, unvergänglichen Fortwirkens. Wie er sich schon als Knabe und Jüngling zur Erforschung der Geheimnisse der Natur und der menschlichen Verhältnisse hingezogen fühlte, so wuchs der Wissenstrieb mit der Erweiterung seines geistigen Gesichtskreises. Je weiter die Jahre vorrückten, um so mehr erschien ihm die Zeit als das kostbarste aller Besitzthümer. Die Flamme, die in der Prometheusseele des geisteskräftigen Jünglings zum Entzücken der Welt emporloderte, durchleuchtete und erwärmte auch die Brust des Mannes bis zum letzten Scheideblick des Lebens. Die letzten Worte des Sterbenden: Mehr Licht! erhalten eine sinnvolle Bedeutung für einen Genius, dem das Streben nach Licht und Wahrheit *eins* mit seinem Dasein war, dem noch kurz vor seiner irdischen Vollendung neue Gedanken aufzugehen schienen, um derentwillen es sich lohne, das Leben noch einmal von vorn anzufangen. Die letzte und vollste Blüthe eines solchen Geistes, der überall in der Welt der Erscheinung das Gesetz aufzufinden bemüht war und in eine ideale Einheit die sinnliche und geistige Welt zusammenfaßte, mußte *die Poesie der Wahrheit* sein, nicht der gemeinen, die nur die äußere Erscheinung wahrnimmt, sondern der idealen, welche, über das Zufällige erhaben, die Menschheit und das Individuum in ihrer reinen „gottgedachten“ Gestalt, in ihren ewigen Verhältnissen zu Gott und Natur auffaßt. Diese Erkenntniß der Einheit des

Menſchlichen und Göttlichen ward ihm zur Religion, welche in letzter Inſtanz mit einer Poeſie zuſammentrifft, deren Aufgabe von unſerm Dichter ſelbſt als die Darſtellung eines harmoniſchen innern Lebens, das die irdiſchen Conflicte löſt und verſöhnt, bezeichnet wird.

Den Mitgenuß eines idealen Daſeins gewährten ihm auch die Meiſterwerke der bildenden Kunſt. Für dieſe fühlte ſchon der Knabe ein lebhaftes Intereſſe. Durch die Anſchauung der Kunſtſchätze Italiens, durch gründliches Eindringen in die Grundſätze der antiken Bildnerkunſt ſteigerte es ſich zur Begeiſterung; die Beſchäftigung mit der Kunſt bereitete ihm nicht nur viele genußreiche Stunden, ſondern trieb ihn auch an, für die Ausbildung des deutſchen Kunſtgeſchmacks durch Wort und Schrift thätig zu ſein. Die Verehrung der idealen Plaſtik leitete nicht nur ſein Urtheil in Sachen der Kunſt: ſie beſtimmte auch mehr und mehr den Charakter ſeiner poetiſchen Schöpfungen. Während Götz und Egmont die Fülle individuellen Lebens vor uns ausbreiten, wird in den ſpätern Dichtungen das Charakteriſtiſche mehr verflüchtigt, das Ideal wird zum Symbol des Menſchlichen und nimmt zuletzt zur Allegorie ſeine Zuflucht, ein Entwickelungsgang, den die beiden Theile der Fauſtdichtung vollſtändig veranſchaulichen. Hält man neben Goethe's poetiſche Schöpfungen ſeine vielſeitigen naturhiſtoriſchen Unterſuchungen, ſo wird es klar, daß nicht eine zufällige Liebhaberei dieſe als unterhaltende Nebenbeſchäftigungen heterogener Art hervorrief, ſondern daß ſeine geiſtige Kraft in anſcheinend abſchweifender Bahn doch die gleiche Richtung

verfolgte. Das Buch der Natur ward ihm theuer, weil es in demselben Maße, als sein Auge es tiefer durchschaute, seinem Geiste desto mehr erhabene Gesetze offenbarte und er auf allen Blättern einen großen Gehalt erkannte. Wie seine Poesie die verworrenen menschlichen Leidenschaften und Bestrebungen auf die höhere, versöhnende Idee der Menschheit zurückzuführen suchte, so fühlte sich sein Geist in der Erforschung der Natur gehoben, wenn es ihm gelang, in der unendlichen Mannigfaltigkeit das einfache Grundgesetz zu entdecken, das die schaffende Kraft der Natur auch dann noch leitet, wenn sie in verschwenderischer Fülle gleichsam spielend ihre Bildungen ausschüttet.

Man könnte hinzufügen, es sei hiermit zugleich der Charakter der künstlerischen Darstellung bezeichnet, womit Goethe, sei es in Prosa oder in Versen, seine Meisterwerke ausgestattet hat. In dem kleinsten lyrischen Gedichte wie in den umfassenden Schilderungen bewegten Lebens stellte er sich stets die Forderung, daß seine Darstellung „ein Bild gebe", daß die einzelnen Theile sich um einen Mittelpunct zusammenschließen und sich zu einem Ganzen runden. Dadurch erhalten seine Werke das schöne Ebenmaß der Form, indem alle Einzelheiten als nothwendige Glieder des Ganzen erscheinen; dadurch jene unerreichte Klarheit des Ausdrucks, der sich dem anmuthigen Körper als ein zartes durchsichtiges Gewand anschmiegt und durch seinen bescheidenen Reiz tiefer in die Seele dringt, als der mit künstlichem Flitterglanz geschmückte Stil, welcher im ersten Momente blenden und entzücken mag, aber wie Alles, was nicht aus der Wahrheit des Gemüths,

nicht aus innerſter Bewegung der Seele hervorgeht, ſchnell ſeinen Effect verliert.

Die Wirkung eines Genius, wie dem deutſchen Volke in Goethe geſchenkt ward, beſchränkt ſich nicht auf den engen Raum eines Zeitalters. In vielen tauſend Adern ſtrömt das geiſtige Leben, von dem ſeine Werke erfüllt ſind, der fernſten Nachwelt zu. Sein Name glänzt unter der Zahl der Wohlthäter und Lieblinge der Menſchheit, welche in jedem neuen Geſchlecht, das von den Früchten edler Geiſtesbildung vergangener Jahrhunderte ſich nährt, ihr unſterbliches Daſein fortleben.

Goethe's Geiſtesentwickelung
während der Frankfurter Jugendepoche.

Goethe in den Jahren 1771—1775.

Von

Bernhard Rudolf Abeken. 1861.

Wer sich aus dem reichhaltigen Leben unsers großen Dichters einen Abschnitt für eine specielle ausführliche Schilderung auswählen will, kann keine für den Biographen günstigere Wahl treffen, als wenn er, wie B. R. Abeken in seinem jüngst erschienenen Werke, den Zeitraum von Goethe's Scheiden aus Straßburg bis zu seiner Reise nach Weimar zum Gegenstand seiner Darstellung macht. Goethe durchlebte damals seinen glücklichen, gefühlsseligen Lebensfrühling; die Welt umgiebt ihn mit Allem, was ein empfängliches Dichterherz anzuziehen und mit Entzücken zu erfüllen vermag. Offen und arglos steht er noch den Menschen und den Verhältnissen gegenüber; keine bitteren Erfahrungen haben sein warmes Herz gegen die Außenwelt verschlossener gemacht, keine fehlgeschlagenen Erwartungen seinen Muth geschwächt, kein Fürstenhof hat ihm das Verhältniß rücksichtsvoller Abhängigkeit ertragen gelehrt. Mit vollen Zügen genießt er das Glück unbegrenzter Freiheit, wie er es nur einmal noch als kurzen Sonnenblick des Lebens während der italienischen Reise genossen hat; die Bedrängnisse, durch die das jugendliche Dichtergemüth

sich hindurchzukämpfen hat, sind für ihn noch keine andern, als die Sorgen der Liebe und die Schmerzen der Entsagung. Nur darin besteht bis dahin der Wechsel von Freud' und Leid, den die Dichtungen jener Jahre uns in den mannigfachsten Tönen, welche, so lange als es fühlende Herzen giebt, ein Echo finden werden, vergegenwärtigen. Auch über trübe Stunden trägt die den Schmerz verklärende Poesie ihn rasch hinweg, und selbst der Sturm der Leidenschaft wirft die kostbarsten Perlen der Poesie ans Ufer.

Und welch eine schöne Reihenfolge von Lebensbildern, welch eine Laufbahn eröffnet sich in jenen Jahren vor unsern Blicken! Jeder Weiterschritt ist eine neue Entdeckung, eine neue Errungenschaft seiner dichterischen Welt. Nach Wetzlar kommt der zweiundzwanzigjährige Jüngling — als „ein gewisser Doctor Goethe aus Frankfurt": so bezeichnet ihn ein Brief Kestner's, mit dem sich eben ein Freundschaftsverhältniß anknüpfte; ein Jahr später begrüßte ganz Deutschland den Dichter des Götz von Berlichingen als den Meister des deutschen Drama's, und nicht lange, so war der Verfasser des Werther die Bewunderung der gebildeten Welt. Die ersten Männer Deutschlands suchen seine Bekanntschaft, viele seine Freundschaft; er steht mit einemmal in der Mitte der ganzen neuen Literaturbewegung. Fürsten schenken dem Frankfurter Bürgerssohn ihre Gunst; in kurzem hat er die Freundschaft eines Herzogs in solchem Maße gewonnen, daß er, an Einfluß weit über den dominirenden Hofadel erhaben, der Leiter desselben, eine Zeitlang fast sein Mitregent wurde. Aus dem Stillleben des Frank-

furter Bürgerhauses sind wir mit raschen Schritten auf den Schauplatz einer neuen Epoche deutscher Nationalcultur versetzt worden.

Wenn man an ein Dichterleben den Maßstab welthistorischer Begebenheiten hält, so sind das allerdings keine sogenannten großen Ereignisse, und mit Lesern, die nur diesen ein Interesse abgewinnen können und Dante's Vita nuova langweilig finden würden, ist nicht zu rechten. Man muß der Schilderung eines Dichterlebens auch eine poetische Stimmung entgegentragen, um an den einzelnen Miniaturbildern idyllischer Lebenszustände, welche die Geistes- und Gemüthsbildung unserer großen Dichter und damit die Neugestaltung der nationalen Dichtung begleiteten, ein reines Wohlgefallen zu empfinden. Solche Jahre der Entwickelung eines hervorragenden Dichtergenius, in denen eine auf Jahrhunderte sich erstreckende geistige Verjüngung ihre Keime, ihr erstes Wachsthum erhalten hat, sind auch in ihrem kleinsten Detail nicht minder anziehend, als die großen Epochen im politischen Leben der Völker. Mehr als von manchem gewaltigen Herrscher, dem bei all seiner Macht die schaffende, menschenbeglückende Kraft fehlt, läßt sich von einem Dichter, der nach Jahrhunderten noch mit jedem neuen Geschlecht in unendlicher Kette fortwirkt, das große Wort gebrauchen:

Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn.

Man könnte versucht sein zu glauben, eine ausführliche Schilderung der Jugendjahre Goethe's müsse das Schicksal einer Ilias nach dem Homer haben und sei

zumal überflüssig, wenn sie, wie die des Herrn Abeken, die Kritik der in denselben producirten Werke des Dichters ausschließt und sich auf das rein menschliche Interesse an den Lebensereignissen des Dichters beschränkt. Goethe's ausführliche autobiographische Darstellung führt uns bekanntlich gerade bis zu der Weimarer Reise gegen Ende des Jahres 1775, wo die Würfel über seine Zukunft geworfen wurden. „Dichtung und Wahrheit" wird stets einen eigenen unnachahmlichen Reiz behalten, den kein Biograph wird überbieten wollen. Allein es bleibt doch immer das Werk des Mannes, der an der Schwelle des Greisenalters seine Lebenserinnerungen niederzuschreiben unternahm. Nicht nur einzelne Umstände und Vorfälle waren seinem Gedächtnisse entschwunden: er selbst war ein völlig Anderer geworden; er kehrte gleichsam auf die Spielplätze seiner Kindheit zurück, wo ihn eine Welt umgab, die nicht mehr die seinige war. Er hält sich daher mehr an die hervorragenden Erscheinungen, die auf die Zukunft des Lebens hinweisen oder mit seinen bedeutenderen dichterischen Erzeugnissen in Beziehung stehen. Daher erhalten seine Schilderungen eine innere, durch die Kunstform vollendete Wahrheit, die das Wesen selbst dann richtig erfaßt, wo sie der Wirklichkeit in den Einzelheiten nicht genau entspricht. Indeß sind diese darum keineswegs gleichgültig. Es schlingt sich so viel anmuthiges Blüthen- und Blätterwerk hindurch, daß es ein größerer Genuß ist, die Frühlingslandschaft von Goethe's Jugendleben in ihrem ganzen, reichen, mannigfaltigen Farbenschmuck zu betrachten. Seine eigene Erzählung reicht bei weitem

nicht an die Fülle im Einzelnen, wie sie uns in den zahlreichen brieflichen Urkunden aus der Periode seiner Frankfurt-Wetzlarer Jahre und in gleichzeitigen Aufzeichnungen seiner Zeitgenossen dargeboten wird. Auch wird das Lebensgemälde nicht bloß reicher an Detail: selbst die Farbe, die es dadurch erhält, ist wesentlich verschieden. Denn wie weit hatte der Dichter der Pandora sich vom Dichter des Götz entfernt!

Denn Goethe blieb nicht, wie so mancher Dichter, selbst Jean Paul, auf der früheren Stufe seiner Geistesbildung stehen, nicht in der jugendlichen Gemüthsrichtung befangen. Zwar wird der Zusammenhang der Stufenfolge nicht unterbrochen; nicht gewaltsam springt er von einem Extrem zum andern: sein Leben ist eine in gesetzmäßigem Proceß fortgehende organische Entwickelung, in der es bis zu dessen Grenze keinen Stillstand giebt. Daß nicht jede Umwandlung uns als ein Gewinn erscheint, wer wollte es verkennen? Ihm selbst erschien sie nur als ein Fortschritt auf einer unendlichen Bahn. In diesem Gefühl mochte er daher nahe dem Ziele des Daseins das Bekenntniß aussprechen, daß ihm noch Ideen aufgingen, weshalb sich's lohne, das Leben noch einmal zu durchleben. Es scheint uns daher stets ein verkehrtes Beginnen, das schon unendlich viel Verwirrung angerichtet hat, wenn man Goethe's Aussprüche aus verschiedenen Perioden seines Lebens in beliebiger Auswahl aus Briefen, Gesprächen, bald ernsten, bald humoristischen Schriften zusammenwirft, um danach etwa über Goethe's Christenthum, Vaterlandsliebe, und was nicht überhaupt für sittliche Eigenschaften

abzuurtheilen. Es müßte wunderlich zugehen, wenn man in einem bis zu lichthellster Oeffentlichkeit vorliegenden achtzigjährigen Leben eines großen Mannes nicht so viel Schatten auftreiben sollte, als man, in welchem Genre es gerade verlangt wird oder zu den Phrasen der Zeit paßt, zum Schwärzen braucht.

Abeken hat unstreitig darin Recht, daß wir in der Beurtheilung Goethe's weiter kommen, wenn wir einzelne bedeutende Lebensperioden schärfer ins Auge fassen und zu ausführlicher Darstellung verarbeiten. „So war der Jüngling Goethe, als er von der Universität ins Vaterhaus zurückkehrte bis zu seiner Reise an den Weimarer Hof": das zu zeigen war des Verfassers Aufgabe. Wiederholt spricht er sein Bedauern aus, bei dem besten Willen ihrer Lösung nicht gewachsen zu sein, und wie sollten wir eine so seltene Bescheidenheit nicht ehren? Allerdings legen wir das Buch nicht mit voller Befriedigung unserer Erwartung aus der Hand. Es dient dem Buche nicht zum Vortheil, daß die biographische Behandlung von vier Lebensjahren unsers Dichters auf einen Band von 27 Bogen ausgedehnt worden ist. Statt die Sache reden zu lassen, hat der Verfasser zu viel über die Sache gesprochen; seine Betrachtungen und seine Parallelen führen uns oft in einem weiten Kreise herum, ehe wir wieder in den Bereich der Thatsachen zurückgelangen, und dabei dienen die häufigen Vorausblicke auf spätere Aussprüche und Dichterworte keineswegs zur Verdeutlichung. Weit mehr, als es geschehen ist, sollte die Jugend aus sich selbst erklärt werden, die geistig-sittliche Eigenthümlichkeit aus den Dichtungen

jener Jahre; dieſe mußten gründlicher benutzt werden, um die biographiſche Charakteriſtik zu beleben und zu vervollſtändigen. Bei Schiller, dem Dichter der Idee, ſind die dichteriſchen Productionen ohne erhebliche Bedeutung für die biographiſche Auffaſſung; wer dies verkennt, gelangt zu falſchen Vorausſetzungen und Folgerungen, denen freilich Schiller zum Theil jene überſchwängliche Apotheoſe verdankt, die dem Verſtändniß der Literatur nur nachtheilig ſein kann. Goethe iſt groß als Dichter der zu idealer Kunſtform verklärten Wahrheit des Lebens; Leben und Dichten iſt bei ihm aufs engſte verwebt; der innerſte Kern ſeiner dichteriſchen Schöpfungen wurzelt nicht in allgemeinen Ideen, ſondern in der gehobenen, durch bedeutende Momente erregten Stimmung des Gemüths. Sie bewegen ſich daher innerhalb des Kreiſes der eigenen Lebenserfahrungen und erhalten dadurch ihre Tiefe, ihre feſſelnde und ergreifende Wirkung. Mag auch für ihn als Dramatiker dadurch die Grenze enger als für Schiller gezogen ſein, ſo ſcheiterte er doch nie an der Klippe rhetoriſcher Phraſe. Dies realiſtiſche Element der Poeſie iſt vornehmlich in den Dichtungen herrſchend, welche in jener Jugendepoche zur Sprache kommen. Sie konnten mehr, als von Abeken geſchehen iſt, herangezogen werden, um den Dualismus, der in Goethe's Jugend unter den mannigfachſten Formen erſcheint, ſchärfer zu zeichnen, einmal die weiche, bis zu düſterer Schwermuth verſinkende Sentimentalität, bei der mitunter ſelbſt die krankhafte Empfindſamkeit, welche damals um ſich gegriffen hatte, ſich nachtheilig eindrängte, andrerſeits den ſchranken-

losen Uebermuth des Humors, der noch in den ersten Weimarer Jahren forttollte, bis jene innere Versöhnung eintrat, von der die Conception der Iphigenie Zeugniß giebt. Auf jener Seite liegen Werther, Clavigo, Stella und die nachher völlig verworfenen Singspiele, auf dieser das Jahrmarktsfest, Pater Brey, Satyros, Götter Helden und Wieland; nur im Götz ist der ganze Jüngling Goethe, sowohl in seiner Kraft und derben Offenheit als in seiner Mäßigung, Milde und Herzensgüte.

Der Biograph sollte sich den lebenvollen Farbenwechsel nicht entgehen lassen, welchen seine Darstellung gerade durch diese Doppelseitigkeit des jugendlichen Dichtergemüths erhalten kann. Heitere Bilder des Lebens reihen sich an gefühlsschwärmende Liebesidyllen, die wie ein Kranz von lyrischen Gedichten sich in einander schlingen. Hier sind die Quellen, aus denen der Biograph zu schöpfen hat, schon an und für sich eine so lebendige Poesie, daß sie wie von selbst zu einem wirkungsvollen Ganzen zusammenfließen; der Kestner'sche Briefwechsel, das gehaltreichste Document dieser Epoche, hat eben so wenig seines gleichen, wie der Briefwechsel mit Schiller; beide sind unvergängliche Ehrendenkmale von Goethe's sittlicher Größe. Außerdem bieten sich der biographischen Schilderung eine Menge der anziehendsten Genrebilder, der Verkehr im gastlichen elterlichen Hause, die Freundeskreise in Frankfurt, Darmstadt, Wetzlar und Homburg, die vorüberziehenden Besuche ausgezeichneter Zeitgenossen. Wie herrlich steht überall das Bild des begabten Jünglings vor uns, der ebensosehr die

Bewunderung wie die Liebe derer war, die ihm nahe traten, mag er heiter mit Lavater und Baſedow durch die ſchöne Sommerlandſchaft dahinziehen, „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten“, oder an der Seite ſeines Jacobi in durchwachter Nacht, entzückt von dem im Spiegel des Rheins zitternden Mondlicht, die tiefſten Fragen der Philoſophie erörtern, oder einem Klopſtock mit der Pietät des angehenden Dichters die größte Dichtung des Jahrhunderts, den erſten Theil ſeines Fauſt (die wichtigſten Abſchnitte waren bereits vollendet) vorleſen; der enge Rahmen weniger Jugendjahre umſpannt viele ſchöne Lebensbilder, und hier deuten ſie auf eine große Zukunft.

Wie Goethe in allen dieſen mannigfachen, vielfarbigen Lebensbildern in jugendlicher Friſche und Unbefangenheit vor uns ſteht, ſo trägt auch die Umgebung, in der er ſich bewegt und die er zu ſich heranzieht, ein jugendliches Angeſicht, und die Sonne der Jugend leuchtet über die ganze Landſchaft. Es liegt in dem Weſen ſeiner im Werden begriffenen Bildungsepoche, daß Vieles noch vereint wirkt, was ſich nachmals trennt, das um den Einen Mittelpunct einer hoffnungsreichen geiſtigen Bewegung ſich verſchieden geartete, ſtrebende Naturen verſammeln, welche die Radien der weiteren Lebensrichtung und ſchärferen Charakterentwicklung weit und weiter auseinander führen. So war es im Beginn der Reformationsbewegung, ſo in der Zeit des geiſtigen Umſchwungs, welcher der franzöſiſchen Staatsumwälzung voranging und in die neue Bildungsperiode unſers Jahrhunderts hinüberleitet.

Wenige Abſchnitte in Goethe's Leben möchten

ſich in der Darſtellung des Erzählers dramatiſch ſo beleben laſſen, oft ſchon durch die bloße Gruppirung — und das iſt unverkennbar die ſchwächere Seite in Abeken's Behandlung —, wie jene Frankfurter Jahre, wo die neue Literatur gleichſam in Scene geſetzt wird. Da ſtürmt es in Poeſie und Philoſophie, Kirchenglauben und Pädagogik; überall ſucht die geniale Subjectivität aus den verknöcherten Zuſtänden einer geiſtloſen Ueberlieferung den Weg zu Natur und Wahrheit und macht ihr Recht gegen das Hergebrachte geltend. Lavater, Herder, Merck, Jacobi, Zimmermann, Baſedow, Jung-Stilling, Fritz Stolberg, welch eine Reihe weithin bedeutungsvoller Namen! alle ſcharf ausgeprägte, in ihren Grundzügen durchaus heterogene Charaktere, aber damals noch durch gleiches Streben vereinigt, noch friedlich zuſammenwandelnd und alle in freundlichem Verkehr mit dem genialen lebensmuthigen Dichterjünglinge. Zwiſchen dieſe ſchlingt ſich eine Reihe anmuthiger Frauengeſtalten hindurch, Charlotte und Lili, die in Goethe's Liedern leben, die Schweſter Cornelia, Auguſte Stolberg, die Jacobi's, Gerock's, Caroline Flachsland, die Braut Herder's, mit ihren empfindſamen Freundinnen, ſie alle vielfach anregend für die tiefe Wahrheit und Zartheit der Lyrik unſers Dichters, dem das Ideal der Poeſie ſtets in der Form weiblicher Anmuth erſchien. Wir wollten im Obigen nur auf den überreichen Stoff hinweiſen, der für eine auf die Zeichnung des Einzelnen eingehende Darſtellung der Frankfurter Jahre Goethe's vorhanden iſt.

Wenn wir auch Manches gern noch ſorgfältiger und klarer ausgeführt ſähen und die ganze Art der

Darstellung im Einzelnen lebendiger und abgerundeter wünschen möchten, so freuen wir uns doch, daß Abeken eine Eigenschaft in hohem Maße besitzt, ohne die niemand das Leben eines großen Mannes zu schreiben unternehmen sollte: er ist warm und voll freudiger Anerkennung des vielen Schönen, das seine Schilderung unsern Blicken darzulegen hat; in der innigen Liebe, mit der der Verfasser zu dem verehrten Meister emporblickt, gewinnt man ihn selbst lieb. Mit Recht konnte er seinem Werke als Motto die Worte Goethe's voraufsetzen: „Wenn man von Schriften wie von Handlungen nicht mit einer liebevollen Theilnahme, nicht mit einem gewissen parteiischen Enthusiasmus spricht, so bleibt so wenig daran, daß es der Rede gar nicht werth ist; Lust, Freude, Theilnahme an den Dingen ist das einzige Reelle und was wieder Realität hervorbringt; alles Andere ist eitel und vereitelt nur." Schon aus diesem Grunde begrüßen wir Abeken's Werk als eine anerkennenswerthe Erscheinung, weil es auch seinerseits dazu beitragen wird, die Nation vor dem Schatze an Geist und Bildung, den sie durch Goethe erhalten hat, Achtung zu lehren. Denn wenn Schelling nach dem Hinscheiden des Dichters feierlich auszusprechen berechtigt war: „Deutschland war nicht verwaist, nicht verarmt: es war in aller Schwäche und inneren Zerrüttung groß, reich und mächtig von Geist, so lange — Goethe lebte": so dürfen auch wir Nachlebenden mit gleicher Wahrheit hinzufügen: so lange Goethe in Ehren gehalten wird!

Goethe und Reinhold Lenz.

Reinhold Lenz, Leben und Werke, mit Ergänzungen der Tieck'schen Ausgabe.

Von

O. F. Gruppe. 1861.

Wir begegnen in der Geſchichte der Kunſt und Literatur häufig jenen problematiſchen, halbentwickelten Talenten, die durch geniale Anlagen, durch die ſtets erneuten Verſuche, das ihnen vorſchwebende Ideal in entſprechenden Formen zur Darſtellung zu bringen, uns mächtig anziehen, denen aber das Eine und Letzte aller künſtleriſchen Geſtaltung unerreichbar bleibt, wodurch ihre Leiſtungen ein Anrecht erhielten, in die Reihe jener Kunſtſchöpfungen geſtellt zu werden, welche für alle Zeiten Wirkung und Bedeutung haben. Es giebt viele geiſtvolle Verſuche und Entwürfe, die, weil ſie momentan die geiſtige Entwickelung unterſtützten, zu eingehender Betrachtung zu reizen, Achtung und Theilnahme zu verdienen vermögen, ohne hinreichend zu ſein, der Nachwelt zur Bewunderung und zum Studium zu dienen. Wenig mehr als ein hiſtoriſches Intereſſe flößen uns jetzt die Dichtungen der jungen Stürmer und Dränger ein, deren ſtolze Hoffnungen durch Goethe's Jugend ſich ſchlingen. Ihre Namen erhält mehr der unvergängliche Reiz, mit welchem er die Schilderung ſeiner Jünglingsjahre ausgeſtattet, in lebendiger Erinnerung, als die Anziehungskraft

ihrer dichteriſchen Werke, mochte gleich theilweiſe deren Erfolg im erſten Moment ihres Erſcheinens ſie in der Täuſchung erhalten können, nicht kleiner zu ſein, als der „Bruder auf dem Parnaß.“ Wie es eine Zeit gab, in der man alles Ernſtes Bürger für ein größeres Dichtertalent hielt, als ſeinen ſtrengen Beurtheiler, der noch keinen Wallenſtein verfaßt hatte, ſo gab es auch für Reinhold Lenz eine goldene Zeit der Bewunderung, wo ſelbſt ein Klopſtock eines ſeiner anonym erſchienenen Dramen für ein Werk Goethe's halten konnte, und der einſichtsvolle Schröder in Hamburg, der die Dramen Shakſpeare's zuerſt auf die deutſche Bühne brachte, ſie vor allen andern als „theatraliſch“ auszeichnete. Der Nation iſt Lenz ziemlich fremd geblieben. Selbſt nachdem durch die von Ludwig Tieck im Jahre 1828 veranſtaltete Sammlung ſeiner Werke aufs neue die Aufmerkſamkeit auf ihn gelenkt war, blieb doch die eingehendere Beſchäftigung mit ihnen auf die hiſtoriſche Literaturforſchung beſchränkt, und das Urtheil der Literatoren war eben ſo wenig, wie das von Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ ausgeſprochene, beſonders geeignet, ihnen eine allgemeinere Theilnahme zuzuwenden.

Ein neuer Verſuch, den unglücklichen Dichter in der Schätzung der jetzigen Zeit zu reſtituiren, nicht allein ſeinen Lebensſchickſalen unſer Mitgefühl, ſondern auch ſeinen Dichtungen eine größere Anerkennung zu verſchaffen, iſt vor kurzem von O. F. Gruppe gemacht: Reinhold Lenz, Leben und Werke. Mit Ergänzungen der Tieckſchen Ausgabe. (Berlin, A. Chariſius, 1861). Ich will es dahin geſtellt ſein

laſſen, ob nicht der Verfaſſer durch eine kürzere Faſſung der Unterſuchungen und durch planmäßigere Anordnung ſeinem Buche einen günſtigeren Erfolg geſichert hätte. Die philologiſche Gründlichkeit, mit der die ſpärlichen Mittheilungen über Lenz zuſammengeſtellt, im Einzelnen, nicht ohne manche Wiederholungen, abgewogen und durch Stellen und Auszüge aus ſeinen Werken beleuchtet werden, wird für Leſer, die nicht mit ähnlichen Unterſuchungen beſchäftigt ſind — und der Verfaſſer hat ein weit größeres Publicum im Auge — im Verlauf des Buches ermüdend ſein. Das dramatiſche Intereſſe der Biographie hört ſchon mit dem Ende des achten Abſchnitts auf; zwei Drittel des Buches enthalten die dazu gehörenden, überaus breit angelegten Excurſe. Gleichwohl iſt die aufrichtige Forſchung nach Wahrheit unter allen Umſtänden etwas werth. Die biographiſchen Nachrichten über Lenz ſind mit einer Vollſtändigkeit gegeben, wie wir ſie noch nirgends zuſammengeſtellt finden, und auch in den pſychologiſchen Erörterungen, die ſich vornehmlich an Lenz' Dichtungen anlehnen, folgen wir dem Verfaſſer gern, wenn auch mitunter die Vorliebe für den in den Vordergrund gezogenen Schützling das ruhige Urtheil über Andere beeinträchtigt hat.

Weniger vermag ich Herrn Gruppe in dem beizuſtimmen, wo ſie ſein äſthetiſches Urtheil über Lenz als Dichter geleitet hat. Nach meiner Anſicht — und ich glaube, daß die meiſten Beurtheiler auch nach dem Erſcheinen von Gruppe's Schrift ſie theilen werden, — hat Lenz auf die hohe Stellung, die ihm der Verfaſſer in unſerer Literatur anweiſen möchte, kein

Anrecht. Wer wollte in seinen Dichtungen den mächtigen poetischen Drang eines begabten Jünglings verkennen? Allein die kühnen, überall hervorleuchtenden Blitze der Genialität gleichen doch nur einzelnen Streiflichtern, die mit der Sonnenklarheit des echten Künstlergeistes wenig gemein haben. Man sagt wohl von solchen früh zu Grunde gegangenen Talenten, sie seien in ihrer Entwickelung gehemmt, sowie Bürger von sich selbst urtheilt, seines Lebens Keime seien gestorben, werth eines besseren Lenzes. Allein so wenig Bürger in einer glücklicheren Lebenslage etwas Höheres erreicht hätte, als da er mit seiner Lenore sich die Herzen in ganz Deutschland eroberte, eben so wenig würde aus Lenz' dramatischen Jugendarbeiten eine Iphigenie, ein Wallenstein sich entwickelt haben; die Grenzen waren ihm früh genug gezogen. Hierüber will ich mit unserm Biographen nicht weiter rechten, im Gegentheil anerkennen, daß er in einzelnen Fällen oberflächlich absprechende Urtheile nach Gebühr zurückgewiesen und zu einer richtigeren Würdigung wesentlich beigetragen hat. Vorzugsweise halte ich mich an den biographischen Inhalt seines Werkes und hoffe es am besten zu empfehlen, wenn ich das Ergebniß seiner Untersuchung in kurzer Darstellung zusammenfasse.

Jacob Michael Reinhold Lenz war am 12. Januar 1750 zu Seßwegen in Liefland geboren, der zweite Sohn des dortigen Geistlichen. In Dorpat, wohin sein Vater einige Jahre später als Prediger der deutschen Gemeinde berufen war, besuchte er die lateinische Schule. Sein poetisches Talent, zuerst an-

geregt von Klopstock's Messiade, dem trojanischen Roß der damaligen Dichterliteratur, entwickelte sich frühzeitig. Ein uns erhaltenes Bruchstück eines religiösen Gedichts in Hexametern, „Gedanken von dem Versöhnungstode Christi", giebt uns Nachklänge jener Dichtung mit einer anerkennenswerthen Sprachgewandtheit. Durch Lessing erhielt Lenz die erste Richtung auf das Drama. Unter dem frischen Eindrucke der kurz zuvor bekannt gewordenen Minna von Barnhelm verfaßte er als sechzehnjähriger Jüngling bei Gelegenheit der Hochzeitsfeier eines Barons Igelström das kleine Lustspiel „Der verwundete Bräutigam" (erst 1845 bekannt geworden); es war ein Beweis von seiner Naturanlage für dramatische Poesie wie von dem Vertrauen, das man bereits in sein jugendliches Talent setzte, indem man ihm eine solche Arbeit übertrug.

Die Neigung zur Poesie begleitete ihn 1768 auf die Universität Königsberg, wo er sich theologischen Studien widmete. Das umfassende Gedicht „Die Landplagen" in sechs Gesängen, womit er 1769 an die Oeffentlichkeit trat, hält sich in der bis dahin beliebten Bahn poetischer Beschreibung, welche von Klopstock, Kleist und Thomson Form und Farbe entlehnte. Die Beschäftigung mit Lessing's Laokoon und Herder's theoretischen Schriften mochte ihm bald diese Dichtgattung für immer verleiden. Schon hier ist der Einfluß der englischen Poesie bemerkenswerth. Eine Uebersetzung von Pope's Essay on criticism fällt noch in die Periode seiner akademischen Jahre. Das theologische Studium scheint dabei zu kurz gekommen zu

ſein, ward auch vor der Zeit abgebrochen, da Lenz im Jahre 1770 zwei Herren von Kleiſt, die in franzöſiſche Kriegsdienſte zu treten wünſchten, als Hofmeiſter und Geſellſchafter nach Straßburg begleitete. Der vielſeitige Umgang, in welchem er hier lebte, die geiſtigen Anregungen, die er in den literariſchen Kreiſen der damals noch deutſcheren Univerſität erhielt, und die Muße, die ihm mehrere Jahre hindurch die freie Wahl ſeiner Beſchäftigungen möglich machte, alles dies vereinigte ſich aufs günſtigſte, um ſeiner poetiſchen Production förderlich zu ſein. Dieſe richtete ſich jetzt faſt ausſchließlich auf das Drama. Vor einer Hinneigung zu den beſchränkten franzöſiſchen Formen hatte die Bekanntſchaft mit Leſſing's Schriften ihn von vornherein bewahrt. Naturwahrheit, kühner Griff in wirkliche Lebensverhältniſſe, freie Behandlung der äußern Form war ſein Augenmerk; Plautus und Shakſpeare, die er, ihrer Sprache mächtig, an der Quelle ſtudiren konnte, wurden ſeine Vorbilder. Wieland's Ueberſetzung, die den Shakſpeare zuerſt bei uns einführte, bot ihm kein Genüge mehr; er übertraf ihn in der Kunſt, Shakſpeare's humoriſtiſche Darſtellung wiederzugeben, durch die für jene Zeit vortreffliche Uebertragung von Love's labour's lost.

Hieran arbeitete er grade zu der Zeit, als Goethe mit ihm in nähere Bekanntſchaft trat. Die Beſchäftigung mit Shakſpeare ward ein mächtiges Band der Freundſchaft; hier konnte Goethe von Lenz lernen, wie er von Herder gelernt hatte. Doch auch Lenzens angenehme Perſönlichkeit gab der kurzen Zeit ihres Umgangs einen bedeutenderen Gehalt. „Klein, aber

nett von Gestalt" — so schildert ihn Goethe in Dichtung und Wahrheit —, „ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche, etwas abgestumpfte Züge [die Bezeichnung ist nicht außer Acht zu lassen] vollkommen entsprachen; blaue Augen, blonde Haare, kurz ein Persönchen, wie mir unter nordischen Jünglingen von Zeit zu Zeit eines begegnet ist; einen sanften, gleichsam vorsichtigen Schritt, eine angenehme, nicht ganz fließende Sprache, und ein Betragen, das, zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegend, einem jungen Mann gar wohl anstand."

Goethe war nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt und arbeitete am Götz von Berlichingen. Lenz versuchte die Conflicte des modernen socialen Lebens zu schildern; er verfaßte den Hofmeister, ein „Lustspiel" oder vielmehr bürgerliches Schauspiel, das erst nach dem Götz ans Licht trat, so daß seine Wirkung abgeschwächt war, gleichwohl noch effectvoll genug, um den jungen Dichter in die Reihe derjenigen zu stellen, welche allen herkömmlichen Formen den Krieg erklärten und vom Drama vor Allem „nackte Natur" verlangten, die hier allerdings unverschleiert genug vor uns hintritt. Rastlos fuhr er nach dem ersten glücklichen Wurf fort zu schaffen, so daß sich in wenig Jahre die bedeutendsten Erfolge seiner dramatischen Muse zusammendrängen, der neue Menoza, die Soldaten, die Freunde machen den Philosophen. Andere waren entworfen und, nach Lenz' Angaben zu schließen, theilweise schon 1776 vollendet. Daneben erschien 1774 seine Bearbeitung von fünf Stücken des Plautus, welche er modernen Verhält-

niſſen anpaßte — wie ſchon Leſſing in ſeinem Luſtſpiele „Der Schatz“ verſucht hatte — und ausdrücklich „fürs deutſche Theater“ beſtimmte; Goethe, dem man einigen Antheil an der Bearbeitung zuſchreibt, beförderte ſie zum Druck *).

Zu gleicher Zeit war Lenz ein eifriges Mitglied der unter Salzmann's Leitung 1775 geſtifteten literariſchen Geſellſchaft, zu deren Secretär er gewählt wurde. Die Gegenſtände ſeiner Vorträge, deren Titel uns aus den in Straßburg aufbewahrten Protokollen mitgetheilt ſind, deuten auf vielſeitige literariſche Intereſſen. Aus dem, was wir von ſeinen „Briefen über Werthers Moralität“ erfahren, müſſen wir auf ſeine offenherzige Zuſtimmung zu dem Urtheil der Verehrer ſeines vom Ruhme ſchneller emporgetragenen Freundes ſchließen, welcher, durch ſpätere Vorfälle gegen Lenz eingenommen, mit Unrecht die Beſchuldigung ausgeſprochen hat, Lenz habe ihm in der Mei-

*) Sie enthalten fünf Plautiniſche Stücke: das Väterchen Asinaria); die Ausſteuer (Aulularia); die Entführungen (Miles gloriosus); die Bublſchweſter (Truculentus); die Türkenſklavin (Curculio). Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin, die Freunde der Literatur auf die 1861 im Verlage der Metzler'ſchen Buchhandlung in Stuttgart erſchienene Ueberſetzung der vier anziehendſten Luſtſpiele des Plautus (Trinummus, der Bramarbas, die Gefangenen, das Schiffstau), aufmerkſam zu machen, durch die W. A. B. Hertzberg aufs neue einen Beweis von ſeiner formgewandten und geiſtvollen Ueberſetzungskunſt gegeben hat. Die deutſche Bearbeitung iſt ſo treu, ſelbſt in Beobachtung der metriſchen Formen des Originals, als es die Eigenthümlichkeit unſerer Sprache nur irgend geſtattet, und in jeder Hinſicht den beſten Uebertragungen antiker Dramen ebenbürtig.

nung des Publicums zu ſchaden geſucht. Wenn er dahin auch den Umſtand zählt, daß Lenz die gegen Wieland gerichtete geniale Satire „Götter, Helden und Wieland“ habe drucken laſſen, ſo wiſſen wir, daß Goethe dieſer Druck keineswegs unerwartet und ſo ganz ungelegen kam, wenn er gleich ein Jahr ſpäter, als er mit dem weimariſchen Hofe in Berührung trat, ihn hinwegwünſchte, ferner daß Lenz zu gleicher Zeit nahe daran war, das Nämliche zu wagen und mit demſelben ſcharfen Urtheil gegen Wieland's Poeſie an die Oeffentlichkeit zu treten. Sein ſatiriſches Drama „Die Wolken“, namentlich gegen Wieland gerichtet, wurde jedoch von ihm noch kurz vor dem Drucke wegen ſeiner Pläne auf Weimar zurückgezogen. Es iſt entweder verloren gegangen oder, wie Gruppe vermuthet, eins mit der Humoreske Pandaemonium germanicum, das erſt 1819 nach dem Originalmanuſcripte abgedruckt worden iſt.

In eben jenen Jahren des dramatiſchen Schaffens entfaltete ſich für Lenz ein bewegtes Gemüthsleben, das für den Augenblick ſeiner Dichterkraft neue Schwingen verlieh, aber bald mehr zerſtörend als heilend und belebend wirkte. Eine leicht entzündliche Dichterſeele, wie die ſeinige, welche, unbeſorgt um die Zukunft, ſich ganz den Träumen der Phantaſie hingab, zumal in einer Zeit, wo die Werther-Schwärmereien als ein idealiſches Daſein galten, konnte dem Reiz weiblicher Anmuth nicht gefahrlos nahen; ſeine Dichtungen laſſen auch auf die Macht ſinnlicher Erregbarkeit ſchließen, die zu der ſittlichen Haltung, die Gruppe ſeinem Helden zuſchreiben möchte, gar wenig

paßt. Goethe beſaß die Energie, ſich aus den ſtürmiſchen Fluthen der Leidenſchaft zu retten, und, wenn die Wogen ſich gelegt, der poetiſchen Perlen ſich zu erfreuen, die ſie ans Ufer geworfen hatten. Lenz hatte den Stürmen, die ſein Jugendleben bewegten, nicht eine gleiche Kraft entgegenzuſetzen.

Das Vorſpiel beginnt, ſo viel uns bekannt iſt, — ähnliche Liebeständeleien mochten ſchon vorausgegangen ſein — in Seſenheim, wo jeder Leſer von Goethe's Dichtung und Wahrheit durch den Zauber ſeines jugendlichen Liebesidylls heimiſch geworden iſt. Daß Lenz ſein Nebenbuhler und Nachfolger in Friederikens Liebe geworden iſt, hat Goethe dort abſichtlich verſchwiegen, um den dichteriſchen Eindruck nicht zu beeinträchtigen, obwohl wir anderweitig erfahren, daß Goethe, ſelbſt aus Friederikens eigenem Munde, von Lenzens Liebeswerbung wußte.

Es war ein Jahr nach Goethe's Abreiſe von Straßburg, als Lenz, während eines mehrmonatlichen Aufenthalts in Fort Louis, in dem Pfarrhauſe des nahegelegenen Seſenheim zu häufigen Beſuchen ſich einfand. Als ein junger Mann von gewinnender Perſönlichkeit, dazu Candidat der Theologie, hatte er es leicht, ſich das Zutrauen des alten Pfarrers zu erwerben, deſſen Amt er mehrmals auf der Kanzel verſah. Seine Bewerbung um Friederike konnte von den Eltern nur mit günſtigen Augen angeſehen werden. Eine aufrichtige Herzensneigung ſcheint es mir (Gruppe iſt anderer Anſicht) weder von ſeiner noch von Friederikens Seite zu ſein. Für ihn war es, trotz ſeiner im ſchwärmeriſchen Modeſtil geſchriebenen

Briefe an Salzmann, doch nur ein eitles Spiel zu vorübergehender Unterhaltung eines flatterhaften Dichtergenie's; er dachte nicht an eheliche Verbindung, noch an ein Pfarramt, das ihm zuwider war. Wenn Friederike den Wünschen der Eltern und seiner, wie es anfangs scheinen mußte, treugemeinten Bewerbung so weit nachgab, daß Lenz sich selbstgefällig eines Veni, vidi, vici! rühmen konnte, so war es nicht Leichtsinn, noch war darum Goethe's Bild so schnell in ihrem Herzen erloschen, sondern wir gedenken entschuldigend der eigenen Worte Goethe's im Götz: „Bei Mädchen, die durch Liebesunglück gebeizt sind, wird ein Heirathsvorschlag bald gar." Die Eltern scheinen bald selbst eingesehen zu haben, daß der unruhige Lenz kein Vertrauen verdiene; denn nach seiner Rückkehr nach Straßburg ist der Verkehr mit ihm völlig abgebrochen. Daher können Friederikens Worte an Goethe, daß Lenz sich um sie beworben habe, aber abgewiesen worden sei, der Hauptsache nach mit der Wahrheit recht gut bestehen.

In Straßburg fand Lenz ein anderes weibliches Ideal, das ihn mit der glühendsten Leidenschaft erfüllte. Während uns kein einziges Lied von seiner Liebe zu Friederike Kunde giebt — kaum möchten wir, wie Gruppe thut, uns rasch zu der Vermuthung entschließen, diese Gedichte seien von ihm absichtlich vernichtet worden — so macht ihn nunmehr die Liebe zum Lyriker. Der Gegenstand dieser Leidenschaft, die für sein Leben verhängnißvoll werden sollte, ist Adelaide Baronin von Waldner, deren Bekanntschaft er gegen das Jahr 1774 machte. Ihr sind

die beſeelteſten Töne ſeiner lyriſchen Poeſie gewidmet, ſo daß Gruppe, der in allen Theilen ſeiner Biographie der Bewunderung für ſeinen Schützling Ausdruck giebt, bei dieſen erotiſchen Poeſieen zu dem extravaganten Ausſpruch greift, daß wir es hier mit einem der größten Lyriker nicht nur Deutſchlands, ſondern aller Zeiten zu thun haben. Zu einem ſolchen Range berechtigen nach meinem Dafürhalten die Gedichte auf Adelaide keineswegs, und ich glaube doch nicht zu den „fühlloſen“ Kritikern zu gehören, gegen die der Verfaſſer wiederholt ſeine Entrüſtung ausdrückt. Einzelne Stellen treten mit ergreifender Gewalt hervor, aber dann zerfließt die Empfindung wieder im Verlauf des Gedichts. Das treffliche Lied „Mit ſchönen Steinen ausgeſchmückt“ (Gruppe, S. 91) hat doch ſeinen Werth nur durch die beiden Anfangsſtrophen; die folgenden ſind ein ſchwächerer Nachhall des in ergreifenden Tönen angeſchlagenen Accords.

Das pathologiſche Intereſſe, mit dem uns das Werden und Aufflammen dieſer Liebesleidenſchaft erfüllt, ſteigert ſich, wenn wir gegen den Frühling 1776 den jungen Dichter von Straßburg nach Weimar begleiten. Hier war inzwiſchen Goethe als Freund und Rathgeber eines Fürſten zu Einfluß und Anſehen gelangt, Fräulein von Waldner lebte als Hofdame in der Nähe der Herzogin Luiſe. Mit was für Zukunftsträumen mochte er ſich auf den Weg machen! Aber er langte an „die Todeswunde tief in der Bruſt“ — denn unterwegs hatte er erfahren, daß Adelaide verlobt ſei, und ſo erklären ſich die melancholiſchen Worte, womit er Goethe von ſeiner Ankunft in Weimar in

Kenntniß ſetzte! „Der lahme Kranich iſt angekommen, er ſucht, wo er ſeinen Fuß hinſetze. Lenz.“

Die freundliche Aufnahme, die er in der weimariſchen Geſellſchaft fand, that ihm wohl; er war in mannigfachem Verkehr mit der herzoglichen Familie und den literariſchen Notabilitäten; ſelbſt mit Wieland, dem ſonſt gehaßten und verfolgten, ſtand er im beſten Einvernehmen. An Lavater, der damals der Vertraute ſeines Herzens war, ſchreibt er einige Wochen nach ſeiner Ankunft in ſeiner gewöhnlichen überſchwänglichen Weiſe: „Ich bin hier verſchlungen vom angenehmen Strudel des Hofes, der mich faſt nicht zu Gedanken kommen läßt, weil ich den ganzen Tag oben beim Herzog bin.“ Gleichwohl hatte Lenz, der nur gewohnt war, ſich bequem gehen zu laſſen, ſich nicht jene beſonnene Haltung zu eigen gemacht, welche erforderlich war, um auf dem glatten Boden fürſtlicher Salons nicht zu ſtraucheln, und die leidenſchaftliche Erregtheit, in die er durch die Nähe der im Kreiſe des Hofes lebenden Geliebten gerieth, erhöhte die Gefahr für ihn. Sein Erſcheinen in einer Dominomaske auf einem Hofball, zu dem er nicht geladen war, gab nach Goethe's Ausdruck „ein Lachfieber“; Böttiger und Falk haben den Vorfall ſo erzählt, wie ihn die Klatſchluſt boshaft vergrößert hatte. Wieland ſchreibt am 13. Mai: „Lenz am Hofe! — Was dünkt euch dazu? Seit er hier iſt, iſt kaum ein Tag vergangen, wo er nicht einen oder den andern Streich ausgeführt, der jeden anderen als ihn in die Luft geſprengt hätte. Dafür wird er nun freilich auch was Rechts geſchoren; aber das ficht ihn nicht an,

er geht ſeinen Weg fort.“ Man ſah über Manches hinweg, und behielt ihn lieb. Auch Goethe beſtätigt es, indem er im Juli an Merck ſchreibt: „Lenz ward endlich gar lieb und gut in unſerem Weſen, ſitzt jetzt in Wäldern und Bergen allein, ſo glücklich, als er ſein kann.“

Damals weilte Lenz längere Zeit in Berka, nicht, wie Goethe meinte, in einer glücklichen Stimmung, ſondern in der Einſamkeit verſank er tiefer in ſich ſelbſt. Zu viel hatte in kurzer Zeit auf ihn eingeſtürmt; auch das kam noch hinzu, daß er mit Vater und Bruder zerfallen war. Sein Gemüth hatte gelitten, der Geiſt konnte, obwohl er ſich noch vielfach in poetiſchen Productionen verſuchte, das Seelenleid nicht mehr bewältigen. Als er gegen den Herbſt nach Weimar zurückkehrte, war er ein anderer geworden, „ein krankes Kind“, wie Goethe an Merck ſchreibt; „wir wiegen und tänzeln ihn, und geben und laſſen ihm vom Spielzeug, was er will.“

Das Spielen hatte indeß bald ernſtlichere Vorfälle zur Folge. Gruppe hat über „die Kataſtrophe zu Weimar“ alle Briefſtellen und auch die leiſeſten Hindeutungen in Lenz' Dichtungen, die darauf Bezug haben können, zu einem weitläufigen Zeugenverhör zuſammengebracht, als gälte es eine Wallenſtein'ſche Haupt- und Staatsaction, „die eine Welt im Sturze nach ſich reißt.“ Trotzdem gewinnen wir nur ganz winzige Reſultate. Lenz, dem man bisher Vieles verziehen hatte, verletzte mehr und mehr die Grenzen conventioneller Geſellſchaftsſitte, die ſelbſt unter dem genialen Treiben des Weimarer Hofes ihr Anſehen

nicht ganz verloren hatte. Seine Leidenschaft für Adelaide mußte hier Alles verderben; er hielt ihre Verlobung für eine nur der Convention angehörige, und war in dem festen Glauben, daß ihm eigentlich dies Herz gehöre, ganz der Standpunct Werther's. Nun erfolgten Zurechtweisungen ernster Art, und wohl auch aus Goethe's Munde. Dadurch wurde sein Ehrgefühl erregt; er meinte denn noch nicht mehr die gute Sitte zu verletzen, als die ihn zur Rede stellten, und vergaß nur, daß er weder der Herzog noch Goethe war, denen er sich im Dichterselbstgefühl an die Seite setzte. Er ließ seiner Zunge freien Lauf und scheint namentlich Goethe beleidigt zu haben, indem er sich über dessen Verhältniß zu Frau von Stein ausließ. Wieland, der ihn sonst harmlos genannt hatte, hält jetzt die Bezeichnung von „boshaft" und „impertinent" nicht zurück: kurz er hatte Viele in der Gesellschaft des Hofes gegen sich aufgebracht. Der entscheidende Auftritt erfolgte am 29. November, wo er wahrscheinlich vor den Augen mehrerer Personen des Hofes seine Geliebte mit einer anstößigen Zudringlichkeit überrascht und dadurch die sittenstrenge Herzogin persönlich beleidigt hatte.

Lenz erhielt herzoglichen Befehl, Weimar auf der Stelle zu verlassen; ein Tag Aufschub, um den er durch Herder bitten ließ, wurde ihm stillschweigend gewährt. Der Vorfall war der Art, daß die sonst so schwatzhafte weimarische Gesellschaft in den uns bekannt gewordenen Briefschaften wie auf ein gegebenes Wort über das Einzelne ein völliges Stillschweigen beobachtet hat; selbst von einem in Herder's

Nachlaß befindlichen Briefe Lenzens, worin ſich dieſer gegen Herder zu rechtfertigen ſucht, iſt das Blatt, worin die näheren Umſtände zu leſen ſein würden, abgeriſſen und vernichtet. Goethe ſchreibt an Frau von Stein die kurzen Worte: „Lenz hat mir weggehend noch dieſen Brief an Herzogin Luiſe zugeſchickt, übergeben Sie ihn, liebe Frau. Die Sache reißt wieder ſo an meinem Innerſten, daß ich erſt da dran wieder ſpüre, wie tüchtig es iſt und was aushalten kann.“ Goethe war bei dieſen Vorgängen ſchwer beleidigt, aber zu der Vermuthung, daß gerade er ſeine Wegweiſung betrieben habe, iſt auch nicht der leiſeſte Grund. Mich dünkt, Goethe iſt in ſeinem ganzen Verhalten gegen Lenz nicht der geringſte Vorwurf zu machen, und von Neid und Eiferſucht in der Liebe und im Ruhm kann keine Rede ſein. Ob jene Vorgänge in der weimariſchen Hofſphäre auf Goethe's Taſſo influirt habe, wie Gruppe annimmt, muß dahingeſtellt bleiben. Die Grundzüge zu der Darſtellung eines leidenden, mit der Welt zerfallenen Dichtergemüths fand Goethe in ſeinen Jugenderlebniſſen ſo vielfach vor und waren ſchon in Taſſo's Lebensereigniſſen ſo deutlich vorgezeichnet, daß nicht grade Lenz, dem zum Taſſo doch allzuviel fehlte, zu dieſem Bilde geſeſſen zu haben braucht.

Von der Abreiſe aus Weimar hatte Lenz nicht mehr weit bis zum Wahnſinn. Zunächſt arbeitete er noch raſtlos fort. Vieles von ihm wurde in den nächſten Jahren zum Druck befördert, ſo daß er nicht Mangel kann gelitten haben. Den Winter verlebte er in Emmendingen bei Schloſſer, Goethe's Schwager,

oder in deſſen Nähe. Das ruhige klare Gemüth ſeiner Gattin übte auf Lenz eine heilende Wirkung; er ſelbſt hat es dankbar bekannt:

Ihr zart Gefühl, das jeden Mißlaut ſpürte,
Litt auch kein Wort, auch keinen Blick,
Der nicht der Wahrheit Stempel führte.

Im nächſten Frühling (1777) ging er wieder auf Reiſen, hielt ſich an verſchiedenen Orten der deutſchen Schweiz auf, verweilte lange bei Lavater, deſſen milder Zuſpruch ihm beſonders jetzt erquickend ſein mußte, und machte die Bekanntſchaft mit vielen in der Literatur hervorragenden Männern, an denen die Schweiz damals reich war. Die Wirkung war anders, als man hätte erwarten mögen. Verſtörten Geiſtes kam er im folgenden Winter in die oberen Rheingegenden zurück. Im Hauſe des Pfarrers Oberlin zu Waldbach im Steinthal hatte er Anfälle von Wahnſinn; nur mit Mühe hielt man ihn vom Selbſtmorde zurück. Dazwiſchen hatte er wieder Perioden, wo ſein Geiſt klar und heiter war, ſo daß er mehrmals den Pfarrer, in deſſen Pflege er war, auf der Kanzel vertrat. Bei dem Beſuche in Schloſſer's Hauſe zu Emmendingen, wo er Cornelia nicht mehr fand, brach die Krankheit des Gemüths aufs neue hervor und ſteigerte ſich bis zur Tobſucht, ſo daß man ihm Ketten anlegen mußte! Einigermaßen geheilt, wurde er von Schloſſer in dem Hauſe eines Schuhmachers untergebracht. Er war jetzt mit ſeinem Loos und ſeiner Umgebung ſo zufrieden, betrieb ſein Handwerk mit ſolcher Luſt, als wäre jede Erinnerung an all ſeine Zukunftsträume, an Dichtergloric und Frauenhuld, an

Hofsäle und Fürstenumgang auf immer verschwunden. Hier wie demnächst durch einen Landaufenthalt zu Wyswyl war er so weit wieder hergestellt, daß er im Sommer 1779 in Begleitung seines Bruders in die Heimat zurückkehren konnte. Aber der Geist war für immer gebrochen, und von jenem Lenz, auf dem die Hoffnungen Deutschlands geruht hatten, war wenig mehr übrig geblieben.

Lenz lebte anfangs zu Riga, wohin sein Vater als Generalsuperintendent berufen war. Er bemühte sich um ein Lehramt, aber vergebens. Eine Sammlung seiner Werke, für die er seine weimarischen Gönner, mit denen er wieder in Correspondenz trat, zu interessiren suchte, — auch der Herzog hatte seine Hand nicht ganz von ihm gezogen — kam nicht zu Stande, wie es scheint, in Folge seiner Unentschlossenheit. Einige Jahre darauf begab er sich nach Petersburg, und da hier sich keine besseren Aussichten für ihn eröffnen wollten, nach Moskau. Einiges erwarb er sich durch mechanisches Uebersetzen; doch konnte der Erwerb nicht hinreichen, ihn vor Dürftigkeit zu schützen. Größere Dichtungen brachte er nicht mehr zu Stande, und selbst die kleineren sind matt und unklar. Gleichwohl verlor er nicht das Gefühl seines Werthes, das durch unzählige Demüthigungen nur noch mehr zum Trotz gesteigert ward. Obschon er von Unterstützungen, beinah von Almosen lebte, so war er doch beleidigt, wenn man ihm unaufgefordert Gaben anbot. Der Tod machte am 24. Mai 1792 seinem traurigen Dasein ein Ende. Ein russischer Edelmann, in dessen Hause er lange Zeit gelebt hatte, sorgte für sein Begräbniß.

Das ist der tragische Verlauf eines Dichterlebens, von dem Gruppe nicht mit Unrecht sagt, daß es „das vollständige Romaninteresse“ besitze. Es ist kaum zu zweifeln, daß uns bald ein Roman in üblicher Ausführlichkeit ein um Reinhold Lenz gruppirtes farbenreiches Zeit- und Charaktergemälde vorführen wird. Hier sind die vielfachen Räthsel in Lenzens Leben, bei denen die Geschichte der Literatur sich mit Vermuthungen begnügen muß, bequemer und leichter zu deuten und zu lösen.

Goethe und Leſſing.

1861.

Den Lesern Goethe's ist aus des Dichters eigener Schilderung*) sein erstes abenteuerliches Zusammentreffen mit dem nachmaligen Duisburger Professor Friedrich Victor Leberecht Plessing, während der Harzreise im December des Jahres 1777, bekannt. Er hat diese Erzählung als Episode in die Schilderung der Campagne von 1792 auf Anlaß der kurzen Erwähnung seines letzten Besuchs bei Plessing einge-

*) Auf diesen Aufsatz (Deutsches Museum, 1861. Nr. 19) erfolgte eine Entgegnung von Düntzer (Bremer Sonntagsblatt, 1861. Nr. 38. 39), worin der verdienstvolle Kritiker ausführlich zusammenstellte, was wir in den bis jetzt veröffentlichten Briefen und Berichten über Plessing und sein Verhältniß zu Goethe aufgezeichnet finden, und zugleich, obschon das Unrichtige in einzelnen Angaben Goethe's einräumend, doch dessen Bericht in der Hauptsache als wahrheitsgemäß zu vertheidigen und die Widersprüche durch anderweitige Deutung und Zusammenstellung auszugleichen suchte. In einer kurzen Erwiderung (Br. Sonntagsblatt, 1861. Nr. 42) legte ich die Gründe dar, weshalb ich meine Ansicht glaubte aufrecht erhalten zu müssen. Da eine Erneuerung dieser Polemik unstatthaft sein würde, so habe ich nur Einiges aus dem letzten Aufsatze hier einschalten können, und verweise für die, welche Düntzer's Ansicht näher kennen zu lernen wünschen, auf die oben angeführte Abhandlung.

ſchaltet. Die Grundzüge, um die es ſich handelt, will ich, um ſie in Rückſicht auf die nachfolgenden kritiſchen Bemerkungen dem Leſer klar zu vergegenwärtigen, in kurzem Auszuge andeuten.

Im Jahre 1776 erhält Goethe — ich folge genau ſeinem Berichte — von einem jungen Gelehrten Namens Pleſſing, dem Sohne des Superintendenten in Werningerode, einen Brief, faſt ein Heft, worin ihn derſelbe, um ſich von dem Dichter des Werther Rath und Troſt zu erbitten, in ausführlichſter Weiſe mit ſeinem ſelbſtquäleriſchen Gemüthszuſtande vertraut machte. (Ein faſt zwölf Jahre ſpäter geſchriebener Brief Pleſſing's an den Oberconſiſtorialrath von Irving in Berlin (ſ. „Neue berliniſche Monatsſchrift“ herausgegeben von Bieſter, Bd. 21, S. 5—28) belehrt uns einigermaßen über die Sturm- und Drangperiode, welche der damals einundzwanzigjährige Jüngling gleich ſo vielen andern in jener empfindſamen Zeit durchzumachen hatte. Er ſagt in dem Rückblicke auf jene Jahre unter Anderm: Von meinen Jünglingsjahren an war ein gewiſſes dunkles Gefühl in mir, das mich von den gewöhnlichen jugendlichen Freuden ableitete, hingegen hinriß, andere Arten derſelben — die ich mit mehr Gluth und Leidenſchaft umfaſſen konnte — aufzuſuchen, wodurch ich aber immer ins Romantiſche gerieth. Dies dunkle Gefühl ſpiegelte mir ein glänzendes Ideal vor, das ich mit blinder Leidenſchaft, als eine Geliebte, immer verfolgte. Allein ich fand ſie in dem mich umgebenden gewöhnlichen Menſchenleben nicht, konnte ſie alſo nicht genießen, und doch war meine Leidenſchaft unbegrenzt gegen ſie.

Hierdurch wurde ich auch unter anderem in dem Soldatenſtande zu den ausſchweifendſten Begeiſterungen und Bedürfniſſen in der höheren Liebe und hernach zu einem gänzlichen Ueberdruß des Lebens gebracht, weil ich nunmehr verzweifelte, das Geliebte, welches ich ſuchte, je gewinnen zu können. Nur ſeit der Zeit, da ich einige Ahnungen erhielt, daß ich auf irgend eine Art zu dem gewünſchten Zwecke kommen könnte, verlor ſich dieſer Ueberdruß zum Leben etwas.)

Da eine Antwort von Goethe ausblieb, erfolgte ein zweiter und dringenderer Brief, worin Pleſſing ihn feierlichſt beſchwor, ihm eine Antwort nicht zu verſagen. Gleichwohl ſchreibt Goethe nicht an ihn, ſondern entſchließt ſich, den ſeltſamen jungen Mann von Angeſicht zu ſehen und zu verſuchen, was durch mündlichen Zuſpruch auszurichten ſein möchte. Zu einer Reiſe in den Harz treibt ihn zugleich das Verlangen, ſich mit dem Bergbau, wenn auch nur flüchtig, bekannt zu machen, weil man in Weimar mit der Wiederaufnahme des Ilmenauer Bergbaus umgeht, obgleich von ihm, „dem damaligen Gaſt in Weimar“, weder Gutachten noch Meinung verlangt ward.

Im November 1777 wird eine große Jagd bei Eiſenach gehalten, zu der auch Goethe eingeladen iſt. Er macht ſich auf einige Wochen von der Jagdgeſellſchaft los, ſchlägt zu Pferde den Weg über Sondershauſen, wo er die erſte Nacht zubringt, nach Ilfeld ein, wo er für die nächſte Nacht nur mit Mühe ein Unterkommen findet, beſucht folgenden Tags die Baumannshöhle und gelangt am Abend nach Werningerode. Nachdem er vom Kellner des Gaſthofes eine treffende

Charakteriſtik des jungen Superintendentenſohnes erhalten hat, läßt er ſich noch ſelbigen Abend im Pfarrhauſe als einen Fremden, der deſſen Bekanntſchaft zu machen wünſche, anmelden. Bei ſeinem Eintreten giebt er ſich Pleſſing gegenüber für einen Zeichenkünſtler aus Gotha aus, der in Familienangelegenheiten nach Braunſchweig zu reiſen beabſichtige. Alsbald lenkt jener darauf das Geſpräch auf Weimar und auf Goethe. Da der fremde Maler dieſen zu kennen vorgiebt, ſo läßt er ſich von ihm die Perſönlichkeit des jungen Dichters, der ſo viel von ſich reden mache, ſchildern, beklagt ſich über deſſen Schweigen auf ſeine offenherzigen und dringenden Briefe, holt dieſe ſelbſt im Concept herbei und lieſt das erſte Schreiben des Ausführlichen vor, um ſchließlich zu fragen, ob eine ſo herzliche Zuſchrift keine Antwort verdient habe. Aus dem weiteren Geſpräche, worin Goethe ſeine Denkweiſe dem troſtbedürftigen Jünglinge einigermaßen explicirt, ſoweit die angenommene Maske eine Bezugnahme auf Goethe's Lebensanſichten geſtattet, gewinnt er die Ueberzeugung, daß dem Seelenzuſtande des armen Jünglings nicht beizukommen ſei, läßt in der Frühe des folgenden Morgens ſein Pferd ſatteln und lehnt mit einem anonymen Bleiſtiftblättchen, das er dem Kellner zur Beſorgung übergiebt, die Einladung zum Mittag ab.

Längere Zeit erfährt Goethe von Pleſſing nichts. Da wird ihm eines Tages ein Billet mit deſſen Unterſchrift ins Gartenhaus gebracht, worin er ſich zu einem Beſuche anmeldet. Er ſchreibt ihm einige Zeilen zurück: er werde willkommen ſein. An

der Handſchrift dieſes Billetchens hat Pleſſing erkannt, daß er in Goethe jenen geheimnißvollen Reiſenden wiederſehen werde, der ihm bei der Abreiſe von Werningerode das Bleiſtiftblättchen zurückgelaſſen. Statt eines „ſeltſamen Erkennungsauftritts“, den Goethe erwartet hatte, erfolgt ein trauliches Geſpräch; er läßt ſich von ſeinem Gaſte ſeine gegenwärtige, nicht eben erfreuliche Lage ſchildern; ſie ſcheiden freundlich — „nur daß ich ſein heftiges Begehren nach leidenſchaftlicher Freundſchaft und innigſter Verbindung nicht erwidern konnte“. Pleſſing erlangt nachmals einen Ruf als gelehrter Schriftſteller und ſendet an Goethe ſeine Bücher, ſowie ſie erſchienen ſind. Er wird als Profeſſor der Philoſophie an die Univerſität Duisburg berufen. Goethe kommt wiederholt in den Fall, ihm „reelle Dienſte zu leiſten“; er beſucht ihn auf der Rückreiſe von dem Feldzuge 1792, wo das Zurückſchauen in jene frühern Tage beiden Theilen einige angenehme Stunden gewährt; ſie ſcheiden im beſten Vernehmen, Goethe nicht ohne Beſorgniß für ihn wegen der drohenden Zeitverhältniſſe.

In dieſer kurzen Zuſammenſtellung der Umſtände tritt die Seltſamkeit von Goethe's erſtem Beſuch klar in die Augen; ſo wie der Bericht ihn darſtellt, möchte er ſchwer zu rechtfertigen ſein. In Bezug darauf macht Gutzkow zu einer in den „Unterhaltungen am häuslichen Herde“ erſchienenen, mit jener Harzreiſe in Verbindung geſetzten novelliſtiſchen Schilderung einer edlen Handlung unſers großen Dichters die Bemerkung: „Wir möchten gerade im Gegentheil die Möglichkeit eines ſolchen detaillirten Eingehens Goethe's

in Abrede ſtellen, vielmehr umgekehrt bewieſen finden, daß ſich Goethe, wenn auch nicht Nothſtänden, doch äußerſten Verirrungen und ihren Folgen gern entzog. . . Wer Pleſſing . . . nicht durch ſein Bekenntniß: Ich bin Goethe! erquicken und aufrichten konnte oder mochte, wäre wohl auch kaum jener Rolle fähig, die er im obigen . . . mythiſchen Bilde ſpielt".

Wir kommen hier in den Fall, Goethe, wie in manchen andern Puncten ſeiner Lebensgeſchichte, gegen ſeine eigene Erzählung in Schutz nehmen zu müſſen; ſein Bericht iſt eben auch „ein mythiſches Bild", dem ich, wie ich nach meiner jetzigen Ueberzeugung bekennen muß, in meinem „Leben Goethe's" noch allzuviel Glauben geſchenkt habe.

Der Leſer darf ſich von der Anmuth der autobiographiſchen Schilderungen unſers Dichters niemals ſo beſtechen laſſen, daß ihm Alles und Jedes darin hiſtoriſche Wahrheit dünke. Gar häufig ſpielt die Kunſt der Poeſie ſehr frei mit dem Material, theils mit abſichtlicher Dichtung, theils weil ſein Gedächtniß bei ſo vielfachem Zudrange des Erlebten das Einzelne nicht mehr treu bewahrte. Dem Phantaſiebilde fehlt aber nie der künſtleriſche Zuſammenhang, um die Täuſchung zu vollenden.

Es ändert nichts an der Sache, daß die in Rede ſtehende Erzählung nicht in den „Dichtung und Wahrheit" betitelten Bänden, ſondern in der Schilderung der Campagne in Frankreich enthalten iſt. Denn auch in jenen ſpäter erſchienenen Lebensberichten tragen alle Erzählungen, die nicht, wie bekanntlich meiſtens geſchehen, aus gleichzeitig niedergeſchriebenen Tagebü-

chern und Briefen redigirt oder doch geſchöpft ſind, ganz den nämlichen Charakter, wie jene früheren, ja um ſo mehr, da ſie in den letzten Lebensjahren des Dichters aufgezeichnet ſind, als die Erinnerung noch mehr verblaßt war und die Dichtung ſich unwillkürlich unterſchob. Geben uns die neben den Briefen fortlaufenden Berichte über den zweiten Aufenthalt in Rom die volle Wahrheit? ſollte es nicht erlaubt ſein bei der Erzählung von der jungen Mailänderin, bei der Deutung des Liedes: „Cupido, loſer, eigenſinniger Knabe“! ein abſichtliches Verhüllen des wahren Thatbeſtandes anzunehmen?

Bemerkenswerth iſt dabei, daß Goethe es verſchmäht, ſeine Kunſt dazu anzuwenden, ſich wärmer, reiner, edler darzuſtellen, als er in Wirklichkeit ſich gezeigt hatte. Im Gegentheil hat die genaue Aufklärung über ſein Verhältniß zu den Freunden und Freundinnen ſeiner Jugendjahre, wie ſie namentlich durch gleichzeitige Briefe gegeben iſt, ihn ſtets in einem vortheilhafteren Lichte erſcheinen laſſen, als in ſeinen eigenen Berichten. Ich erinnere nur an den Briefwechſel mit Keſtner und Charlotte, mit Auguſte Stolberg, mit Merck, Lavater und Herder. Erſt dadurch haben wir das herrliche Bild des alle Herzen gewinnenden Jünglings, der den Götz und den Werther ſchuf, ganz kennen gelernt, ſeine Offenheit, Herzenswärme und Hochſinnigkeit. Trotz glänzender Schilderungen im Einzelnen breitet ſich doch über Goethe's Darſtellung in „Dichtung und Wahrheit“ der Abendhauch der Ironie einer ſpätern Lebensepoche, wodurch uns oft der reine Genuß des ſchönen

Frühlingsmorgens, der ſeiner Jugend leuchtete, verkümmert wird.

Die Erzählung von der winterlichen Harzreiſe, flüchtig als Epiſode behandelt, iſt ſo dürftig und enthält nachweisbar in den einzelnen Angaben ſo viel Unrichtiges, daß nicht anzunehmen iſt, Goethe habe dabei die Aufzeichnungen eines Tagebuchs oder Reiſejournals zur Hand gehabt. Er verwechſelt die Tage und übergeht Reiſeerlebniſſe, welche in ſeinen Briefen an Frau von Stein als die Gipfelpuncte ſeiner Wanderfreuden erſcheinen, ja ſogar ſolche, die ſeinem Gedächtniſſe unmöglich entſchwunden ſein konnten, wie denn auch ſeine Schilderung nicht im entfernteſten die Erhebung des Gemüths ahnen läßt, die in der großartigen winterlichen Bergnatur, vornehmlich bei Beſteigung des Brockens, ihn um ſo erquickender durchſtrömte, je mehr die Langeweile des Hoflebens und der fürſtlichen Jagdvergnügungen, aus denen er ſich in die Bergeinſamkeit flüchtete, ihn kurz zuvor niedergedrückt hatte. Pleſſing zu beſuchen, dem lebensmüden Jünglinge, deſſen troſtbegehrende Briefe er bisher unbeantwortet gelaſſen hatte, durch perſönliche Zurede und Theilnahme Troſt zu bringen, das bezeichnet er ſelbſt in den in ſpätem Alter geſchriebenen Erläuterungen ſeiner Ode „Harzreiſe im Winter“ als das *hauptſächlichſte* Motiv ſeines improviſirten Ausflugs. Freilich durfte er ſo offen nicht geſtehen, daß zugleich der Widerwille, an der Eiſenacher Saujagd wochenlang Theil zu nehmen, ihn gerade um dieſe Zeit forttrieb. Daß er ſich übrigens nach einer *zweijährigen* Anweſenheit in Weimar noch „als damaligen

Gaſt — von dem weder Gutachten noch Meinung verlangt ward“ dem Leſer vorſtellt, iſt denn doch wenigſtens eine Gedächtnißſchwäche, die gegen Anderes in dem Berichte von vornherein mißtrauiſch machen darf.

Gewichtiger ſind die, wenn auch nur kurzen, Angaben, die wir in den Briefen an Frau von Stein finden. Am Abend des dritten Reiſetags (2. Dec.) gelangte Goethe, nachdem er „den ganzen Tag in der Baumannshöhle“ zugebracht hatte, nach Elbingerode. Nach Werningerode gelangte er erſt am Morgen des nächſten Tags und ſpazierte „mit Pleſſing auf die Berge“, brachte alſo den ganzen Tag in Pleſſing's Geſellſchaft zu; denn erſt am nächſten Tage (4. Dec.) reiſte er über Ilſenburg nach Goslar. Von hier ſchreibt er an die Freundin, was ſich nur auf den Beſuch bei Pleſſing beziehen kann: „Mein Abenteuer habe ich beſtanden, ſchön, ganz wie ich mir's vorauserzählt, wie Sie's ſehr vergnügen wird zu hören, denn Sie allein dürfen's hören, auch der Herzog, und ſo muß es Geheimniß ſein. Es iſt niedrig, aber ſchön, es iſt nichts und viel — die Götter wiſſen allein, was ſie wollen und was ſie mit uns wollen, ihr Wille geſchehe“. Auch nach der Rückkehr von der Reiſe zeigt ſich bei beiden das fortdauernde Intereſſe für Pleſſing's Gemüthszuſtand; daher ſchickt Goethe ſeiner Freundin deſſen Papiere zu (ſ. Briefe Bd. I. S. 143.)

Vergleicht man damit Goethe's Bericht von ſeinem ſpäten Abendbeſuche und ſchleunigen Abreiſe, ſo bleibt wenig von ihm übrig. Namentlich glaube

ich noch aus andern Gründen berechtigt zu ſein, Zweifel zu erheben gegen den Hauptpunct, daß er die ganze Beſuchsſcene in der Incognitomaske eines Malers aus Gotha durchgeſpielt habe. Ich finde die Gründe theils in der ganzen Situation und der Handlungsweiſe, wie ſich ſein Charakter gleichzeitig bei ähnlichen Vorfällen bewährt hat, theils in den Beziehungen, in denen er ſpäter zu Pleſſing ſteht.

Das Ereigniß fällt in eine Zeit, wo Goethe, weit entfernt, ſich gegen die Menſchen mehr und mehr zu verſchließen, für das Leiden Anderer das wärmſte Mitgefühl empfindet. Es iſt die Zeit, wo das „Edel ſei der Menſch, hülfreich und gut“ bei ihm in vollem Maße zur Wahrheit geworden war. Unter vielen Beweiſen ſeiner in jenen Jahren überaus menſchenfreundlichen Geſinnung erwähne ich nur ſein Benehmen gegen den Unglücklichen, der in Ilmenau unter dem Namen Kraft von ſeiner Unterſtützung lebte, auch ein Lebensüberdrüſſiger; ein Jahr nach ſeiner Harzreiſe ſchrieb er an dieſen die Troſtesworte: „Dem, der ſich mit den Wellen herumarbeitet, iſt's wohl der ſchlimmſte Herzensſtoß, wenn der Willige nicht Kräfte genug hat, Alle zu retten, die der Sturm an ſeine Küſte treibt“ — und in einem andern Briefe: „Der, der hat, darf nicht ſegnen, er muß geben .... es iſt mehr eine Wohlthat von Gott, wenn er uns, da man ſelten was thun kann, einmal einen wirklich Elenden erleichtern heißt!“ In ſolch einer ſanften Seelenſtimmung, die bald nach der ſtürmiſchen Erregtheit des erſten weimariſchen Jahrs eintrat und den Weg zu einer Iphigenie bahnte, treffen ihn die Briefe

Pleſſing's — „friſch und brav aus dem Herzen geſchrieben", wie er ſie ſelbſt bezeichnet, — worin ſich das dringendſte Verlangen ausſprach, von ihm, und nur von ihm, dem mit düſteren Gemüthszuſtänden vertrauten Dichter des Werther, beruhigende Worte zu vernehmen. Daß es in dem väterlichen Pfarrhauſe an anderweitigen Troſtreden nicht werde gefehlt haben, verſteht ſich von ſelbſt. Statt einer ſchriftlichen Antwort entſchließt ſich Goethe zu einem perſönlichen Beſuche in Werningerode. „Iſt auf deinem Pſalter, Vater der Liebe, ein Ton, ſeinem Ohre vernehmlich, ſo erquicke ſein Herz"! mit ſo ſehnlichem Wunſche will er zu ihm und widmet ihm einen Tag ſeiner Reiſe. Und nun wird uns zugemuthet zu glauben, er habe ſeine Aufgabe für erledigt angeſehen, weil er durch ein Geſpräch, daß er mit Pleſſing als ein durchreiſender Maler gepflogen, von der Unmöglichkeit überzeugt worden ſei, auf ſeinen Gemüthszuſtand einzuwirken? Mag Riemer, auf deſſen Urtheil in ſolchen Sachen wenig zu geben iſt, kurzweg behaupten, Goethe habe „durch den frommen Betrug mehr gewirkt, als er durch die Wahrheit erreicht haben würde", es widerſtreitet der Natur der Sache. Ob einem Troſtbedürftigen „beizukommen" iſt, kann ich nicht wiſſen, ſo lange ich mich hinter dem Namen einer völlig gleichgültigen unbekannten Perſon verſtecke; der Lebenshauch des Troſtes iſt Vertrauen und Wahrheit.

Ebenſo wenig kann ich als Motiv annehmen, Goethe hätte fürchten müſſen, durch ein offenes Hervortreten gegen Pleſſing werde er ſich eine Laſt auf-

bürden. Eingebildete „Genie's," die ihn in Weimar aufſuchten, um bei ihrem vom Glück begünſtigten Bruder im Lande Goſen zu wohnen, und bei Hofe compromittirten, wie Lenz, der eine „Eſelei" beging, ſo daß ſeines Bleibens nicht lange war, mochten ihm durch ihre Gegenwart läſtig werden. Hülfsbedürftige hat er nicht von ſich gewieſen. „Sie ſind mir nicht zur Laſt!" ſchreibt er an Kraft; „und glauben Sie denn, daß Ihre Thränen und Ihr Segen nichts ſind?" Pleſſing konnte ihm weder in der einen noch in der andern Hinſicht zur Laſt fallen.

Wenn ich demnach vollgültige Gründe zu haben glaube, zu behaupten, daß Goethe bei ſeiner Erzählung von der Incognitoſcene im Irrthum ſei oder aus was immer für einem Grunde die volle Wahrheit nicht habe berichten wollen, ſo möchte ich, wenn eine Vermuthung gewagt werden darf, einige Veranlaſſung zu einer Täuſchung der Erinnerung in dem Umſtande finden, daß er auf ſeinem winterlichen Ausfluge — wie wir aus ſeinen Briefen an Frau von Stein erfahren, um von neugierigen Fragen nicht beläſtigt zu werden, unter einem angenommenen Namen als Maler reiſte und ſich vielleicht im Pleſſing'ſchen Hauſe, um eine Ueberraſchung zu bereiten, als ſolcher anmelden ließ und introducirte. Die Vorfälle mit Höpfner in Gießen, bei dem er als ſchüchterner Student eintrat, um ihm bald darauf mit den Worten: „Ich bin Goethe!" um den Hals zu fallen, mit Jung-Stilling in Elberfeld, den er als ein fremder Patient an ſein Bette rufen ließ, um den bedächtig ihm an den Puls fühlenden Doctor „in einer unbe-

ſchreiblichen Freude des Wiederſehens“ in ſeine Arme zu ſchließen, und ähnliche Verſteckſpiele ſeines jugendlichen Humors berechtigen zu jener Annahme.

Daß Goethe offen und wahr, wie ſich's gebührte, gegen Pleſſing gehandelt und auf ſeinen Gemüthszuſtand — was er nur als Goethe vermochte — einzuwirken verſucht habe, iſt auch aus ſeinem ſpätern Verhältniß zu ihm zu ſchließen. Aus dem Wenigen, was wir darüber erfahren, geht doch ſoviel hervor, daß Pleſſing lange vor dem Wiederſehen in Weimar in Erfahrung gebracht hatte, der fremde Gaſt in Werningerode ſei Goethe geweſen. Woher? wenn nicht von dieſem ſelbſt. Pleſſing macht vor ſeiner Abreiſe nach Königsberg im Herbſt 1779 einen Beſuch in Weimar, ſicherlich nur, um Goethe noch einmal zu ſehen, der jedoch kurz zuvor mit dem Herzoge nach der Schweiz abgereiſt war. Von Königsberg ſchreibt er an Goethe, wir wiſſen nicht, wie oft. Eine Antwort Goethe's vom 26. Juli 1782 iſt uns durch einen glücklichen Zufall erhalten; in Pleſſing's Nachlaß fand ſich ein Packet von Briefen Goethe's, das leider verloren gegangen zu ſein ſcheint. Wir erfahren aus Goethe's Schreiben, daß Pleſſing ihm mitgetheilt hat, er leiſte ſeiner Weiſung Folge und ſei auf dem Wege, ſich durch Fleiß einen nützlichen Wirkungskreis zu ſchaffen; dankbar erkennt er jetzt Goethe's Benehmen, der ſeiner Excentricität eine ruhige Haltung entgegengeſetzt hatte, als heilſam an. Goethe's Erzählung von Pleſſing's nachmaligem Beſuch in Weimar und einer angeblichen Ueberraſchungsſcene iſt daher ein Irrthum, und das dabei angezogene Bleiſtift-

blättchen eben ſo apokryph, wie das dem Kellner in Werningerode übergebene.

Zwiſchen beiden beſteht nachmals das beſte Vernehmen. Goethe überſendet an Pleſſing ein Exemplar der erſten Sammlung ſeiner Werke und erhält von ihm deſſen wiſſenſchaftliche Schriften, ſowie ſie veröffentlicht werden. Er verſichert, Gelegenheit gehabt zu haben, ihm reelle Dienſte zu leiſten, worunter vielleicht Geldunterſtützungen zu verſtehen ſind, da Pleſſing in Duisburg ſich in ſehr dürftigen Verhältniſſen befand. Daß er ihn auf der Rheinreiſe von 1792 in Duisburg aufſucht und „das Zurückſchauen in jene früheren Tage beiden Theilen einige angenehme Stunden gewährt“, geſtattet einen Rückblick auf die Theilnahme, mit der er den Lebensgang des vielgeprüften Mannes begleitet hatte.

Schließlich ſei noch bemerkt, daß Goethe's Erläuterungen zu der Ode „Harzreiſe im Winter“ ſowohl in ſeinem Bericht als in der ſpäter geſchriebenen Abhandlung nicht ganz genau ſind. Das Gedicht ſoll, etwa wie „Wanderers Sturmlied“, während der Reiſe entſtanden und ſtückweiſe friſch niedergeſchrieben ſein. Es hat aber einen ſo kunſtvollen Bau, den beſten Klopſtockſchen Oden gleich (man denke an deſſen „Zürcherſee“), daß ſich in der Einſamkeit nur die einzelnen Bilder zu einem Ganzen zuſammenreihen mochten — das Erſcheinen des Geiers nach der Abreiſe von Elbingerode (nicht am Ettersberg, wo Goethe ſchon den Anfang des Gedichts entſtehen läßt), der Beſuch bei Pleſſing, von dem der ganze mittlere Theil der Ode als der Hauptſache handelt, das Beſteigen des

Brockens, die nächtlichen Abenteuer auf grundloſen Wegen, worüber er gerade in den letzten Tagen der Reiſe am meiſten zu klagen hatte. Da er das fertige Gedicht erſt im Auguſt des folgenden Jahres als „fliegende Streifen von den tauſend Gedanken in der Einſamkeit“ ſeinem Freunde Merck überſandte, ſo mag es unſer Dichter ſeiner Gewohnheit gemäß erſt lange im Geiſte mit ſich herumgetragen haben, ehe er es in ſeiner jetzigen Form niederſchrieb.

Ueber

Goethe's römiſche Elegieen und venetianiſche Epigramme.

1851.

So sehr auch der Aesthetiker sich gedrungen fühlt, Goethe's Dichtungen vom Standpuncte der Idee aus zu betrachten und nach dem Maßstabe des Idealbegriffs der Schönheit ihren Werth und ihre Bedeutung zu messen, gewinnt doch die Ansicht mehr und mehr Boden, daß das feinere Gewebe derselben nur mit Hülfe eines gründlichen, selbst mikrologische Untersuchungen nicht scheuenden Eindringens in die Lebensverhältnisse, in die Entwicklungsphasen der Individualität unsers Dichters sich unserm Auge enthüllt. Mehr oder minder wurzeln sie alle in eigenthümlichen Situationen seines Lebens und fixiren irgend eine entschieden hervortretende Anschauungsweise, irgend einen gehaltvollen Conflict seiner innern Natur mit den Erscheinungen der äußern Welt. Es machte daher von seinem ersten jugendfrischen Auftreten an sich gleichsam instinctmäßig der Takt geltend, überall nur das zu ergreifen und poetisch zu gestalten, was seiner individuellen Lage und Stimmung gemäß war, und auch dies wieder sogleich fallen zu lassen, sobald die Dichtung in seinem Innern ihre anfängliche Basis verloren hatte. Ward die eine oder andere solcher

unvollendet gebliebenen Dichtungen wieder aufgenommen und fortgeſponnen oder überarbeitet, ſo lag der Grund nicht in einem energiſchen Entſchluß des ſeiner Kunſt jederzeit ſichern Dichters, der „die Poeſie commandirt“ (was ſich zum Theil von Schiller's letzten dramatiſchen Arbeiten behaupten laſſen möchte), ſondern in der Wiederkehr der Situation, in der ſie begonnen war. Iphigenie konnte umgearbeitet werden, als der Dichter, fern von den Geliebten in der Heimat, als ein einſamer, in ſich verſchloſſener Pilger durch Italien zog und ſeine Sehnſucht nach dem Genuß des Höchſten, was die Kunſt hervorgebracht, ſich in die Sprache der reinſten weiblichen Idealität kleidete. Taſſo wäre Fragment geblieben, wenn nicht die elegiſche Empfindung, womit er von einer glücklichen Lebensepoche ſchied, die Klagen eines leidenden Dichtergemüths aufs neue in ſeiner eigenen Bruſt lebhaft hervorgerufen hätte. Dagegen mußten Elpenor, über deſſen zunächſtliegende Veranlaſſung wir noch nicht hinlänglich aufgeklärt ſind, und Nauſikaa, das Kind der ſicilianiſchen Wanderfahrt, unvollendet bleiben, weil die darin niedergelegte poetiſche Idee allein nicht Anziehungskraft genug hatte, um in veränderter Lebenslage zur Fortſetzung einzuladen. Die Bearbeitung der natürlichen Tochter mußte in demſelben Moment ein Ende finden, wo der Kreislauf der Revolutionsereigniſſe, aus denen dieſe Trilogie ihren Inhalt entnahm, durch die Wiederherſtellung der franzöſiſchen Monarchie als abgeſchloſſen erſchien.

Das eben iſt der Hauptunterſchied zwiſchen Goetheſcher und Schiller'ſcher Poeſie, daß Schiller durch die

Idee, welche er zu ſinnlicher Anſchaulichkeit hervortreten laſſen will, an ſeine Dichtungen gefeſſelt wird, Goethe dagegen durch die innige Beziehung, in der ſie zu einem prägnanten Momente ſeiner individuellen Entwicklungsgeſchichte ſteht. Zum Verſtändniß der Dichterwerke Schiller's trägt die Kenntniß ſeiner eigenen Lebensvorgänge ſehr wenig bei. Goethe's Dichtungen dagegen ſind poetiſche Spiegelungen ſeines eigenen Daſeins, das ſie in allen Wandlungen und Uebergängen, in allen Abſtufungen, bald bis zum Höchſten hinauf, bald bis zum Niveau des Gewöhnlichen herab, begleiten, und den Schlüſſel zum Eingang in ihr Geheimſtes reicht uns nur die Kenntniß des Details ſeines Lebens.

Während Goethe durch ſeine autobiographiſchen Berichte manches dahin Bezügliche aufgehellt hat, iſt er doch in manchen Fällen durch den offen eingeſtandenen „Tic", dem Publicum gegenüber ſich geheimnißvoll zu verſtecken, zurückgehalten worden, uns einen klaren Einblick in das Entſtehen ſeiner Dichtungen zu gewähren. In ſeinen Briefen an Herrn von Reinhard findet ſich in Bezug darauf ein merkwürdiges Geſtändniß (S. 33): „So viel hab' ich überhaupt in meinem Lebensgange bemerken können, daß das Publicum nicht immer weiß, wie es mit den Gedichten, ſehr ſelten aber, wie es mit dem Dichter daran iſt. Ja, ich läugne nicht, daß, weil ich dieſes ſehr früh gewahr wurde, es mir von jeher Spaß gemacht hat, Verſteckens zu ſpielen."

Dies Verſteckenſpielen hat Goethe mit beſonderem Glück bei ſeinen römiſchen Elegieen und venetia-

niſchen Epigrammen in Anwendung gebracht. Es lenkt unſere Aufmerkſamkeit von Weimar weg nach dem Boden Italiens, und es iſt daher die Annahme ziemlich allgemein, daß dieſe beiden Sammlungen in Rom und Venedig entſtanden ſeien. Wie irrig dieſe in Betreff der römiſchen Elegieen ſei, hat bereits Viehoff nachgewieſen, indem er an den wenig beachteten Fingerzeig erinnert, den Goethe ſelbſt über die Entſtehung und nähere Veranlaſſung dieſer Gedichte in dem, den Schilderungen der Campagne angehängten, biographiſchen Berichte uns gegeben hat. Nachdem der Dichter von der Zurückgezogenheit, in die er nach der Rückkehr aus Italien durch ſeine Kunſt- und Naturſtudien verſetzt worden ſei, geredet hat, fügt er hinzu: „In der Einſamkeit der Wälder und Gärten, in den Finſterniſſen der dunklen Kammer (der optiſchen Studien wegen) wär' ich ganz einzeln geblieben, hätte mich nicht ein glückliches häusliches Verhältniß in dieſer wunderlichen Epoche zu erquicken gewußt. Die römiſchen Elegieen, die venetianiſchen Epigramme fallen in dieſe Zeit."

Durch dieſe Angabe ward Viehoff veranlaßt, die Elegieen, ſtatt mit einer beglückenden römiſchen Liebe, in unmittelbare Verbindung mit dem bald nach der italieniſchen Reiſe angeknüpften Verhältniß zu Chriſtiane Vulpius in Verbindung zu bringen und ſie, im Widerſpruch mit der den Goethe'ſchen Werken angehängten „Chronologie," in das Jahr 1789 oder den Anfang des nächſten Jahres zu ſetzen. Dieſe Deutung wird uns, abgeſehen von dem Selbſtgeſtändniß des Dichters, durch den Inhalt der Elegieen ſo nahe gelegt, daß

es ſchwer zu begreifen iſt, weshalb man lieber zu einem römiſchen Liebesabenteuer ſeine Zuflucht nahm, als an das ganz bekannte häusliche Verhältniß Goethe's anzuknüpfen. Der Grund war kein anderer, als daß Chriſtiane Vulpius, Goethe's nachmalige Gattin, in ſpäteren Jahren zu ſehr als unliebenswürdig bekannt war, um fähig zu ſcheinen, ein Dichtergemüth zu begeiſtern; man dachte ſich zwiſchen ihr und Goethe's Dichtungen ſo wenig eine Beziehung, daß man geradezu behauptete, ſie ſei von dem Dichter, der ſo manche frühere Geliebte mit dem Kranz der Muſe bedacht hatte, übergangen worden! Niemand mochte ſie dem anmuthigen Bilde unterſchieben, das die dichteriſche Phantaſie als römiſche Fauſtine vor uns hinſtellt. Wir haben es jedoch hier nur zu thun mit den erſten Jahren jener „Ehe," wie Goethe dieſe Verbindung ſchon damals zu nennen liebte, als er zu einer kirchlichen Weihe derſelben ſich noch nicht entſchließen konnte. Damals fühlte ſich Goethe wirklich durch ſie „beglückt," und es fehlte daher dieſer Verbindung auch der poetiſche Reiz nicht. Der gewöhnlichen Anſicht, daß ſie nicht über das ſinnliche Bedürfniß hinausgegangen ſei, laſſen ſich unter Anderm, was auszuführen hier zu weitläufig ſein würde, die Schlußverſe der an Chriſtiane gerichteten didaktiſchen Elegie „Metamorphoſe der Pflanze" entgegenhalten.

Da ſich Goethe durch ſein Liebesbündniß mit der modernen Sitte in Widerſpruch geſetzt hatte und es nur auf dem Standpuncte der antiken Sittenbegriffe vor ſich ſelbſt rechtfertigte, ſo nöthigte ihn die Natur dieſes Verhältniſſes, ſobald es in die poetiſche Dar-

ſtellung übergehen ſollte, zu der Form der römiſchen Elegie, welche ähnliche Liebesfreuden mit dem höchſten Glanze, womit die poetiſche Kunſt ſie zu ſchmücken vermag, umgeben hat. Daß Knebel ſich mit der Nachbildung römiſcher Elegiker beſchäftigte, mag nicht ohne Einfluß geblieben ſein. Auch Goethe hatte ſich in Rom viel mit den römiſchen Dichtern beſchäftigt und ſich wahrſcheinlich in Ueberſetzungen und Nachbildungen verſucht. Eine Elegie Ovid's trug er im Geiſte mit ſich, „als ihm in Rom des Theuern ſo viel zurückblieb.“ Alſo die Vorbilder lagen ihm nahe genug.

Wiewohl ich nun in der Hauptſache der Interpretation Viehoff's beipflichte, glaube ich doch den Zeitraum des Entſtehens der römiſchen Elegieen weiter ausdehnen zu müſſen. Der erſte Anſatz reicht wahrſcheinlich ſchon in das letzte zu Rom verlebte Halbjahr hinein, wo leidenſchaftliche Liebesneigungen, über die wir nur unvollkommene Aufſchlüſſe erhalten, das Gemüth des Dichters beſchäftigten und ihm den Abſchied von Rom ſo ſchwer und ſchmerzlich machten. Die flüchtige Aeußerung in einem Briefe von dort: „Auch habe ich einige Idyllen gefunden,“ deutet die Idee an, aus der die römiſchen Elegieen hervorgingen, und in dieſer Beziehung möchte das chronologiſche Verzeichniß der Goethe'ſchen Werke nicht ſo ganz Unrecht haben. Allein damals ſcheint Goethe ſich zu ſeinen erotiſch-elegiſchen Gedichten mehr der dem Antiken ſich nähernden kürzeren reimloſen Verſe bedient zu haben, wie ſie in „Amor als Landſchaftsmaler,“ „Cupido loſer eigenſinniger Knabe“ und zuletzt

noch in den „Morgenklagen (vom Jahre 1789) angewandt ſind. Letzteres Gedicht ſtellt ſich durch ſeinen Inhalt ſo nahe an die römiſchen Elegieen, daß man zu der Annahme berechtigt iſt, es würde zu einer antik gemeſſenen Elegie geworden ſein, wenn ihm dieſe Form ſchon ſo geläufig, wie ſpäter, geweſen wäre. Die ſiebente Elegie, welche nicht zu den erotiſchen gehört, hat am meiſten römiſches Colorit; ſie gedenkt der düſteren Wege des unbefriedigten Geiſtes, jener Epoche der Schwermuth, der er durch den raſch ausgeführten Entſchluß der Reiſe ſich entwand, und iſt von keiner ſpätern Stimmung influenzirt; ſie dürfte die älteſte in der Reihe ſein, vielleicht die Umarbeitung eines in Rom verfaßten Gedichtes. Auch die erſte Hälfte der dreizehnten dürfte dahin zu rechnen ſein. Die zweite dagegen iſt wohl erſt in die Zeit zu ſetzen, wo der Dichter froh iſt, wenn er vor dem leeren Geſpräch der gewöhnlichen Geſellſchaft, vor dem politiſchen Hin- und Herreden ſich in die Arme der Liebe flüchten kann. Das Diſtichon:

„Und ſo mußt' ich bis jetzt auf allen Tritten und Schritten
Schelten hören das Volk, ſchelten der Könige Rath."

erinnert uns an eine analoge Aeußerung in einem Briefe an Jacobi vom 18. Auguſt 1792: „Es kann nicht fehlen, daß man nicht in allen Geſellſchaften lange Weile habe; denn wo Zwei oder Drei zuſammenkommen, hört man gleich das vierjährige Lied pro und contra wieder heraborgeln und nicht einmal mit Variationen, ſondern das crude Thema." Dies politiſche Geſpräch iſt das „Marlbrough-Lied," „das den Wanderer überall hin durch Europa verfolgt." Da

auch der „wüthenden Gallier“ gedacht wird, ſo dürfte dieſe Elegie erſt nach der Rückkehr von der Campagne des Jahres 1792 gedichtet ſein. Die Elegie, welche er vom Feldlager vor Mainz (1793) an Jacobi zu ſenden verſpricht, gehörte ohne Zweifel dem Cyklus an.

Hinſichtlich der Kritik und Beurtheilung der venetianiſchen Epigramme ſind wir in gleichem Falle. Der gewöhnlichen Meinung zufolge, der auch noch Viehoff ſich anſchließt, wäre dieſe Sammlung von 103 Epigrammen (nach der Zählung der neueſten Ausgaben 104 oder 107) während der zweiten italieniſchen Reiſe im Frühling des Jahres 1790 entſtanden, als Goethe in Venedig mehrere Wochen auf die Ankunft der aus dem Süden zurückkehrenden Herzogin Amalia wartete und darauf mit ihr und ihrem Gefolge noch einige Zeit daſelbſt zubrachte. Die Aufſchrift „Venedig 1790,“ das Motto: „wie man Geld und Zeit verthan, zeigt das Büchlein luſtig an“ und das Schlußepigramm ſcheinen auch die Anſicht zu rechtfertigen, daß dieſe Sammlung ein in ſich abgeſchloſſener Cyclus poetiſcher Lichtblicke der Reiſetage ſei. Dennoch glaube ich zu der Annahme berechtigt zu ſein, daß wir eine Sammlung der kleineren Elegieen und Epigramme vor uns haben, welche ſeit der Rückkehr von der erſten italieniſchen Reiſe bis zum Erſcheinen der Epigramme im Muſenalmanach von 1795 bei verſchiedenen Anläſſen entſtanden ſind.

Ein anſehnlicher Theil weiſt uns allerdings nach Venedig; ſie ſind leicht an den Localbeziehungen kenntlich. Dieſe enthalten flüchtig hingeworfene Bilder

aus dem venetianiſchen Volksleben, Anſpielungen auf venetianiſche Gemälde, deren Betrachtung ſein hauptſächlichſter Zeitvertreib während des Aufenthaltes in Venedig war. Dieſe Gruppe der Epigramme wendet ſich nur theilweiſe zu dem tiefern Gehalte des Lebens; ſie verräth eine gewiſſe Erſchlaffung des Geiſtes und contraſtirt auffallend mit der geiſtigen Elaſticität und der Jugendlichkeit, die uns aus den Briefen von dem erſten Aufenthalt in Venedig, wo die Umdichtung der Iphigenie ihn in einſamen Stunden beſchäftigte, entgegenhaucht. Durch dieſe Gedichtchen wird es uns begreiflich, daß ſich Goethe bei ſeinem nächſten Aufenthalt am Rhein wieder ſo lebhaft für die Werke der niederländiſchen Malerſchule intereſſiren konnte, während kurz zuvor die italieniſchen Meiſter ihn ganz hinzunehmen ſchienen. Bettinens Gaukeltänze, die ſchöne Bettlerin, die ſich ſchlängelnden Schliche der Lacerten, wobei gelegentlich ſogar in die Spelunke ein Blick geworfen wird — alles dieſes ſind Genrebilder in niederländiſcher Manier.

In der Gruppe der erotiſchen Epigramme, welche zwiſchen jene eingefügt worden ſind, haben wir nicht die Geſchichte eines venetianiſchen Liebesabenteuers zu ſuchen — denn „das Glück, den Buſen der Schäferin mit Blumen zu ſchmücken, läßt ihn der Mai entbehren“ — ſondern ſie ſind, wie ſchon die obenerwähnte Aeußerung des Dichters andeutet, die epigrammatiſchen Beigaben zu den römiſchen Elegieen, deren achte und zehnte ſchon dieſelbe Form angenommen haben, ſo daß es uns nicht auffallen würde, wenn dieſe unter der letzten Dekade der Sammlung eine

Stelle gefunden hätten. Sie haben eine ganz gleiche Beziehung auf das glückliche häusliche Verhältniß und schildern uns mit demselben Tone des Entzückens das Glück des gegenwärtigen Liebesgenusses. Die Epigramme der Trennungszeit fließen aus derselben Quelle, indem sie das Mißvergnügen des von dem Liebchen Entfernten ausdrücken und auf den „Magnet im Norden" hinweisen. Die letzten in der Reihe dieser Epigramme scheinen dem Jahr vor der venetianischen Reise anzugehören, wo ihm die Geliebte die willkommene Aussicht auf Vaterfreuden gab.

Vereinzelt steht das elegische Epigramm:

Eine Liebe hatt' ich: sie war mir lieber als Alles!
Aber ich hab' sie nicht mehr! Schweig und ertrag den Verlust!

In diesem hat man seltsamer Weise eine Beziehung auf Friederike Brion finden wollen. Am einfachsten jedoch bezieht man es auf die Auflösung der einst sein ganzes Wesen beherrschenden Liebe zu Charlotte von Stein.

Zwei andere Gruppen dieser Epigrammensammlung, die literarischen und die politischen, sind unstreitig spätern Ursprungs und betreffen zum Theil Dinge, die ihm in dem heitern Müssiggang in Venedig nicht in den Sinn kommen konnten. Die literarischen leiten bis zu den Xenien hin, deren schroff abfertigenden Ton sie bereits anschlagen. Das Epigramm:

„Mit Botanik giebst Du Dich ab? Mit Optik? Was thust Du?
Ist es nicht schönrer Gewinn, rühren ein zärtliches Herz?
Ach die zärtlichen Herzen! Ein Pfuscher vermag sie zu rühren;
Sei es mein einziges Glück, dich zu berühren, Natur!"

würde, in zwei Diſtichen vertheilt, aufs treffendſte in Reihe und Glied mit den Xenien ſtehen. Die Hinweiſung auf die optiſchen Studien, die xenienartigen Angriffe auf Newton konnten erſt in den Jahren ausgeſprochen werden, wo Goethe ſeine Farbentheorie der Newton'ſchen entgegenzuſetzen begann. Die miſanthropiſchen Ausſprüche, z. B. daß der Menſch gleich dem Hunde ein erbärmlicher Schuft ſei, datiren aus jenen Tagen der Verſtimmung, wo er den Reineke Fuchs als Spiegel der „ungeheuchelten Thierheit der Menſchenwelt" willkommen hieß.

Aus derſelben Zeit politiſcher Aufregung, gerade aus der Mitte der Revolutionsbewegung, ſtammen die politiſchen Epigramme, welche wahrſcheinlich mit dem politiſchen Drama „die Aufgeregten" gleichzeitig ſind, indem ſie daſſelbe Juſte-Milieu zwiſchen ariſtokratiſcher Willkürherrſchaft und revolutionärer Volkserhebung vertreten. Sie können, gleich wie jenes Drama, beweiſen, daß Goethe, trotz ſeiner Abneigung gegen anarchiſche Selbſthülfe des Volkes, recht gut wußte, was noth that. Wenn er gleich die „Freiheitsapoſtel" abfertigt, „die am Ende doch nur jeder Willkür für ſich ſuchen", und von der Menge, „die nie verſteht für ſich zu wollen" und zuletzt gegen die eigene Tyrannei eines Beſchützers bedarf, kein Heil erwartet, ſo beklagt er doch zugleich das arme Blech, das unter dem herrſchenden, willkürlich zuſchlagenden Hammer ſich krümmt, ermahnt zur Redlichkeit gegen die Menge, wodurch man ſie zum Menſchlichen anführen würde, während alle rohen Betrogenen ungeſchickt und wild ſeien, und erkennt es noch an, daß ein Toller in

Freiheit oft weiſe Sprüche rede, wenn Weisheit in Sklaven verſtumme.

Das Gedicht zum Preiſe des Herzogs Karl Auguſt iſt weit ſpätern Urſprungs und nachher dem Epigramm der Dichterwünſche als das Lied der Erfüllung angereiht. Daher haben ſich die neueſten Herausgeber der Goethe'ſchen Werke auch berechtigt geglaubt, noch einige andere Epigramme geeigneten Orts nachträglich einzuſchalten.

Hierdurch dürfte hinreichend die Behauptung erwieſen ſein, daß wir in dieſem Epigrammencyklus nicht das Product einiger venetianiſchen Wochen beſitzen, ſondern eine bunt zuſammengeleſene, aus mehreren Gruppen beſtehende Sammlung von Epigrammen verſchiedener Jahre, „wie ſie der gute, wie ſie der böſe Geiſt gezeugt hat," und der Dichter, dieſes verſchiedenartigen Urſprungs ſich bewußt, konnte daher mit Recht ſagen:

Wie dem hohen Apoſtel ein Tuch voll Thiere gezeigt ward,
Rein und unrein, zeigt, Lieber, das Büchlein ſich Dir.

Schiller und Margarete Schwan.

1858.

Wenn ich gleich weit davon entfernt bin, Schiller's Liebesneigungen in seiner Jugendperiode mit Julian Schmidt kurzweg als Faseleien zu bezeichnen, so kann ich ihnen doch keineswegs die Bedeutung oder gar den poetischen Schimmer zugestehen, womit sie in der Erzählung sentimentaler Biographen ausgestattet werden, welche, verlegen um romantische Verzierungen eines an poetischen Momenten nur dürftigen Lebensganges, in jenen flüchtigen Verhältnissen ein leidenschaftliches Gefühl oder eine tragische Wendung der Lebensgeschicke unsers großen Dichters zu erkennen meinen. Schiller's Jugend verfloß in stürmischem Drange, der nirgends eine friedliche Stätte, nirgends ein bestimmtes Ziel fand. Mit einer Charlotte von Kalb mochte er damals schwärmen und sich in Lauraphantasieen ergehen, jener excentrischen Liebeslyrik, die wenig Vertrautheit mit der Sprache des Herzens verräth: die stille Anmuth einer einfachen weiblichen Natur vermochte seinen unruhigen Geist nicht dauernd zu fesseln. In Beziehung darauf möchte es nicht überflüssig sein, Schiller's Verhältniß zu Margarete Schwan mit einigen Worten zu beleuchten, da es die Sucht, aus nichts etwas zu machen, wiederholt

in einem falſchen Lichte dargeſtellt hat, um die Jugendgeſchichte des Dichters mit einer unglücklichen Liebe auszuſchmücken, die in That und Wahrheit gar nicht vorhanden war.

Margarete war die älteſte Tochter des angeſehenen und wohlhabenden Buchhändlers Schwan in Mannheim, der gleich beim Erſcheinen der „Räuber“ Schiller's poetiſches Talent zu ſchätzen wußte und der Verleger ſeiner beiden nächſtfolgenden dramatiſchen Werke ward. Während ſeines Aufenthalts in Mannheim ſtand Schiller in vertrautem Verkehr mit Schwan, in deſſen gaſtlichem Hauſe ſich die literariſchen Notabilitäten Mannheims häufig zu verſammeln pflegten. Margareten widmete der junge Dichter einige Aufmerkſamkeit, welche indeß über die Grenzen conventioneller Galanterie nicht hinausging. Er las ihr Scenen aus ſeinen Stücken vor und recitirte ihr Verſe mit beſonderem Ausdruck. Uebrigens war ſein Benehmen gegen ſie ernſt und zurückhaltend. Sie war, wie Caroline von Wolzogen berichtet, ein ſehr ſchönes Mädchen mit großen ausdrucksvollen Augen und von ſehr lebhaftem Geiſte, welcher ſie mehr zur Welt, Literatur und Kunſt als zur ſtillen Häuslichkeit hinzog. Schon in früher Jugend gewann ſie eine ausgezeichnete Bildung, lernte aber auch die Kunſt ſie geltend zu machen. In dem Bildniß, das ſich in dem wenig bekannt gewordenen Werke von Götz „Geliebte Schatten“ befindet (nach einem in der Schwan'ſchen Familie aufbewahrten Oelgemälde), hat ihr Geſicht regelmäßige Formen, doch ſtrenge Züge mit einem Anflug von Stolz, mehr ſchön, als anmuthig.

Wenn man bedenkt, daß Schiller nachmals seiner Braut gesteht, Mannheim erinnere ihn an eine miserable Leidenschaft, die er dort im Herzen getragen — hätte er dabei an eine reine Jugendliebe gedacht, so würde er sich des Geständnisses nicht zu schämen gehabt haben — wenn man ferner eine Stelle in einem Briefe an Frau Wolzogen vergleicht, wo er bei der Klage über die „Unbedeutendheit der Frauenzimmer" in Mannheim nur eine Schauspielerin hervorhebt, mit der er gern und oft verkehre, endlich wenn man auf die Scene des Abschieds von Charlotte von Kalb blickt, wo die Heftigkeit des Schmerzes sich von beiden Seiten in Ausdrücken der höchsten Leidenschaft Luft macht, bis zuletzt „Mund und Blick verstummen und jeder zagt des Andern Wort zu vernehmen" (Charlottens eigene Worte), wenn man alles das zusammenfaßt, was will der Abschied von Margareten bedeuten, wo sie sich ein Andenken überreichen und sich das Versprechen geben — einander zu schreiben! Nicht ihr, sondern Charlottens Bild steht vor seiner Seele, wenn er beim Scheiden aus Mannheim an Körner die Worte schreibt: „Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund, und was mir vielleicht noch theuer sein könnte, davon scheiden mich Convenienz und Situation."

In den ersten Frühlingstagen des Jahres 1785 verließ Schiller das ihm unleidlich gewordene Mannheim und langte am 14. April in Leipzig an, begleitet von hochfliegenden Entwürfen für die Zukunft. Bei der Abreise aus Mannheim hatte ihm der Gedanke

geſchmeichelt, ſich in Leipzig zur Rechtswiſſenſchaft zu wenden und an einem der kleinen ſächſiſchen Höfe eine Anſtellung zu ſuchen; es war mehr als Scherz, wenn er ſeinem Freunde Streicher beim Abſchied die Hoffnung ausſprach, einmal Miniſter zu werden. In Leipzig verſchwand dieſer Traum, von dem Marquis Poſa noch die Spur trägt. Er dachte an die Möglichkeit, ſich als Arzt eine bürgerliche Exiſtenz zu gründen, und kaum war dieſer Plan ergriffen — zur Ausführung war noch nicht der erſte Schritt gethan —, als er am 24. April an Schwan einen ausführlichen Brief ſchrieb, aus dem der auf Margarete bezügliche Theil hier eine Stelle finden muß. Nachdem er die Reiſe und den erſten Eintritt in Leipzig geſchildert hat, fährt er fort: „Hier bin ich Willens ſehr fleißig zu ſein, an dem Carlos und der Thalia zu arbeiten, um, was Ihnen das Angenehmſte zu hören ſein wird, unvermerkt mich wieder zu meiner Medicin zu bekehren. Ich ſehne mich ungeduldig nach dieſer Epoche meines Lebens, wo meine Ausſichten gegründet oder entſchieden ſein werden, und wo ich meiner Lieblingsneigung bloß zum Vergnügen nachhängen kann. Ueberhaupt hab' ich ja die Medicin ehemals con amore ſtudirt — ſollt' ich das jetzt nicht um ſo mehr können? Sehen Sie, beſter Freund, das könnte Sie allenfalls von der Wahrheit und Feſtigkeit meines Vorſatzes überzeugen; dasjenige aber, was Ihnen die vollkommenſte Bürgſchaft darüber leiſten dürfte, was alle Ihre Zweifel an meiner Standhaftigkeit verbannen muß, hab' ich noch bis auf dieſe Minute verſchwiegen. Jetzt oder nie muß es geſagt ſein. Nur meine Entfernung von

Ihnen giebt mir den Muth, den Wunſch meines Herzens zu geſtehen. Oft genug, da ich noch ſo glücklich war, um Sie zu ſein, oft genug trat dies Geſtändniß auf meine Zunge, aber immer verließ mich meine Herzhaftigkeit es herauszuſagen. Ihre Güte, Ihre Theilnahme, Ihr vortreffliches Herz haben eine Hoffnung in mir begünſtigt, die ich durch nichts als Ihre Nachſicht und Freundſchaft zu rechtfertigen weiß. Mein freier zwangloſer Zutritt in Ihrem Hauſe gab mir Gelegenheit, Ihre liebenswürdige Tochter ganz kennen zu lernen, und die freimüthige gütige Behandlung, deren Sie beide mich würdigten, verführte mein Herz zu dem kühnen Wunſch, Ihr Sohn ſein zu dürfen. Meine Ausſichten ſind bis jetzt unbeſtimmt und dunkel geblieben; nunmehr fangen ſie an, ſich zu meinem Vortheil zu verändern. Ich werde mit jeder Anſtrengung meines Geiſtes dem gewiſſen Ziel entgegen gehen. Urtheilen Sie ſelbſt, ob ich es erreichen kann, wenn der angenehmſte Wunſch meines Herzens meinen Eifer unterſtützen wird. Noch zwei Jahre, und mein ganzes Glück wird entſchieden ſein. Ich fühl' es, wie viel ich begehre, wie kühn und mit wie wenigem Recht ich es begehre. Ein Jahr ſchon iſt es, daß dieſer Gedanke meine Seele beſchäftigte; aber meine Hochachtung für Sie und Ihre vortreffliche Tochter war zu groß, als daß ich einem Wunſche hätte Raum geben ſollen, den ich damals durch nichts unterſtützen konnte. Ich legte mir die Pflicht auf, Ihr Haus ſeltner zu beſuchen und in der Entfernung Zerſtreuung zu finden! aber dieſer armſelige Kunſtgriff gelang meinem Herzen nicht. — Ich ſetze nichts mehr hinzu, als die Ver-

ſicherung, daß vielleicht hundert Andere Ihrer guten Tochter ein glänzenderes Schickſal verſchaffen können, als ich in dieſem Augenblick ihr verſchaffen kann: aber ich läugne, daß eines Andern Herz ihrer würdiger ſein wird. Von Ihrer Entſcheidung, der ich mit Ungeduld und furchtſamer Erwartung entgegen ſehe, hängt es ab, ob ich es wagen darf, ſelbſt an Ihre Tochter zu ſchreiben."

In Bezug auf dieſen Brief berichten uns Körner und Caroline von Wolzogen, Schwan habe, ohne Vorwiſſen Margaretens, Schiller eine ablehnende Antwort ertheilt und dieſe durch die Bemerkung zu mildern geſucht, ſeine Tochter eigne ſich wegen der Eigenthümlichkeit ihres Charakters nicht für Schiller. Allein erweislich verhält die Sache ſich anders. Dem Briefe Schiller's, der ſich noch im Beſitz der Schwan'ſchen Familie befindet und in Götz' „Geliebten Schatten" im Facſimile abgedruckt iſt, hat Schwan die Notiz beigeſchrieben: „Laura und Schiller's Reſignation iſt niemand anders als meine älteſte Tochter. Ich gab derſelben dieſen Brief zu leſen und ſagte Schillern, er möchte ſich gerade an meine Tochter wenden. Warum aus der Sache nichts geworden, iſt mir ein Räthſel geblieben." Die erſtere Behauptung iſt ein Irrthum, wozu Schwan verleitet wurde, weil er auf Schiller's Worte hin, die doch nur eine etwas ſophiſtiſche Entſchuldigung ſeines früheren Benehmens ſind, an eine jahrelang genährte und gewaltſam bekämpfte Leidenſchaft glauben mochte. Dem, der die Gedichte an Laura, zumal in ihrer älteſten Geſtalt, geleſen hat, braucht man das nicht erſt zu beweiſen; was hat wohl

das unschuldige Mädchen mit der „Entzückung“ oder dem „Geheimniß der Reminiscenz“ oder gar mit einer „Freigeisterei der Leidenschaft“ zu schaffen? An Margarete hat Schiller niemals geschrieben. Sie fühlte jedoch eine warme Zuneigung für ihn und hat dessen gegen ihre Vertrauten kein Hehl gehabt, daß ihr Schiller's Schweigen sehr wehe gethan hat. Schiller selbst fühlte sein Unrecht, wenn er einige Jahre später, als ein Brief Schwan's einen Gruß der Tochter enthielt, die Worte erwidert: „Also stehe ich doch noch bei ihr in einigem Andenken? In der That, ich muß erröthen, daß ich es durch mein langes Stillschweigen so wenig verdiene.“

Als er im Jahre 1793 in seine Heimat reiste, besuchte Margarete ihn und seine Gattin; diese fand sie sehr liebenswürdig und erzählte ihrer Schwester, Margarete sowohl als Schiller seien beim Wiedersehen sehr bewegt gewesen. Sie verheirathete sich später und starb im 36. Jahre an den Folgen einer Niederkunft. In Schiller's Dichtungen ist ihre Spur nicht zu finden, und von einer „vereitelten Liebes- und Lebenshoffnung“ kann also gar nicht die Rede sein.

Das „Räthsel“ dürfte indeß ganz einfach zu lösen sein. Der Brief war eine Uebereilung. Es war dem noch rathlos hin und her schwankenden Jüngling mit seiner Bewerbung ebenso wenig Ernst wie mit der Wiederaufnahme der medicinischen Studien; es war keine Herzenssache. Er sehnte sich jedoch nach einer unabhängigen, sorgenfreien Existenz, und in dem Briefe an Schwan liegt die Erwartung verschleiert ausgesprochen, daß dieser ihm mit der Einwilligung in

ein Verlöbniß dazu auf eine reellere Weiſe die Hand bieten möge, als deſſen Antwortſchreiben hoffen ließ. Daher ſein Schweigen auf Schwan's Vorſchlag, weil die Freundſchaft mit Körner ihm über Erwarten alles das gewährte, was er wünſchte, ſorgenloſe Muße zum Dichten, zum freien geiſtigen Schaffen. In dieſem einzigen, höchſten Verlangen vereinigt ſich Alles, was Schiller vom irdiſchen Daſein begehrt. Nur dann iſt er unglücklich, wenn ihm die Befriedigung deſſelben durch die Schranken des Irdiſchen, durch den Druck der Lebensverhältniſſe verkümmert wird. Frauenliebe nahm, bis er ſie durch ſeine Braut und Gattin kennen lernte, in der Scala ſeiner Wünſche eine ſo untergeordnete Stellung ein, daß er nicht lange vor ſeiner Verlobung noch an ſeinen Körner das offenherzige Bekenntniß ausſprach: „Könnteſt du mir innerhalb eines Jahres eine Frau von 1200 Thalern verſchaffen, mit der ich leben, an die ich mich attachiren könnte, ſo wollte ich dir in fünf Jahren eine Fridericiade, eine claſſiſche Tragödie und ein halbes Dutzend ſchöner Oden liefern."

Das glückliche Geſchick, welches Schiller's Leben ſo leitete, daß er von Stufe zu Stufe mehr veredelt ward und zu immer reinerer Harmonie ſeiner geiſtigen und ſittlichen Kräfte gelangte, führte ihm in Charlotte von Lengefeld eine Lebensgefährtin zu, durch die er den Werth einer ſchönen weiblichen Seele ganz erkennen und verſtehen lernte. Der Antheil, den ſie an Schiller's dichteriſcher und ſittlicher Größe hat, iſt noch lange nicht nach Gebühr gewürdigt worden.

Zur

Erinnerung an Ludwig Uhland.

1862.

Nicht ohne ſchmerzliche Bewegung ſehen wir die letzten Zeugen einer inhaltsvollen Geſchichts- und Culturperiode unſerer Nation aus unſerer Mitte ſcheiden, zumal wenn es ein Ludwig Uhland iſt, ein Mann, in deſſen offenem, reinem Herzen Alles, was unſer geiſtiges und nationales Leben Großes und Erhebendes hatte, eine theilnehmende Stätte fand, ein Dichter, deſſen Lieder durch unſere ſchönſten Jugenderinnerungen hindurchklingen und mit dem tiefſten Weſen unſeres Volkes aufs engſte verſchlungen ſind. Auch dieſe Sonne, deren mildleuchtende Strahlen den Liederfrühling in mancher deutſchen Bruſt geweckt haben, iſt nun hinabgeſunken und gehört einem vergangenen Tage an.

Im Jahre 1787 geboren, erhielt Uhland die erſte Dichterweihe zu der Zeit, als Schiller's Augen ſich ſchloſſen, in einer Zeit, wo die edelſten Geiſter in die „mondbeglänzte Zaubernacht“ der Romantik oder in die metaphyſiſche Welt der Idealphiloſophie flüchteten, um den Blick vor der wachſenden Schmach des Vaterlandes und dem Verfall aller nationalen Lebensthätigkeit zu verhüllen.

Mit Widerſtreben hatte er ſich der Rechtswiſſen-

Nicht ohne [illegible]
die letzten Zeugen einer [illegible]
Culturperiode unserer [illegible] ...nus
zumal wenn es ein [illegible] ...üthen
in dessen offenem [illegible] ...hatte.
geistiges und [illegible] ...aus, daß sie
hatte, eine [illegible] ...ten mensch-
dessen Lieder [illegible] wenn er die
hindurchklingen [illegible] ...ngt, wird sie ihm
Volkes aufs enge [illegible] Menschenherzens.
deren mildleuchtende [illegible] leidenschaftlich, haben
mancher deutschen [illegible] einfachen, kindlichen Töne
gesunken und [illegible] ...rt. Gleichwie Goethe, hat
Im Jahre [illegible] ...orm abgelauscht, die mit
Dichterweihe [illegible] ...volles Bild hervorruft und in
schlossen, in [illegible] die mächtigste Wirkung erreicht.
„mondbeg[illegible] von seinen Balladen und Romanzen,
[illegible] besten längst ein Gemeingut des Volkes
[illegible] und bleiben werden. Seine volks-
[illegible]fassung, sein zarter Sinn für die edelsten
menschlichen Gefühls haben ihn die seltene
[illegible]dlung der Stoffe gelehrt, durch welche

Digitized by Google

ſchaft widmen müſſen; allein die Poeſie, mit der frühzeitig literarhiſtoriſche Forſchungen Hand in Hand gingen, behielt ſeine Neigung, und der Romantik, wie ſie von Tieck, nicht ohne einen Grundzug Goetheſcher Kunſt feſtzuhalten, wieder erweckt war, gehörten ſeine erſten Liederklänge. Allein von vornherein bewahrte ihn ſein klarer, vaterländiſcher Sinn, ſein tiefes ſittliches Gefühl vor der verworrenen Myſtik, Zerfloſſenheit und Formloſigkeit, womit die dazumal hochgefeierten Vertreter dieſer Richtung über ihre innere Armuth und Leere zu täuſchen wußten. Er macht ſich nicht eine phantaſtiſche Welt künſtlich zurecht, um ſich, wie Novalis, aus dem poeſieloſen Leben der Gegenwart dahin zu ſehnen und das Gefühl des unlösbaren Contraſtes in elegiſchen Klagen auszuſprechen, ſondern er ſtellt ſich auf den Boden des Echtmenſchlichen; es iſt eine geſunde Natur, die ſich immer klar bleibt und in die Träume der Phantaſie die Wahrheit des Lebens zu legen weiß. Nur einer ſo reinen und wahren Individualität bot ſich ungeſucht die ſchöne, plaſtiſche Form dar, durch die Uhland alle ſeine romantiſchen Zeitgenoſſen, ſelbſt Ludwig Tieck, weit übertrifft; keiner unter ihnen reicht ſo nahe, wie er, an die harmoniſchen Formen der Goethe'ſchen Lyrik.

Dieſe Eigenſchaften ſind es, welche Uhland's Gedichte ſo populär gemacht haben; kein anderer unter den Epigonen der Heroen unſerer Literatur iſt ſo tief ins Volk gedrungen. Für einen ſolchen Dichter iſt auch die Zeit eines lebendigen Einwirkens auf die Nation nicht auf eine gewiſſe Reihe von Jahren beſchränkt; man verweiſt ihn nicht, ſobald neue geiſtige

Bewegungen auch neue Ziele und Richtungen hervorrufen, in das Gedächtnißrepertorium literarhiſtoriſcher Handbücher, ſondern was ſo wahr und lebendig aus dem tiefſten Innern eines reinen Dichtergemüths gefloſſen iſt, trifft immer wieder verwandte und empfängliche Herzen; der Frühling weckt ſtets aufs neue Freude und Hoffnung; der grüne Wald mit ſeinem tauſendſtimmigen Leben beſeligt das Herz des einſamen Wanderers, und die Lieder vom Glück der Liebenden, vom Scheiden und Wiederſehen, vom Grabe und von gebrochenen Herzen ſind unvergänglich wie das menſchliche Geſchlecht. Ein Zeitalter müßte im Materialismus ganz untergegangen ſein, das für die zarteſten Blüthen menſchlicher Empfindung keinen Sinn mehr hätte.

Das eben zeichnet Uhland's Lieder aus, daß ſie überall an die einfachſten und natürlichſten menſchlichen Verhältniſſe anknüpfen. Selbſt wenn er die Natur in ihrem Feiertagsſchmuck beſingt, wird ſie ihm ein Spiegelbild des freudeſeligen Menſchenherzens. Seine Liebeslieder, mehr innig als leidenſchaftlich, haben eine Objectivität, die an die einfachen, kindlichen Töne altdeutſcher Volkslieder erinnert. Gleichwie Goethe, hat er dieſen die gedrängte Form abgelauſcht, die mit wenigen Zügen ein lebenvolles Bild hervorruft und in der ſchlagenden Kürze die mächtigſte Wirkung erreicht.

Daſſelbe gilt von ſeinen Balladen und Romanzen, von denen die beſten längſt ein Gemeingut des Volkes geworden ſind und bleiben werden. Seine volksthümliche Auffaſſung, ſein zarter Sinn für die edelſten Regungen menſchlichen Gefühls haben ihn die ſeltene Kunſt der Behandlung der Stoffe gelehrt, durch welche

sie, woher sie auch entlehnt sein mögen, das Fremdartige verlieren und als ewig-wahre Bilder menschlichen Lebens an uns herantreten. Wie viele Romantiker neben ihm mühten sich ab, dem poesievollen Leben der Ritterzeiten des Mittelalters in ihren Dichtungen Gestalt zu geben; allein wem ist es wie Uhland gelungen, die verfallenen Ruinen der Burgen und Kapellen in unserer Phantasie wieder aufzubauen und mit dem Reiz eines idealen Lebens zu schmücken, so daß in dem Heldenthum der Vorzeit die Macht der Liebe, der Ehre und des Gesanges verklärt erscheint! Der Sänger in der Königshalle oder an den Pforten der ihn gastlich empfangenden Burg, die Jungfrauen, die von der Burgzinne ins Thal winken, Knaben, welche die Weihe zu Heldenthaten empfangen, und Ritter, die in den schwersten Proben Muth und Thatkraft des Mannes bewähren, während dieselben von Kampfeslust glühenden Herzen den zärtlichsten Gefühlen geöffnet sind — es hat Alles eine ideale innere Wahrheit, die zu keiner Zeit ihre Berechtigung verliert; es ist Charakter, es ist echtdeutsches Gemüth in Allem.

Gleichwohl macht sich das patriotische Gefühl, das seine späteren Dichtungen durchdringt, auf seiner ersten Entwickelungsstufe nur in schwachen Anklängen geltend. So lange die Napoleonische Zeit auf Deutschland lastete, schwiegen in ihm alle patriotischen Regungen, nicht als ob er den Haß gegen die Fremdherrschaft tief in der Seele verschlossen und in fernabliegenden Gebieten geistiger Thätigkeit die Gegenwart zu vergessen gesucht hätte, sondern er war ganz und gar ein sehnsuchts- und hoffnungsvoller Wallfahrer nach

der „verlorenen Kirche“; Sage und Dichtung der Romantik füllte sein Inneres aus. Auf diesem Gebiete bewegen sich daher seine Dichtungen, und die Oppositionsgedichte richten ihre humoristischen Pfeile wider die Gegner der Romantik, besonders den nüchternen Antiromantiker Weißer, der den Lesern von Uhland's Gedichten als „Spindelmann“ bekannt ist. In seinen Briefen aus jener Zeit findet sich kaum die leiseste Hindeutung auf die politischen Zeitereignisse, nicht, als die Tyroler in Waffen standen, selbst da nicht, als seine Landsleute mit den Trümmern der großen Armee von dem grausenvollen Leichenfelde Rußlands heimkehrten. Allein in dem Jahre der Erhebung Deutschlands aus seiner tiefen Schmach und des in allen seinen Einzelheiten unvergeßlichen Heldenkampfes des deutschen Volkes für seine Befreiung ergriff auch ihn jene Begeisterung, von der er selbst gestand, er habe eine ähnliche nie erlebt. Jetzt, da der Ruf fürs Vaterland erging, dünkte ihn „Alles, was er bisher von Minne, Mai und Wein gesungen, Tand“; dir, rief er dem Vaterlande zu, dir dem neuerstandenen, freien ist all mein Sinnen zugewandt! Auf ihn finden die Worte Anwendung, die er seinem Werner von Kyburg in den Mund legt, daß oft mitten ins Leben ein Tag tritt, der für alle Zeit ergreift, der unsrer Zukunft, allem unsern Thun die unabänderliche Richtung giebt. Das war für ihn der Moment, wo sein deutsches Vaterland sich aus dem Staube erhob und eine Zeit begann, wo das Edelste, was unsere Nation besitzt, zur herrlichsten Erscheinung kam — zwar kurz, doch groß genug zu unvergänglichem Andenken.

Wäre Uhland in Norddeutschland geboren, hätte ihn der Sturm der Zeit und der Drang des jugendlichen Enthusiasmus wie einen Theodor Körner in die Reihen der Kämpfer geführt, so würde er noch andere Weisen für den Ausdruck seines Vaterlandsgefühls gefunden haben, als jetzt, wo er, ein Würtemberger, dem Lauf der Ereignisse von fern zusah. Die Dichtungen, in denen er den Kampf um Freiheit und nationale Selbstständigkeit feierte, drangen nicht so tief ins Volk; allein sie zeichnen uns den edlen Charakter des vaterländischen Dichters in seinen schönsten Zügen.

Nur allzu rasch war ihm dieser zweite Liederfrühling verblüht. In Würtemberg begann mit der neuen Ordnung der Zustände der Streit um die Verfassung, dem Uhland sich mit ganzer Seele hingab. Er ward politischer Dichter. Es ist ein wackerer Charakter in den „Vaterländischen Gedichten" ausgeprägt. Der Dichter verfolgt nicht träumerische Phantasiebilder, sondern er mahnt zu einträchtigem Wiederaufbauen, warnt die Mächtigen und ist bemüht mit ernstem Zuruf „das alte gute Recht" zu schirmen. Allein was man auch nach dieser Seite hin Rühmliches von jenen Dichtungen sagen mag, man kann sich doch beim Lesen derselben der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die kalte Hand politischer Debatte allmählich den zarten Duft von Uhland's Poesie abgestreift hat. Es ist ein vergebliches Bemühen, den Inhalt eines Zeitungs-Leitartikels in ein poetisches Gewand zu kleiden, und nur, wo das vaterländische Gefühl als Mahnruf im Aufschwung thatenschwangerer Begeisterung oder als elegische Resignation erscheint,

gehört es der Poesie an. Uhland ist trefflich, wo er diese Saite anschlägt; sein „Wenn jetzt ein Geist herniederstiege“ ist die ergreifendste Elegie, die an dem Grabe vaterländischer Hoffnungen, durch welche die Befreiungsjahre ihre poetische Weihe erhalten hatten, gesungen worden ist.

Wenn Uhland in dem poetischen „Vorwort“, womit er 1815 die erste Auflage seiner Gedichte einleitete, die Hoffnung aussprach, daß jetzt, wo die Freiheit Deutschlands frisch aufgelodert sei, auch das Lied kräftig ans Licht steigen werde und die Gedichte seiner Jugendzeit — es war ihm schwer geworden für sie einen Verleger zu gewinnen — die Verkünder einer jüngern Brüderschaar sein würden, gesünder von Bau und Wuchs, so gedachte er ohne Zweifel Dichtungen von größerm Umfange und Gehalt zu schaffen, zu denen er sich ermuthigt fühlte. Eine glückliche Wahl wäre vielleicht ein epischer Stoff aus der vaterländischen Geschichte gewesen; denn zum Epos zog ihn seine dichterische Begabung mehr hin, als zum Drama. Gerade das, was seine Stärke ausmachte, das im Volksleben wurzelnde sittliche Gefühl, das gern beim sinnigen Ausmalen des Einzelnen verweilt, beschränkte ihn in der dramatischen Gestaltung welthistorischer Verwickelungen und in der Darstellung der in der dramatischen Handlung zusammenwirkenden Charaktere. Seine schaffende Kraft wird nur da erwärmt und belebt, wo seine lyrische Individualität sich innerhalb der ihr scharf gezogenen Grenzen bewegen kann, wo er, wie im „Ernst von Schwaben“, Freundestreue, Aufopferung und Heldenthat, oder im „Ludwig der

Baier" Edelmuth und Bruderliebe verherrlicht. Dieſe beide Dramen — ſeine einzigen, abgeſehen von einigen dramatiſchen Fragmenten, mit denen man unnöthigerweiſe die Sammlung ſeiner Gedichte beſchwert — führen uns einzelne glänzende Bilder vor, doch mehr in einer lyriſch-epiſchen Schilderung; die dramatiſche Kunſt des Dichters hat ſie nicht durch die Handlung und den Dialog zu lebensvoller Anſchauung zu bringen vermocht. Der edle Geiſt des Dichters weht uns gleichwohl auch in dieſen Dichtungen erquickend an; die Hauptcharaktere, einen Ernſt von Schwaben und Werner von Kyburg, einen Ludwig von Baiern und Friedrich von Oeſtreich, beſeelt jener hohe ſittliche Ernſt, durch den mehrere ſeiner Romanzen — wir erinnern nur an Bertran de Born und den Caſtellan von Couci — von ſo erhebender Wirkung ſind. Die keuſche, lyriſch erwärmte Sprache fließt in ruhigem Gleichmaß dahin; der Dichter verſchmäht alles Haſchen nach künſtlichen Effecten, mitunter zum Nachtheil der dramatiſchen Wirkung; denn wer könnte verkennen, wie ſehr, um nur Eines zu erwähnen, die Liebe des jugendlichen Herzogs Ernſt zu Hugo's Tochter, auf die jetzt nur im Vorübergehen hingedeutet wird, zur Belebung der dramatiſchen Handlung hätte verwandt werden können? Immerhin bleiben auch Uhland's Dramen ein würdiges Seitenſtück zu der Perlenſchnur ſeiner Lieder und Romanzen und ſollten, wenn ſie auch ſelten über unſere Bühne gehen, doch allen denen theuer bleiben, welche an der Hand der Poeſie Erhebung über das Gemeine und die kleinlichen Intereſſen des Lebens ſuchen oder, um mit Hartmann von

Aue zu reden, ſich ſchwere Stunden ſanfter machen wollen.

Mit dem Jahre 1819, wo das Drama „Ludwig der Baier“ erſchien, iſt Uhland's poetiſche Laufbahn als abgeſchloſſen anzuſehen. Wenn man für ſein Verſtummen als Grund anführt, es habe die Zeit der Reaction ſeinen Flug gehemmt, durch ſeine Wirkſamkeit in der würtembergiſchen Ständeverſammlung ſei dem Dichter die nöthige Ruhe und Muße entzogen, ſo iſt das eine jener wohlfeilen Erklärungen, mit denen man in neueſter Zeit ſtets bei der Hand iſt, um den Mangel dichteriſcher Productionskraft zu entſchuldigen. Zu einer Zeit, wo die Wolken ſchwer auf Deutſchland herabhingen, hat Schiller ſeine größten Meiſterwerke geſchaffen. Wir müſſen vielmehr Goethe's Urtheil, das er in einem Briefe an Zelter, wenn auch allzu herbe, ausſprach, in der Hauptſache als richtig anerkennen, daß Uhland jenes Prometheusfeuer, das die Menſchheit bezwingt, nicht zu Theil geworden war; es fehlte ihm der ſchöpferiſche Drang des Genius, der zu immer neuen Geiſtesſchöpfungen treibt; überdies verſchlangen die politiſchen Intereſſen den poetiſchen Trieb. Er hatte den Kreis ſeines Gemüthslebens mit ſeinen Dichtungen ausgefüllt und genug gelebt für die Unſterblichkeit. Und wenn Horaz ſich damit tröſtete, daß, ob auch Homer die erſte Stelle behaupte, neben ihm doch Pindar's und Alcäus' Geſänge unvergeſſen ſeien, und in den Liedern der Sappho die Gluth der Liebe noch die Herzen einer ſpäten Nachwelt rühre, ſo konnte auch Uhland ſeine Lieder getroſt an den Buſen des deutſchen Volkes legen mit der Ueberzeu-

gung, ihm sein Bestes gegeben zu haben und in den Herzen der Besten fortzuleben. Wo er später noch das Schweigen brach, reihen sich die kleinen Dichtungen, wie „Tells Tod“, „das Glück von Edenhall“, „die Bidassoabrücke“, in Gehalt und Form den werthvollsten der früheren Jahre an.

Nicht als Dichter allein, auch als Forscher auf dem Gebiet der poetischen Literatur und der germanischen Mythologie nimmt Uhland einen Ehrenplatz ein. Wie er als Anhänger der Romantik das Wesen und die culturhistorische Bedeutung des französischen Epos erforschte, so stellte er, seit er sich ganz der vaterländischen Dichtung zugewandt hatte, in „Walther von der Vogelweide“ ein Dichterleben der Vorzeit so klar vor uns hin, daß der Kritiker und der geistesverwandte Dichter sich in der Auffassung des deutschesten aller Minnesänger die Hand zu reichen schienen. Die kleine, anspruchslos auftretende Schrift hat mehr als lange Abhandlungen zum richtigen Verständniß des poesievollen Zeitalters der höfischen Gesangeskunst beigetragen.

Eine ähnliche Wahlverwandschaft zog ihn zu der Erforschung des älteren deutschen Volksliedes, wovon die kritische Sammlung, deren Herausgabe ihn in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte, ein bleibendes Denkmal ist. Fast möchten wir bedauern, daß hier der Dichter hinter den Kritiker ganz zurücktritt, und es ihm nicht gefallen hat, mit dem ihm verliehenen Zauberstabe der Dichtung die alten Weisen wieder zu beleben und, wie einst seine Jugendpoesie in „des Knaben Wunderhorn“ gegriffen hatte, jene noch nicht

ausgeschöpfte Quelle echter Poesie auch für unsere Lyrik wieder fließen zu lassen. Wo der Literarhistoriker gewinnt, geht die nationale Bildung, die auf der weitverbreiteten Masse productiver und empfänglicher Geister beruht, oft leer aus; wie Viele sind es denn, die nach den Urtexten unserer Volkslieder fragen?

Als Lehrer der Literaturgeschichte war Uhland ganz an seinem Platze; allein nur kurze Zeit nahm der ihm 1829 eröffnete Lehrstuhl an der Universität zu Tübingen seine Thätigkeit in Anspruch; er verzichtete darauf, als ihm auf Grund seiner Staatsanstellung der Eintritt in die würtembergische Kammer verweigert ward. Wie bei diesem Anlaß, so erscheint uns sein Charakter überall, auch in seiner ganzen politischen Wirksamkeit, fest und ehrenhaft, wenn auch das Urtheil nicht zurückgehalten werden kann, daß sein warmes patriotisches Gefühl nicht von staatsmännischer Einsicht und politischem Blick geleitet war. Seine Gefühlspolitik, die mit schwäbischer Zähigkeit an das „gute alte Recht“ sich festklammerte und in den beschränkten Verhältnissen seines Heimatlandes von Werth und Wirkung sein konnte, mußte ihrer Ohnmacht sich bewußt werden, als sie 1848 auf dem Frankfurter Parlamente sich mit der Aufgabe einer Umgestaltung der deutschen Reichsverfassung zu beschäftigen hatte. Doch blieb Uhland sich selbst getreu, ein Ritter ohne Furcht und ohne Tadel, als er den Trümmern des Parlaments nach Stuttgart folgte, wo er und seine wenigen Genossen von dem Militär auseinander getrieben wurden. Indeß war es ihm gewährt, in seinem geliebten, friedlichen Tübingen den Abend seines Lebens,

von treuen Freunden umgeben, hinzubringen, von den Leiden des Alters nicht heimgesucht außer in dem letzten Jahre.

Das deutsche Volk hat seinen Dichter nie verkannt. Festaufzüge sind oft zu seinem freundlichen Hause an der Neckarbrücke gewallt, Freudenschüsse haben das Schiff begrüßt, auf dem er auf dem Rhein vorüberfuhr, er war überall eine willkommene, verehrte Erscheinung. Wo irgend ein Pfeil des Neides oder der Verleumdung auf seinen Ehrennamen abgedrückt wurde, sprang er, wie es Heine hat erfahren müssen, auf den Urheber zurück. Ein Ehrengefolge, wie es Tübingen selten in seinen Mauern sah, hat dem vaterländischen Sänger die letzte Ehre erwiesen. Trauernd und segnend steht ein ganzes Volk an einer Gruft, welche die irdische Hülle eines seiner Edelsten und Besten barg, mit ihm des Wunsches Erfüllung hoffend, den der greise Dichter in einem seiner letzten Lieder aussprach:

Wohl werd' ich's nicht erleben,
Doch an der Sehnsucht Hand
Als Schatten noch durchschweben
Mein freies Vaterland.

Bremen. Druck von J. G. Dierckſen.

U.C. BERKELEY LIBRARIES
C022111001

Digitized by Google